P. o. germ. 1929 r / 1 Koenig

# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.**

# Deutsche Familien.

Novellen aus dem Leben.

von

Heinrich Koenig.

Erster Band.



Wiesbaden.
C. W. Kreidel's Verlag.
1862.

# Deutsche Familien.

Erster Band.

# Inhalt.

I.

# Wider Erwarten.

## 1.

Doktor Melzer, der junge Gelehrte, legte die Riesenblätter der Zeitung, die er nach Tische zu lesen pflegte, beiseit, um die Fenstergitter zu öffnen, von denen sich eben die Nachmittagssonne zurückgezogen hatte. Da er Klavierspiel hörte, blieb er im Fenster liegen und sah hinab auf das stille Plätzchen, das von zwei Reihen Häusern und zwei Reihen Lindenbäumen eingefaßt war. Da nahm es sich gar heiter und fast etwas schalkhaft aus, als die Mutter, die Frau Senatorin Melzer, auf die Schwelle der offenen Stubenthüre trat und mit der lächelnden Miene einer Lauschenden stehen blieb.

Im Zimmer selbst ging gerade nichts zu belauschen vor. Alles kam von außen, — der Honigduft der blühenden Linden, der vom Fenster her das Gemach durchzog, und der Gesang einer schönen weiblichen Stimme, der unter Flügelbegleitung vom Eckhause gegenüber aus gleichem Stockwerk mit diesem Zimmer herüberklang. So

schien es, als ob die Mutter nur die heimlichsten Empfindungen des zuhörenden Sohnes behorchen wolle.

Erst als nach einer Pause das bekannte Lied anhob: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen" — kam sie mit leisem Schritt und lächelnder Miene herbei, legte den Arm, so daß der Sohn schreckhaft zusammenfuhr, über seine Schulter und sagte:

„Verzeihung, lieber Anton, daß ich Dich erschreckte! ich dachte nicht, daß Du so abwesend wärst. Aber, nicht wahr, das willst Du Dir ersparen, mit Deiner Abneigung vor den Frauen?"

„Ersparen? Was denn, liebe Mutter?" erwiederte er mit leiser Ungeduld, indem er seiner Abneigung vor Liebe und Ehe sehr ungern berufen war.

„Das, was eben kommt, Anton. Hörst Du: ‚Scheiden thut weh!' hör' nur wie schmelzend die Wiederholung: ‚Ja Scheiden thut weh!' Davor, meine ich, — vor Scheiden und Meiden — willst Du Dich hüten?"

„Nein, liebe Mutter," lächelte Anton, „so weit voraus rechne ich in Herzenssachen nicht; sonst würde ich lieber mit der Vorsicht unseres Hofpachters zu Werk gehen, der Sonntags, wenn er in die Stadt kommt und nach der Kirche seinen Branntwein trinkt, stets die Sorte wählt, die keinen schlimmen Ausgang nimmt."

„Pfui, Anton! Was ist das für ein Vergleich! Schäme Dich!"

„Ich meine es eben in dem Sinne, liebe Mutter, daß ich doch wohl bei einer Liebesverbindung nicht an das Scheiden denken würde, sondern vielmehr an die innige Vereinigung mit der Geliebten.“

„Wollte der Himmel, lieber Sohn, Du dächtest in der That einmal daran! Aber — man fürchtet sich oft vor einem Mißgriff, und in diesem Sinne meinte ich das — hörst Du? Da kommt es noch einmal — das: ‚Scheiden thut weh.‘“

„Es ist doch eine prächtige Stimme, liebe Mutter, und ein charmanter Vortrag. Nicht wahr?“

„Allerdings,“ antwortete sie. „Warum aber Fräulein von Bering jetzt gerade dies Lied vorträgt? Wir leben zwar nicht mit diesen Leuten, doch hätte ich es gehört, wenn der Bräutigam unserer Nachbarin etwa zu Besuch da wäre und vielleicht gerade Abschied nähme. Oder,“ setzte sie lächelnd hinzu, „sollte es gar einer Scheidung gelten? Nein, dazu würde sich kein so heller Gesang schicken, und ich könnte mir keinen so schmelzenden Ton von einem jungen gebildeten Mädchen denken, das eines alten Bräutigams los würde, der zum Ueberfluß auch noch Aldenhoven heißt.“

„O nein, Mamachen!“ lachte der Sohn. „Die Sängerin scheint mir ganz zufrieden — wenigstens mit dem alten Adel ihres Verlobten, und nimmt seine höheren Jahre nur als Repräsentanten seiner Ahnen mit in den

Kauf. Nein, ich denke mir, Fräulein von Bering singt das Lied, weil sie es eben gern hat, wie ich es auch liebe."

„Ja, lieber Anton, da bringst Du mich immer wieder auf das alte Räthsel zurück, daß die Musik, die Du so sehr liebst, doch nicht, wie sie sonst so leicht thut, Dein Herz für Schönheit und Liebe stimmt."

„Je nun, beste Mutter," lächelte er, „die Musik ist freilich die ewige Frühlingsluft des Seelenlebens; aber gibt es nicht Bäume, Stauden, Gewächse, die auch nicht gleich bei den ersten Frühlingsblicken blühen? Und der Kukuk läßt sich auch nicht so früh wie die Lerche hören."

„Unberufen, Anton!" eiferte die Mutter. „Du bist heute sehr unglücklich in Exempeln. Geh' mir doch mit Deinem Kukuk! Ein schöner Bursche, der in die Nester anderer Singvögel legt! Anton, Anton, bring' mich nicht um das Glück der Großmutter! Oder ist es denn wirklich Deine Absicht, den melzer'schen Stamm aussterben zu lassen? Du bist das einzige Kind für mein Mutterherz, das für ein Halbdutzend Deiner Geschwister reich an Liebe gewesen wäre. Wie gern möchte ich nun meine Ersparnisse von Mutterliebe an Enkel wenden. — — Werde nicht ungeduldig, lieber Sohn! Ich dränge Dich ja nicht zum Heirathen: aber Du gehst ihm geflissentlich aus dem Wege. Und, offen gestanden, es ist mir unbegreiflich, denn es verschlägt gegen die Natur, daß ein

gesunder, blühender, junger Mann, nahe den Dreißigern, reich an Geist, gebildet von Herzen, behaglich und unabhängig von Vermögen, frei in einer reichen Wahl, keinen Zug, kein Bedürfniß des Herzens für die Liebe haben soll!"

„Beste Mutter," versetzte der Sohn, „Du bist eine so gescheite, allem Gewohnheitlichen, allem Wiederaufgewärmten abgesagte Frau: wie magst Du gerade in diesem Artikel immer dasselbe wieder vorbringen? Ich kann Dir daher auch nur wiederholen, daß ich erst mit meinen Vorstudien des Lebens in's Reine kommen muß, ehe ich die Kunst oder das Handwerk des Lebens treibe, und mich also auch mit einer Frau und mit Liebe befasse. Begreifst Du denn nicht, daß Wissenschaft und Liebe eine so eifersüchtig wie die andere ist, und jede einen ungetheilten Mann verlangt? Aber — wart's nur ab! Je sicherer die Wissenschaft sich im Alleinbesitz ihres Anbeters fühlt, desto leichter kommt die Liebe einmal durch eine Hinterthür in's Herz, nimmt hier Besitz, und der Wissenschaft auf ihrer Chaise longue im Oberstübchen bleibt dann nichts übrig, als mit Fräulein Agnes von Bering da drüben — ‚Scheiden thut weh' zu singen."

Er belachte selbst seinen Scherz, indem er die Mutter herzlich umarmte.

„Ich muß es freilich abwarten," entgegnete sie. „Sorge Du nur auch, daß das Hinterthürchen zum Herzen nicht versperrt werde, sondern durch artigen Umgang mit

liebenswürdigen Frauen zugänglich bleibe. Und dazu wirst Du ehestens selbst eine gute häusliche Gelegenheit haben. Ich wollte Dir nämlich mittheilen, daß uns ein angenehmer Besuch bevorsteht. Meine Freundin Keßler in Leimbach schreibt mir nämlich, daß ihre Bertha mit guter Reisegelegenheit auf einige Zeit zu mir kommen würde. Das Mädchen soll sich höchst verständig und anmuthig entwickelt haben. Ich freue mich recht auf das liebe Kind."

Etwas ungeduldig antwortete der Sohn:

„Ich habe Dir vorhin bemerkt, liebe Mutter, daß ich bei der Liebe nicht über sie hinaus an's Scheiden denken könne, wisse nun aber, daß ich auch andere nicht gern auf das Anknüpfen rechnen lasse. Es wäre mir unangenehm, wenn Du Bertha für mich verschrieben hättest?"

„Wie magst Du mir so was zutrauen, Anton!" fiel die Mutter ungehalten ein. „Du wirst Dich doch erinnern, daß der Besuch eine alte Verabredung von damals ist, als wir auf unserer Schweizerreise durch Leimbach kamen und bei der Familie einige Tage zubrachten. Damals schon habe ich meiner Freundin versprochen, ihr Töchterchen hier in größere Gesellschaften einzuführen und es seine Bildung hier vollenden zu lassen. Ich rechne nur auf die schickliche Artigkeit von Dir gegen einen lieben Gast, auf weiter nichts!"

„Das versteht sich von selbst," antwortete Anton, „so oft ich hier bin. Aber Du weißt ja, daß ich eine Reise nach Berlin vorhabe, und drüben in Liebweiler sind schon ein paar Zimmer bestellt, wo ich vorher einige Wochen baden und eine vorgerückte Arbeit fertig machen will. Wollt ihr mich da besuchen, soll mir's lieb sein. Ueberhaupt wird es sich auch für Bertha besser machen, wenn ich nicht euer steter Begleiter bin. Sie ist jetzt vielleicht 19 bis 20 Jahre, und wir haben eine hübsche Anzahl junger Herren, die diesem Alter huldigen und sich mit Aufwarten beeifern. Das gibt denn eine gute Schule für Deinen Pflegling, und Du wirst vielleicht sehen, daß ein so junges Geschöpf viel weniger Interesse an einem Hagestolzen nimmt, wie ich bin, — der lieber abwartet als aufwartet." — —

Während beide nun die bequemste Einrichtung für den Besuch und einige Sommerangelegenheiten in Ueberlegung zogen, belebte sich unter ihrem Fenster der kleine Platz. Männer mit Reisetaschen, Frauen mit leichtem Handgepäck kamen vorüber: andern folgten Bursche oder Mägde mit Koffern oder Hutschachteln, — alles dem nahen Thor zum Eisenbahnhofe zueilend. Eben fuhr auch am Hause gegenüber, in welchem schon früher mit dem Scheideliede der Gesang verstummt war, ein Fiaker an, und nicht lang so öffnete sich die Hausthür und Mägde brachten Reisegepäck zum Aufladen. Bald erschien auch

ein Fremder, nach Anzug und Aussehen nicht zu verkennen ein Engländer, mit zwei recht hübschen Töchtern zum Einsteigen. Besonders war die jüngere, die wiederholt heraufsah, eine echt englische Schönheit. Das waren mithin die Schwalben, die heimwärts zogen, und ihnen hatte das „Scheiden thut weh" gegolten. Der alte Herr schüttelte dem Herrn von Bering und Fräulein Agnes auf gut englisch, aber mit französischen Worten des Abschieds, die Hände; die Mädchen umarmten einander mit deutschem Lebewohl. Noch aus dem Wagen reichte die ältere der beiden Schwestern dem Herrn von Bering die Hand, indem sie sagte:

„Sie haben mir versprochen, daß Agnes uns besuchen darf: nicht wahr? Und — ein Wort, ein Mann!"

„Gewiß, ein Mann, ein Wort!" rief der alte Herr von Bering lachend zurück. „Agnes wird sich im August verheirathen und soll ihre Hochzeitsreise zu Ihnen machen!"

„Ja, ja, das ist herrlich!" lachten beide Mädchen und übersetzten es dem Vater in's Englische, der dann sein „Yes, yes!" dazu sprach und nickte.

Der Fiaker zuckte den Gaul an, und fort ging's unter Hin- und Herwinken, bis der Wagen um die Ecke verschwunden war, und hinter dem zurückkehrenden nachbarlichen Paare sich die Hausthür schloß.

Schon nach einigen Tagen brachte ein vorüberreisen-

des Ehepaar die angekündigte Bertha mit, und setzte sie im Bahnhofe mit der Adresse an die Senatorin Melzer ab, wohin ihr der Bahnhofinspektor einen Fiaker vermittelte. Die Senatorin empfing ihren erwarteten Gast, von der anmuthigen Erscheinung auf das Angenehmste überrascht. Sie drückte Bertha wie eine Tochter an's Herz, so gerührt als erfreut darüber, wie zum Erstaunen in den dritthalb Jahren seit ihrem Besuche das liebe Kind sich zum Abbilde der Mutter entwickelt hatte. Mit solcher Fülle glänzend schwarzen Haares, mit den schönen dunkeln und doch so vertrauensvollen Augen und den lächelnden Lippen eines kleinen Mundes, der sich durch eigenthümliche Zahnbildung ein wenig zuspitzte, — gerade so mädchenhaft verschämt den anmuthigen Kopf auf runden Schultern wiegend und neigend, stand das Kind der Freundin vor ihr da, und rief ihr die schwärmerischen Jahre zurück, die sie mit dessen Mutter verlebt hatte, — jene mädchenhaften Erwartungen, die beide damals von der Welt gehegt hatten, und die jetzt gewiß mit gleichem Reiz und Drang in dem Herzen dieses lieben Wesens erwachen mochten.

Sie umarmte Bertha wieder und wieder und küßte sie mit feuchten Blicken in der stummen Empfindung, welches Glück es für sie wäre, das anziehende Mädchen als Tochter durch die Liebe des Sohnes behalten zu können.

In diesem Augenblick, als wollte sich ihr heimlichster Wunsch sogleich erfüllen, trat Anton, von einem Spaziergang zurückkehrend, in's Zimmer. Die Art, wie ihm Bertha mit altem Vertrauen rasch und doch nicht ohne Schüchternheit entgegen ging und beide Hände darreichte, bezeichnete, wie ihr ganzes Benehmen, die Zeit jener Wandlung, in welcher, einem Manne gegenüber, die heitere Unbefangenheit des Mädchens bei jeder Bewegung in das zaghafte Selbstgefühl der Jungfrau überschlägt. Leise und erröthend, sich hingebend und zurückweichend, sagte sie:

„So soll ich den Herrn Doktor — Anton wieder begrüßen, wie Sie vor dritthalb Jahren Abschied von mir genommen hätten, sagte die Mutter, und soll Ihnen alles Liebe und Herzliche von der Mama sagen, und Sie sollen's nicht übel nehmen, daß sie mir das schöne Armband angethan hat, das Sie ihr damals mitgebracht hatten. Die Mama will damit in der Erinnerung auch bei Ihnen zu Besuch sein."

Die Natürlichkeit, die doch über sich erröthete, diese Fülle reizender Jugend bei aller Ungewandtheit im Benehmen, eine körperliche Vollendung, der Seelenentwicklung voraus, war für Anton neu, setzte ihn in eine eigene Unbeholfenheit, die der Mutter nicht entging, und lockte ihm ein Lächeln ab, das ihr nicht gefiel. Was nach ihrer Empfindung ihn hätte entzücken sollen, machte

ihn, den Doktor der Philosophie, unbehaglich, ja es schien ihn abzustoßen.

Anton war durchaus nicht ungewandt im Umgang. So wenig er die Frauen aufsuchte und ihres Wohlgefallens an seiner Person achtete, galt er dennoch, so weit er aus Rücksichten des Anstandes in seiner bürgerlichen Stellung sich dem Verkehr mit ihnen nicht entziehen konnte, für einen angenehmen geistreichen Gesellschafter. Seine Erziehung, besonders durch eine so vortreffliche Mutter, hatte ihm gute Gewohnheiten, angenehme Manieren gegeben, zu denen ihm seine umfassende Bildung einen tieferen Gehalt lieh, Formen des Umgangs, die er mit geistigem Inhalt versah. Indeß begleitete ihn, bis jetzt wenigstens, nur die Wissenschaft auf den Boden des Salons, wo sie ihn gewissermaßen bevormundete, indem sie ihn nicht bis in's Revier der Herzen vordringen ließ, und die Regungen seiner sonst gesunden Jugend in ihren Räthseln gefangen hielt.

Die weltkundige Mutter hatte von diesem Seelenzustande des Sohnes wenigstens eine Ahnung. Sie gab aber die Zuversicht nicht auf, — ein recht inniger Umgang mit Bertha, einem Mädchen von so reinen äußeren Reizen und so zarten Gaben des Herzens, werde ihn nach und nach zu den naturgemäßen Empfindungen seiner Jahre erwecken. Sie suchte ihn daher unter allen schicklichen Vorwänden in der Stadt zurückzuhalten, ihn zum

Begleiter bei Besuchen und auf Spaziergängen mitzunehmen, und wo es nur unbemerkt anging, ihn mit Bertha zu beschäftigen. Allein, die sonst so kluge Frau vergaß, wie leicht alles Uebertreiben in sein Gegentheil umschlägt, und verlor für Absichten des Verstandes, indem sie dieselben mit dem Herzen ausführte, das richtige Maß. Ihre zu eifrigen Bemühungen, sowie das vertrauliche Benehmen, zu dem sie das liebe Töchterchen ermunterte und das dem Mädchen so natürlich war, beunruhigten Anton immer mehr. Er glaubte überall den Absichten der Mutter zu begegnen, und wurde nur um so ungeduldiger. Als sie endlich ihre Uebereilung einsah, erinnerte sie ihn selbst an seinen Landaufenthalt, um ihn nur zu keiner absichtlichen Widersetzlichkeit kommen zu lassen. Sie rechnete auf die Einsamkeit von Liebweiler, wo sich vor allem seine augenblickliche Verstimmung bessern, und seine natürliche Gutmüthigkeit wieder herstellen sollte, — vielleicht um ihn desto entgegenkommender zu machen.

## 2.

Liebweiler galt, wenigstens in der Provinz, für einen Badeort.

Auf einem Hügel, wo in frühester Zeit eine Kapelle der heiligen Lioba von Wallfahrenden war besucht worden, lagen noch die ansehnlichen Gebäude einer ehemaligen Probstei, die, mit Gärten, Wiesen und Feldern reichlich ausgestattet, durch die Säkularisation des gefürsteten Bisthums zu den Landesdomänen gekommen war, und seitdem in neun- bis zwölfjährige Pachtperioden ausgethan wurde. Schon zur Zeit der Pröbste hatte sich im untern Theil des Terrassengartens ein angenehmer Säuerling, reinlich gefaßt, bei den Nachmittagspokalen der geistlichen Herrn und ihrer Gäste beliebt gemacht. Da die Quelle reichlich floß, so hatte man den Beamten umher gestattet, sich kleine Ladungen von Krügen zu füllen, — eine Vergünstigung, die man nur zuweilen unterbrach, um keine Berechtigung daraus entstehen zu lassen. Einer

der Pachter, ein unternehmender Mann, hatte mit Erlaubniß der Domänenkammer auf weitere Quellen bohren lassen und wirklich eine gefunden, die etwas Salz mit vieler Kohlensäure enthielt, mächtig genug, ein Dutzend Badewannen zu speisen, wozu der Säuerling kurmäßig getrunken wurde. Der Pachter hatte den untern Theil des Gartens mit Ausdehnung auf einer anstoßenden Wiese zu einem sogenannten Kurgarten eingerichtet und mit einer Trinkhalle versehen. Das Pfarrdorf der ehemaligen Probstei bot einzelne Gartenstuben für Gäste aus der Stadt und der Nachbarschaft. Die Quellen bewährten sich hülfreich in verschiedenen kleinen Leiden. Beamte brachten zu ihrer Erholung ein paar Ferienwochen hier zu, und Familien, deren Ersparnisse zum Besuch berühmter Bäder oder zu Ausflügen in die Ferne nicht zureichten, fanden hier mit geringem Aufwand eine angenehme Sommerfrische und die Erquickung eines geschäftslosen Selbstgefühls. — Sonntags spielte Musik im „Kurgarten" und Abends zu einem Tänzchen im Wirthshause.

Neben den billigen Wohnstuben im Dorfe fand man auch beim Pachter, für höheren Preis, bequemere Zimmer in einem Flügelbau des Schlosses, wo man sich einer reizenden Aussicht über das Flußthal und nach dem entfernteren Gebirgszuge erfreute. Der Gastwirth hatte sich mit seiner Küche auf Portionenversendung und auf einen

gemeinsamen Tisch eingerichtet, den man in der harten Mundart der Gegend — „Tappel todt" nannte.

Eines der Schloßzimmer mit Schlafkabinet, dasselbe vom vorigen Jahr, hatte Doktor Melzer abermals gemiethet. Es lag für seine Absicht so günstig, daß es wie zum Wecken eines auf Arbeit bedachten Schläfers den ersten Morgenblick der Sonne, und Abends zu träumerischem Ausruhen eines müden Gastes die schönste Gebirgsbeleuchtung darbot.

Er war am Spätabend aus der Stadt herüber gefahren, hatte auf der Stube zu Nacht gespeist, und unbekümmert, ob und welche Nachbarn er in den anstoßenden Zimmern habe, sich beschäftigt, seine Sachen auszupacken und einzuräumen, — seine Wäsche und Kleider, seine Bücher und Papiere. So war er allerdings, als er am Morgen zur Trinkhalle kam, überrascht genug, den am wenigsten erwarteten Herrn von Bering mit dessen Tochter Agnes, der Sängerin von „Scheiden thut weh"! hier anzutreffen.

„Wiederfinden thut wohl" konnte er gerade nicht sagen; denn er stand nur auf dem Fuße nachbarlicher Begrüßung mit der Familie, sonst aber in gar keiner Berührung. Dies lag in den geselligen Verhältnissen und in der Denkungsart des alten Herrn.

Dieser hatte zehn bis fünfzehn Jahre lang im auswärtigen Amte gedient, war bei Gelegenheit fürstlicher

Vermählungen oder Geburten zu verschiedenen Sendungen an kleine Höfe gebraucht worden, in Folge eines Mißgriffs aber veranlaßt gewesen seinen Abschied zu nehmen, und sich nach dem Tode seiner Gemahlin auf die eigene Gesundheitspflege zurück zu ziehen. Seitdem lebte er mit seiner Tochter auf halbem Sold und von den Zinsen eines kleinen Vermögens seiner Frau mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes. Er hielt noch gern auf diplomatische Manieren, womit er seine Zurückgezogenheit besonders gegen solche Personen deckte, die wie Anton's verstorbener Vater als Senator und Syndikus den rein bürgerlichen Angelegenheiten gelebt hatten oder auch nur gesellig in breiteren Verhältnissen verkehrten.

Allein, an einem Badeorte scheut der weltkundige Mann auch sonst ungesuchte Bekanntschaften nicht: er nimmt sie so leicht auf, als er sie anderwärts wieder fallen läßt, und bedient sich ihrer wie der andern Annehmlichkeiten des Ortes. Denn die erste und sicherste gute Wirkung eines Badebesuches zeigt sich in dem lebhafteren Bedürfniß, der Gegenwart froh zu sein, und man erfährt dann wohl auch, wie mit dem Verkehr der Menschen zugleich der Stoffwechsel befördert wird.

Doktor Anton besaß Selbstgefühl genug, die entgegenkommende Höflichkeit des etwas adelstolzen Nachbars mit aller Unbefangenheit aufzunehmen. — „Ich bin auf

das Angenehmste überrascht," sagte er, „den Herrn Legationsrath hier anzutreffen."

„Ueberrascht können wir nicht sagen," entgegnete der alte Herr lächelnd, „denn wir haben Sie mit rechtem Verlangen erwartet. Man hat uns nämlich das für Sie eingerichtete Zimmer gezeigt, und es war uns ein rechter, ein zweifacher Trost, einmal, daß Sie kommen sollten, und sodann, daß Sie wiederholt kommen. Es muß Ihnen mithin gefallen haben?"

Anton bejahte das, und der Legationsrath, indem er zu einem Spaziergang einlud, fuhr fort:

„Ich habe leider! in den letzten Jahren nöthig gehabt, Bäder zu besuchen; auch hatte ich mich schon für den Juli mit Baron Tudenheim nach Gastein verabredet, als die Verlobung meiner Tochter dazwischen kam, und ihre bevorstehende Verheirathung mich nun hier zurückhält. Denn etwas muß ich doch für meine Gesundheit thun, und will sehen, versuchen, was mir dies Liebweiler leistet."

„Wenigstens ist es sehr günstig für Sie gelegen," antwortete Anton, „zwischen der Stadt und den Gütern Ihres künftigen Schwiegersohnes."

„Ah, Sie kennen sie?" rief Herr von Bering. „Allerdings eine sehr reizende Besitzung! Ich denke dort eine Nachkur zu halten, während das vermählte Paar seine Hochzeitsreise macht. Kennen Sie auch Herrn von Aldenhoven?"

„Nur von Ansehen, und —“

Anton wollte sagen von Ruf; da ihm aber das Wort in Anwendung auf den Baron zweideutig schien, sagte er: „seiner früheren Stellung nach.“

Der alte Herr lenkte ab und fragte, was es denn hier für Annehmlichkeiten gäbe. — „Wir sind schon auf Entdeckungen ausgegangen,“ setzte er hinzu, „haben uns aber mit allem Anstande gelangweilt. Helfen Sie uns ein wenig auf gute Spuren, bester Herr Doktor! Es werden wohl verborgene Reize sein, die Ihnen die heilige Lioba geoffenbart hat.“

„Ich weiß nun freilich nicht, was Sie gerade suchen, Sie und gnädiges Fräulein,“ bemerkte Anton. „Ich habe mir vor Allem die Stille und die Stimmung zu loben, die ich hier für meine Studien und Arbeiten wie im vorigen Jahre wieder zu finden hoffe.“

„Ah! nun erkenne ich gleich auch, wie gut wir's getroffen haben, Papa!“ lächelte Fräulein Agnes. „Aldenhoven will doch, daß ich mich noch recht im Singen üben soll. Ich habe drum auch meinen Flügel und meine höchstgehenden Noten mit herausgebracht. Da finde ich also die herrlichste Singstille ganz dicht neben Ihrer Studirstille, Herr Doktor. Was wird das so still um uns werden?“

Anton lachte herzlich zu dieser schalkhaften Drohung, und wendete sich nun entschiedener dem Fräulein zu. Das

anmuthigste Lächeln hatte sich aus ihren ernsten Zügen entfaltet und verrieth eine heitere Seele, die ihn lebhaft ansprach.

„Unter solchen Umständen," erwiederte er, in ihren Ton eingehend, „werde ich es mir angelegen sein lassen, Sie mit meiner Studirstille beileibe nicht im Singen zu stören. Dies wäre ohne Zweifel der Fall, wenn meine Stille über ihren Gesang hinaus dauern wollte. Aber nein, so unempfänglich werde ich mich nicht zeigen, — ich werde applaudiren, daß Sie es durch die dünne Wand gewiß hören."

„Das heißt, Sie appelliren an meine Bescheidenheit, in der Erwartung, daß ich dann verstumme?" versetzte sie, „oder sind so artig, mir ein Zeichen zu geben, daß Sie nicht gestört sein wollen."

Der alte Herr lachte vergnügt und meinte, sie müßten sich beide einzurichten suchen. — „Es muß ein förmlicher Pakt zwischen euch geschlossen werden!" sagte er. „Hoffentlich werde ich dabei für meine diplomatischen Erfahrungen etwas zu thun bekommen."

„Aha!" rief Anton, „Sie haben eben von den Ehepakten des Fräuleins mit Herrn von Aldenhoven noch etwas zu einem kleinen Pakt übrig behalten, was Sie jetzt bei uns verwenden wollen; so ungefähr wie eine gute Hausfrau beim Festkuchenbacken noch immer für ein Kinderküchelchen zusammenbringt? Ich selbst, mein Fräu=

„Nur von Ansehen, und —"

Anton wollte sagen von Ruf; da ihm aber das Wort in Anwendung auf den Baron zweideutig schien, sagte er: „seiner früheren Stellung nach."

Der alte Herr lenkte ab und fragte, was es denn hier für Annehmlichkeiten gäbe. — „Wir sind schon auf Entdeckungen ausgegangen," setzte er hinzu, „haben uns aber mit allem Anstande gelangweilt. Helfen Sie uns ein wenig auf gute Spuren, bester Herr Doktor! Es werden wohl verborgene Reize sein, die Ihnen die heilige Lioba geoffenbart hat."

„Ich weiß nun freilich nicht, was Sie gerade suchen, Sie und gnädiges Fräulein," bemerkte Anton. „Ich habe mir vor Allem die Stille und die Stimmung zu loben, die ich hier für meine Studien und Arbeiten wie im vorigen Jahre wieder zu finden hoffe."

„Ah! nun erkenne ich gleich auch, wie gut wir's getroffen haben, Papa!" lächelte Fräulein Agnes. „Aldenhoven will doch, daß ich mich noch recht im Singen üben soll. Ich habe drum auch meinen Flügel und meine höchstgehenden Noten mit herausgebracht. Da finde ich also die herrlichste Singstille ganz dicht neben Ihrer Studirstille, Herr Doktor. Was wird das so still um uns werden?"

Anton lachte herzlich zu dieser schalkhaften Drohung, und wendete sich nun entschiedener dem Fräulein zu. Das

anmuthigste Lächeln hatte sich aus ihren ernsten Zügen entfaltet und verrieth eine heitere Seele, die ihn lebhaft ansprach.

„Unter solchen Umständen," erwiederte er, in ihren Ton eingehend, „werde ich es mir angelegen sein lassen, Sie mit meiner Studirstille beileibe nicht im Singen zu stören. Dies wäre ohne Zweifel der Fall, wenn meine Stille über ihren Gesang hinaus dauern wollte. Aber nein, so unempfänglich werde ich mich nicht zeigen, — ich werde applaudiren, daß Sie es durch die dünne Wand gewiß hören."

„Das heißt, Sie appelliren an meine Bescheidenheit, in der Erwartung, daß ich dann verstumme?" versetzte sie, „oder sind so artig, mir ein Zeichen zu geben, daß Sie nicht gestört sein wollen."

Der alte Herr lachte vergnügt und meinte, sie müßten sich beide einzurichten suchen. — „Es muß ein förmlicher Pakt zwischen euch geschlossen werden!" sagte er. „Hoffentlich werde ich dabei für meine diplomatischen Erfahrungen etwas zu thun bekommen."

„Aha!" rief Anton, „Sie haben eben von den Ehepakten des Fräuleins mit Herrn von Aldenhoven noch etwas zu einem kleinen Pakt übrig behalten, was Sie jetzt bei uns verwenden wollen; so ungefähr wie eine gute Hausfrau beim Festkuchenbacken noch immer für ein Kinderküchelchen zusammenbringt? Ich selbst, mein Fräu-

lein, komme jedenfalls bei unserm Pakt am besten weg: mir kommt von Ihrem Gesang durch die Wand unserer Zimmer etwas herüber; was haben Sie aber von meinen heimlichen Studirstunden?"

„Was Sie mir davon mittheilen wollen, mein gelehrter Stadt- und Stubennachbar!" antwortete sie rasch. „Soviel habe ich dann für mich apart und voraus, und die Andern bekommen erst das, was Sie davon drucken lassen, und bekommen es auf großen Umwegen. So ist mir z. B. Ihre schöne Abhandlung über die Wechselwirkung von Sitte und Sittlichkeit, der Sie den wunderlichen Titel: ‚Mores und Moral' gegeben haben, in unserm Leserkreise sehr spät zugekommen. — — Sie sehen mich verwundert an? Sie zählen mich wohl auch zu den Frauen, denen Sie dort über Theilnahmlosigkeit für höhere Lebensfragen so scharfe Dinge sagen? Aber — ich bitte mir's aus! Und da ich nun unerwartet Gelegenheit finde, Sie zu schelten, was ich in Gedanken schon früher gethan habe: so sollen Sie nur wissen, daß Sie zu weit gegangen, unartig und ungerecht gewesen sind, und daß das, was Sie von unserem ausschließenden Interesse für die Mode sagen, eine wahre Verleumdung unseres Geschlechtes ist."

„Agnes!" rief der Papa drohend und lachend. „Aber der Doktor hat nicht so unrecht. — — Meine Tochter

hat mir nämlich aus Ihrer Arbeit vorgelesen, mein lieber Nachbar. Die Damen schelten, wenn sie sich getroffen fühlen. Aber es ist nicht ernstlich gemeint; sie gefallen sich doch in beidem, im Getroffenwerden und im Schelten. Ich bin ganz einverstanden mit Ihnen. Ich halte auch die jetzige Mode für eine Absperrung der Frauen gegen den artigen Umgang in der Gesellschaft. Man möchte sagen, die Schlagbäume, die im Verkehr deutscher Länder theilweise gefallen sind, seien nun zu Rippen und Reifen der Krinolinen verarbeitet worden. Und während sich jetzt unsere Herren mehr und mehr aus der Gesellschaft zurückziehen und es an Aufmerksamkeit für die Damen fehlen lassen, umgeben diese sich mit wahren Bollwerken, als ob sie jeden Augenblick einen Sturm, eine Ueberrumpelung von Huldigung und Bewerbung zu fürchten hätten."

Eine Pause beifälligen Lächelns trat ein. — — —

Agnes von Bering konnte im gewöhnlichen Sinn, — ihrer Erscheinung nach — für keine Schönheit gelten; sie besaß aber Vieles, was sie in näherem Umgang einnehmend machte. Sie hatte etwas Vornehmes in der Haltung, was ihr aber mehr angeboren als anerzogen schien, mehr aus einer vornehmen Natur, als aus einem Standesbewußtsein entsprang. Ein geistvoller Blick begleitete ihr gewinnendes Lächeln, und sie verband damit

eben soviel lebhafte Auffassung fremder — als gemessenen Ausdruck für eigene Gedanken.

In der Gesellschaft der kleinen Residenz war sie zuerst mit denselben jugendlichen Erwartungen aufgetreten, mit denen in der Regel von heut nur die sehr schönen und noch öfter die wohlhabenden Mädchen an's Ziel kommen. Agnes war aufgesucht, war umhuldigt, aber nicht begehrt worden. Dies hatte sie nicht verbittert, sondern nur stolzer gemacht; sie kehrte sich von den Männern ab, die nur Unterhaltung suchten, und wendete sich denen zu, die blos Unterhaltung ohne persönliche Zudringlichkeit gaben, — zu den Schriftstellern. Sie las mit Auswahl Echtes und Ernstes. Eine gute Vorbildung, die sie von der Mutter empfangen, lenkte sie auf diesen Weg, auf dem sie sich auch durch ihre natürliche Begabung unterstützt fand.

Diese Zurückgezogenheit, die nicht ganz frei von geistigem Hochmuthe blieb, behielt doch, so lang sie freiwillig war, eine gewisse Heiterkeit bei, mit der sie selber die Gesellschaft vernachlässigte. Dies änderte sich aber, als ihr Vater seinen Abschied erhielt, und seine Zurückgezogenheit von der Ungnade des Hofs und der Unachtsamkeit des Hofanhangs begleitet war. Jetzt wurde sie vernachlässigt, und ihr Stolz nahm einen gewissen Trotz an, der in einsamer Verschlossenheit ihr sonst so liebe-

volles Gemüth verbitterte und ihrem Herzen eine falsche Stimmung gab.

Da erschien Aldenhoven mit seiner Bewerbung um ihre Hand. Agnes hatte von den Männern überhaupt keine allzu hohe Meinung gefaßt, den Kammerherrn kannte sie von Hofe her fast nur nach seinem nicht ungünstigen Aeußern, und fühlte daher desto unbedingter, was sie und wie sie sich selbst mit einem Manne in so glänzenden Verhältnissen geltend machen könnte. Sie wollte sich geltend machen und gab ihr Jawort. Die Lage ihres Vaters, den sie liebte, und sein Zureden trugen dazu bei, den Widerwillen ihrer Seele, der sich doch im Umgang mit Aldenhoven zuweilen regte, zu beschwichtigen. Ohne innere Kämpfe ging das freilich nicht ab. Der Verkehr mit ihrem Bräutigam, schriftlich wie mündlich, gab nicht nur wenig Befriedigung, sondern sein Betragen gegen sie, wie es nach und nach ungezwungener wurde, verrieth auch den sittlich und geistig vernachlässigten Zustand seines Innern, in der Weise, könnte man sagen, wie durch eine feine Tünche, sobald sie trocknet, die Feuchtigkeit der Wand durchschlägt.

Unter solchen Zweifeln ihres bald bereuenden, bald trotzenden Herzens mußte nun Agnesen das Unerwartete begegnen, daß hier in Liebweiler, zwischen ihrer Stadtwohnung und den Gütern ihres Verlobten, in der Schwebe zwischen ihrer Vergangenheit und Zukunft, hinter einer

Druckschrift her, die ihr so anziehend gewesen war, der Verfasser in Person hervor und ihr entgegen trat. Es schien eine Neckerei des Verhängnisses, — ihr zur Strafe und zur Prüfung beschieden. Sie war an einem Scheidewege angekommen zwischen einem Manne, der wie Aldenhoven Unterhaltung suchte, und einer geistreichen Unterhaltung, hinter der ein Mann wie der junge Doktor stand. Jene Sorte Männer hatte sie früher ganz verworfen, und war nun einem derselben anverlobt; von Schriftstellern aber hatte sie persönlich nichts wissen wollen, und konnte nun doch diesem Einen nicht entgehen.

Und dieser Eine hatte keine hohe Meinung von den Frauen, wie er im Lauf der Unterhaltung verrieth. Ohne Zweifel, wie sie dachte, zählte er auch sie stillschweigend dazu, während doch der Anspruch auf höhere Bildung ihr Stolz war. Mußte sie nicht ihr Geschlecht rechtfertigen — durch sich selbst?

Dies gelang ihr auch heut schon durch die Lebhaftigkeit, womit sie sich über Dies und Jenes, was sie von ihm gelesen, mit Lob und Tadel ausließ. Der junge Doktor, betroffen von so viel anmuthigem Geist, nahm sein strenges Urtheil über den schlechten Ton der guten Gesellschaft halb und halb zurück. — „Ich weiß ja von meiner vortrefflichen Mutter her,“ sagte er, „welche Ausnahmen es unter den Frauen gibt. Aber — warum

ziehen sich die Ausnahmen so zurück?" setzte er mit lächelnder Verneigung gegen Agnes hinzu. „Warum stehen sie wenigstens nicht, wie in meiner gut abgefaßten Grammatik, hinter den Exempeln der Regel, wenn auch mit kleiner Schrift?"

„Lassen wir das jetzt, mein gelehrter Doktor!" erwiederte sie. „Sie werden übrigens für Ihr hartes Urtheil über unser Geschlecht der verdienten Strafe nicht entgehen. Unsere Frauen, sagten Sie vorhin, hätten statt der Phantasie und des Schwungs der Seele — die Volants an den Gewändern adoptirt? Warten Sie! Ich erlebe es noch, daß Sie eines schönen Tags sich in ein hübsches Persönchen verlieben, das sich ohne weitere Prüfung in fünf oder sieben Volants allerliebst ausnimmt. Inzwischen wollen wir unsern Pakt dahin abschließen, daß Ihre Studir- und meine Musikstunden anständig auseinander gehalten werden. Sie dürfen dann von meinem Gesang soviel annehmen, als Ihnen zusagt, und müssen mir dafür von Ihren Arbeiten mittheilen, soviel Sie mir zutrauen. Ich werde mich dazu ganz schlicht kleiden, um als empfängliche Schülerin zu erscheinen, und Ihnen keinen Zweifel zu lassen, daß Ihre Weisheit in meine Seele und nicht in meine Volants gefallen ist."

„Ich fürchte nur, mein gnädiges und geistreiches Fräulein," erwiederte er, „daß ich unter der Firma eines

Lehrmeisters und weisheitsvollen Spaziergängers eigentlich zu lernen bekomme, und vielleicht zu viel zu lernen für die kurze Zeit bis zu Ihrer Vermählung, da ich dann wie ein unfertiger Student, unfähig zum Examen, mitten im Sommersemester relegirt werde."

## 3.

Mit diesem Scherze berührte Anton Melzer ein Verhältniß, das sich eben bilden wollte und nach Umständen in ein sehr ernstes Verhängniß umschlagen konnte. Denn der verabredete Pakt setzte nun zwei liebenswürdige Menschen, die bisher nur von nachbarlichen Fenstern aus einander gekannt hatten, in einen wetteifernden, darum aber nicht weniger bedenklichen Verkehr. Die innere, herausfordernde Stimmung und die äußere Lage beider begünstigte eine wechselseitige Hingebung, die ohne jene Voraussetzungen gewiß behutsamer und befangener geblieben wäre. Denn es konnte kommen, daß beide in Das verstrickt würden, was der Eine nicht begehrte und die Andere nicht wünschen durfte, — in Zuneigung für einander. Gerade mit seinem Stolze gegen die Frauen ließ der junge Gelehrte sich desto unvorsichtiger mit einem Fräulein ein, das mit der Absicht, ihn seines Vorurtheils zu beschämen, sein unbewachtes Herz unvermerkt in den

Anziehungskreis weiblicher Bildung und Liebenswürdigkeit versetzte. Mit einer Verlobten mochte er sich ja wohl in einen Streit einlassen, wie er glaubte: wurde er dann aber widerlegt und überwunden, so war es eben auch eine Verlobte, für welche er mit seinem neuen Glauben an die Frauen keine Liebe und Hoffnung fassen durfte.

Und hinwieder Agnes, die nur im Gefühl als Braut und Angehörige eines Andern anerkannt zu sein, sich auf eine solche Mission für die Ehre ihres Geschlechts einließ, mochte eben so wenig bedacht haben, daß sie in einem solchen Kampfe möglicherweise mit ihrem eitlen oder vielleicht etwas hochmüthigen Herzen die Kriegskosten zu bestreiten hätte. Ueberdies schien es ihr vergessen zu sein, daß hinter der geistreichen Abhandlung des Doktors kein ihr ganz unbekannter Schriftsteller gesteckt, sondern daß sie schon früher den jungen Nachbar auf seine interessante Arbeit hin mit Interesse angesehen hatte, und daß ihr wie der Druck seiner Schriften auch die Persönlichkeit des Verfassers angenehm in's Auge gefallen war.

Inzwischen blieb der erwartete Verlobte Agnesens noch mehrere Tage aus. Er war nämlich wieder von einem Anfall jener fliegenden Gicht betroffen worden, die ihn seit einiger Zeit zuweilen heimsuchte. Ein leichtes Podagra bannte ihn diesmal auf's Lager. Dies war ihm

so empfindlicher, als das Leiden sich sehr unpassend erst seit seiner Verlobung eingefunden hatte, gleichsam um ihn warnend auf den Fuß zu treten. Ob dasselbe eine Folge seines frühern lustigen Lebens war oder nicht: jedenfalls schien dem Bräutigam die allzuüppige Tafel nicht zuträglich, an der er jetzt soviel Wohlgefallen fand, und durch die er sich zu verjüngen dachte.

Früher vermögenlos hatte er sich bei Hof in verschiedenen Diensten bethätigt, und die Oede der Vorzimmer, wie die Aengste des fürstlichen Ankleidezimmers zu bestehen gehabt. Diese Aengste entsprangen aus einer Gewohnheit des Herzogs, seiner nächsten Umgebung, die ihn gar oft seiner Fürstlichkeit entkleidet zu sehen bekam, durch die Kraft seines Armes Ehrfurcht einzuflößen. Wie vorsichtig und zurückhaltend auch Herr von Aldenhoven sich benahm, hatte er doch öfter die Wahrheit eines lateinischen Spruches zu erleben, der ihm, wie ein Fingerzeig auf seine Zukunft, im Gedächtniß geblieben war: An nescis longas regibus esse manus? Weißt Du nicht, daß die Fürsten einen langen Arm haben?

Unannehmlichkeiten der Art, gegen die auch der Tapfere sich nicht wehren kann, setzten den Kammerherrn in den Augen seiner Standesgenossen, selbst der Frauen, nicht herab; sie galten nicht höher als z. B. Unglück im Spiel. Doch Aldenhoven, nicht ganz ohne philosophisches Nachdenken, faßte die Besorgniß, daß unter solchen fürstlichen

Wiederholungen sich eine Gewohnheit des einseitigen Empfangens und stillschweigenden Hinnehmens bilden könnte, die seinem adeligen Selbstgefühl Eintrag thäte. Er setzte sich daher zu seiner Gemüthserhebung die stolze Lebensaufgabe, durch das Beispiel eines Aldenhoven das Vorurtheil zu widerlegen, daß man nicht in der Liebe und im Spiel zugleich Glück haben könnte, sondern auf eines von beiden verzichten müsse. Er wollte darthun, daß mit einem solchen Vorurtheil dem adeligen Mann eine ungerechte Selbstbeschränkung auferlegt werde.

In diesem ritterlichen Bestreben sollte er aber die Erfahrung machen, daß die für die Menschheit nachdrücklichsten Wahrheiten meist auf Irrwegen gefunden werden. Er kam nämlich, beinahe zu spät, dahinter, daß die Gewinnste in der Liebe den Spielgewinnst aufzehren und den Versucher noch mit zu verschlingen drohen.

Mit dieser betrübenden Erfahrung begegnete ihm, vielleicht zur Belohnung seines aufopfernden Muthes, ein unverhofftes Glück. Der Majoratsoheim Aldenhoven verlor seinen einzigen Sohn in einem leichtfertigen Zweikampfe, wurde durch die plötzliche Nachricht von diesem Falle vom Schlage gerührt, und hinterließ bei seinem Tode die ansehnlichen Lehngüter seinem Neffen Kammerherrn. Dieser konnte sich nun rasch aus dem Bereiche jenes langen Armes zurückziehen, und kam auf den guten Gedanken, sich dafür um eine schöne Hand zu bewerben.

Die Erbschaftsangelegenheit selbst führte ihn mit unserem Geheimen Legationsrath zusammen, — dem vertrautesten Freund des verlebten Oheims und bestellten Testamentsvollzieher. Aldenhoven lernte die Tochter kennen, und sie gefiel ihm. Er besprach sich mit dem Vater, der früher bei fürstlichen Vermählungs- und Wochenbettsangelegenheiten kein ungeschickter Diplomat gewesen war und die Sache des Barons zu behandeln wußte. In der Stadt verwunderte man sich nicht wenig über diese Verlobung. — Ei nun, hieß es, der Baron wird sich im goldnen Rahmen seiner Lehngüter angenehm ausgenommen haben, so daß auch ein Fräulein, wie Agnes von Bering, ein Jawort für diesen Bewerber in ihrem Herzen fand. Vielleicht weiß sie auch von seinen Thorheiten weniger, als von seinen Besitzungen; seine Erbschaft ist ja das Jüngste an ihm, und jene Dotationen der fürstlichen Hand, die durch ein goldnes Ohrgehänge zu versinnlichen gewesen wären, haben durch das ihm bei seiner Entlassung verliehene Ritterkreuz die Bedeutung eines Ritterschlags angenommen. Der Schlag hat nur wiederholt werden müssen, wie das Kippen an einem Feuerstein, der eben keine Funken von sich geben will.

Man lachte, aber es blieb nicht bei Scherzen. Die Boshaften meinten, die Tochter eines Geheimen Legationsrathes dürfe ja auch etwas Unbegreifliches in ihrer Herzensangelegenheit haben, wenn es auch kein

Geheimniß sei, daß für halbe Gage des Vaters die Theuerung immer höher und die Krinoline immer breiter werde; die Leichtfertigen aber wollten noch einmal das Doppelglück Paul's im Spiel und in der Liebe erkennen.

Von welchem Glück er sein Podagra hatte, blieb hingestellt. Er hütete das Bett und ließ auf sich warten. Der neue „Pakt" wurde ohne ihn in's Werk gesetzt. Nach demselben blieb der Frühmorgen vor — und nach der Trinkstunde den Studien des Doktors überlassen. Agnes meinte, er könne damit zufrieden sein, er gewinne das Gold, das die Morgenstunde im Munde habe. Sie selbst beschäftigte sich inzwischen mit ihrer Korrespondenz und Stickerei, mit Lektüre und Toilette, und nahm erst eine Stunde vor Mittag Singübungen vor, wozu sich der Kantor des Pfarrdorfes mit seiner Gambe einfand, — ein älterer Mann von solider musikalischer Bildung, ein Widersacher der neuern Musik der Zukunft.

Seinen Tisch nahm Anton an der Wirthstafel; der „Geheime" aber speiste mit seiner Tochter und von dem mitgebrachten Dienstmädchen bedient auf dem Zimmer, und wußte so die Einfachheit der Küche hinter der Gewohnheit seines vornehmen Standes zu verstecken.

Nach Tische, so oft es das Wetter erlaubte, schlossen Vater und Tochter sich dem Doktor zum gemeinsamen Kaffee an. Man ging am liebsten nach der sogenannten

„Braunen Käthe“, indem man durch ein sanft ansteigendes Thälchen, im leichten Schatten von Obstbäumen, eine waldige Höhe erreichte, die den weitesten Ausblick gewährte. Hier zwischen Wald und abschüssiger Trift hatte der Besitzer eines Gehöftes Lauben und Hallen errichtet, und seine artige Frau schenkte schmackhaften Kaffee. Es war eine blonde, reinliche Bäuerin, und der Name der Braunen Käthe rührte von der verstorbenen Schwiegermutter her, die zuerst diese Kaffeewirthschaft eingerichtet und in ihrem Teint mit dem Kaffee gewetteifert hatte. Die jetzige Wirthin konnte die Sahne zur Braunen Käthe vorstellen und hieß Sanchen.

Wünschte man auch einmal das Abendbrod im Freien zu genießen, so führte der anmuthigste Waldweg über die Höhe hinweg nach einem Dörfchen zu einer freundlichen Wirthschaft, und von dort am Bache her zurück nach Liebweiler.

Dies waren hauptsächlich die Gänge und Plätze für die paktgemäßen Mittheilungen des jungen Doktors über seine Arbeiten und zur Besprechung der einschlagenden Materien. Natürlich war er kein Pedant mit prunkender Gelehrsamkeit, sondern wählte, was für gebildeten weiblichen Sinn paßte und der Konversation bequem entgegen kam. Erst Agnesens Fragen und Bemerkungen steigerten ihn selbst, indem er sich zugleich von der hohen

und edlen Richtung ihrer Seele mehr und mehr einnehmen ließ.

Gegen diese Mittheilungen durfte er dann am Spätabende Agnesens Spiel und Gesang eintauschen und dabei seine Lieblingslieder verlangen.

So verwirklichte sich ein Pakt, der auch ohne geheimen Artikel gar leicht geheime Regungen der Herzen begünstigte, und unter dem neckischen Scherz, aus dem er eingegangen war, das wetteifernde Paar über den lächelnden Ernst täuschte, der dahinter stand. Jahreszeit und Witterung traten in Sympathie mit solchen Regungen. Es war kurz vor der Höhe des Jahrs, vor der Sonnenwende im Himmelszeichen des Krebses. Nicht, als dürfte dies Zeichen den Rückgang einer Frühlingsverlobung vorbedeuten: aber der Monat Juni, wenn er nicht durch seine Gewitter zu oft getrübt und erkältet wird, ist der herrlichste Monat für diese Landschaft, da Sehnsucht und Genuß — und auf der Schwelle einer kürzesten Nacht, Frühling und Sommer sich begegnen.

Hoch und wogend stehen die Kornfelder; über den neigenden Aehren schwebt ein Duft und verbreitet seinen Safrangeruch. Das Laub der Bäume, von Regenschauern erfrischt, glänzt in seiner schönsten Fülle; das Gras der Wiesen, hoch und blumenreich, prunkt vor der nahenden Sense. Und neben all' dem sind die Wälder noch belebt vom Rufe des Kukuks, vom Schreien der Spechte

und der Drosseln und vom hellen Ton der Goldamsel. Die Lerche steigt am Abend noch aus den Saaten, von deren Körnern und Insekten sie sich bald mästen wird, um zu verstummen.

Und welche traulichen Abende beschlossen bis zur nie vollen Nacht diese herrlichen Frühlingssommertage! Wenn Agnes zwischen ihren Liedern sich erhob und mit dem Vater und dem Freunde durch das offene Fenster auf den Altan hinaustrat, — welche Würze aus den Gärten und Feldern drang ihnen da entgegen in die tief athmende Brust! Unten im Flußthal webte ein leichter weißer Duft; fern im Schimmer des zunehmenden Mondes dämmerte das Gebirge, oder es zuckte Blitz auf Blitz im Saume des Gewölkes, das hinter den Bergen hinabzog.

„Das sind Offenbarungen der Nacht,“ bemerkte Agnes, „die wir nur, wie die Träume des Schlafes, mit ängstlicher Ahnung auffassen, ohne ihren Gehalt, ihre Vorbedeutung zu verstehen.“

„Träume der Natur vor Mittesommernacht, die uns vielleicht eine glückliche Zukunft bedeuten,“ erwiederte Anton, — „wie könnten sie sonst unsere Seele mit dieser innigen Zufriedenheit erfüllen! Auch die eignen Träume der Vormitternacht werden gewöhnlich vergessen, und man erinnert sich beim Erwachen nur der Morgenträume, die der nahende Tag mit seinen bedeutungslosen Angelegenheiten vermischt und trübt. So stimmt uns auch der

Nachsommer wehmüthiger, und die Abendstunden, die mit raschem Dunkel hereinbrechen, geben uns diese Befriedigung nicht mehr, die wir heut empfinden. Wir denken dann an die heimwärtsziehenden Schwalben. — Ah! Da fällt mir ein —. Bitte, mein Fräulein, singen Sie zum Schluß noch mein Lieblingslied! Ich fühle dann den Refrain voraus mit einem neuen Verständniß."

Agnes setzte sich still an den Flügel und sang das Lied. Der Ausdruck und der Schmelz der Stimme, womit sie das „Scheiden thut weh'" wiederholte, verrieth, daß sie dabei von persönlichen Beziehungen bewegt war, — vielleicht von dem Gedanken an ihre bevorstehende Vermählung, die sie wohl auch einmal als ein Scheiden aus lieben Gewohnheiten empfinden mochte. Auch der junge Doktor hatte diesmal von dem lieben Lied einen ängstlichen Eindruck, worin er sich selbst fremd vorkam. Um sich dieser unruhigen Stimmung zu erwehren, sagte er mit etwas erzwungener Laune:

„Es ist etwas Sonderbares um den sprachlichen Unterschied von Scheiden, wobei man sich meist etwas Leidmüthiges denkt, und von Scheidung, die gar oft wohl thun soll, wenn vielleicht auch nur einseitig."

Agnes, sichtlich betroffen von dem Scherz, erhob sich von dem Piano.

„An Ihnen," fiel der Legationsrath ein, „ist ein Diplomat verloren gegangen, merke ich wohl!"

„Der ehrliche Finder mag ihn behalten!" erwiederte Anton kurz, und der alte Herr fuhr selbstgefällig fort: „Wir haben aber noch ein verwandtes Wort, das sich zwischen Scheiden und Scheidung in der Mitte hält, und abwechselnd Leid und Freude mit sich bringt. Ich meine — Abschied. Ich selbst habe auf meinen diplomatischen Wegen von meist freudiger Mission nur einmal mit einer fürstlichen Scheidung zu thun gehabt. Damals verhielt es sich aber umgekehrt mit Ihrer Bemerkung, lieber Doktor: die Scheidung that auf zwei Seiten weh, da höhere Rücksichten den glücklichen Bund zweier Herzen lösten; so weh, sage ich Ihnen, daß ich froh war, als ich meinen Abschied erhielt, — ich meine den Abschied in jenem Geschäft; denn eine gar leidvolle Empfindung hatte sich hinter all' meinen Orden auf der linken Brust in mein Herz geschlichen."

„Gereicht Ihnen zur Ehre!" erwiederte Anton, — „Ihnen und den Orden: denn Ihre Orden sind ja lauter Humanitäts-Orden. — Vermählungs- und Wochenbett-Gratulations-Orden!" setzte er in Gedanken hinzu. — — „Doch wir sind von dem Lied abgekommen, Fräulein," wendete er sich an Agnes. „Wissen Sie, daß ich es schon vor Kurzem einmal von Ihnen gehört habe?"

„Wann war das?" versetzte sie. „Doch ja, ich erinnere mich. Es war beim Besuch der englischen Familie Rowley. Ich sah Sie bei Ihrer Frau Mutter am

Fenster, als ich die Mädchen vor das Haus begleitete. Es ist eine gar liebe Familie! Wir haben sie auf einer Schweizerreise kennen gelernt. Beide Mädchen sind in einer deutschen Pension erzogen und sprechen das Deutsche ungewöhnlich gut. Papa Rowley aber spricht nur noch französisch außer seinem Englisch."

„Und Sie, Fräulein, sprechen wohl das Englische?"

„Kein Wort, — außer etwa: How do you do, und Very well," lächelte sie. „Und damit würde ich in England nicht weit kommen, ja mit meiner Aussprache nicht einmal verstanden werden. Ich schwanke daher auch noch, die Freundinnen zu besuchen, obschon ich es ihnen habe zusagen müssen. Wenn man sich am Ende auch mit Deutsch und Französisch durchschlagen kann: so entbehrt man doch des Vortheils, ein nationales Leben aus seinen unmittelbaren Quellen kennen zu lernen, um ihm gerecht zu werden. Für diese gerechte Anerkennung ist mir der Zugang durch das Ohr verschlossen, und durch das Auge würde ich mich vielleicht in dem heimlichen Widerwillen bestärken, den ich gegen dies bar-realistische, manchmal doch recht unverschämt-egoistische England hege."

„Sie haben Recht," sagte Anton, „besonders in der jüngsten Zeit, wo sie drüben mit den großen Zeitungen so kleine Politik machen, und mit ihrem Stolz auf Weltherrschaft so entsetzlich bornirt sein können."

„Nein, nein, Agnes!" fiel der Papa ein. „Wort

mußt Du halten, und Du gehst ja mit Deinem Mann. — Sie machen nämlich die Hochzeitsreise dahin, Doktor. Die Familie bezieht bei ihrer Rückkunft eine ländliche Besitzung, nur ein paar englische Meilen seitwärts der Eisenbahnstation — wie heißt sie? — ei nun Trippstrill will ich sagen, ich habe das englische Wort vergessen; wir haben aber vollständige Adressen für London, für die Bahn und die Haltstation. Während eurer Abwesenheit beziehe ich Schloß Aldenhoven. Ihr könnt ganz gut bis über den September drüben bleiben. Im Herbst kommen die Stürme gewöhnlich nach dem Aequinoktium."

## 4.

Ein paar Regentage, die ein schweres Abendgewitter hinter sich zurückließ, brachten keine Störung in den Umgang, vielmehr noch eine neue Vertraulichkeit in die Unterhaltung der Freunde. Indem man nämlich auch in den Zwischenstunden des Tages, in denen man sich sonst unter die übrige Badegesellschaft zerstreute, an einander gewiesen war, und da jetzt die reizende Naturumgebung dem gemeinsamen Genuß und dem Austausche der Empfindungen sich entzog: so fielen die einsiedlerischen Gespräche unvermerkt auf die bisher gemiedenen Beziehungen der sogenannten guten Gesellschaft und auf die Vergangenheit interessanter Erlebnisse. Dadurch kam man in gegenseitige Berührungen auch von jener Seite, von der man sich bisher, wenn auch vielleicht nicht mit Absicht, fremd gegen einander gehalten hatte.

Da trat nun auch der alte Herr, der freilich länger und in verschiedenen Lagen gelebt und mithin mehr

Stoff hatte, theilnehmend hervor, um so mehr, als er ja bereits auch in den Jahren stand, in denen die Vergangenheit um so lebhafter in unserer Erinnerung wird, als die Seele an Wärme und Hingebung für die Gegenwart verliert. Ja das Längstvergangene gewinnt einen neuen Zauber dadurch, daß alles Unebene in der Ferne ausgeglichen, manche Thorheit vergessen, und was wir etwa verschuldet haben, durch die Zeit gesühnt erscheint.

Der Legationsrath hatte vormals, im Kreise der kleinen Diplomaten, für einen guten Erzähler gegolten. Er wußte das auch, und gefiel sich besonders in alten Hofgeschichtchen, die er gern mit der Umständlichkeit des Erlebten und mit jenem Behagen erzählte, das sich frei von früheren Rücksichten weiß. Agnes hatte diese Geschichtchen schon — wie oft gehört. Sie kamen ihr daher noch langweiliger vor, als sie vielleicht an sich waren, zumal die eigentliche Spitze des Spaßes oder Witzes, die meist in verblümten Ausdrücken lag, einem Mädchen wie Agnes unverstanden blieb. Sie bangte daher um den geistreichen Freund, daß er die Erzählungen abgeschmackt und den Vater langweilig finden könnte.

Ihre heimliche Aufmerksamkeit wendete sich daher mehr dem Zuhörer als dem Erzähler zu. Ein verlegenes Lächeln, so oft der Vater unter eigenem Lachen allzuumständlich wurde, schwebte um ihren Mund, und wenn dann der Doktor so gefällig mitlachte, sprach ihr

Blick die Befangenheit aus, daß sie dem Vater nicht wehren konnte, der nun um so eifriger im Erzählen wurde. Wenn ihn dann Anton mit einem Scherz oder einer feinen Bemerkung unterbrach, konnte sie sich nicht enthalten, ihm zu dieser — wie sie es nahm — so zarten und schonenden Abwehr des Vaters beifällig zuzulächeln, und ihn mit einer ablenkenden Frage oder Gegenbemerkung zu belohnen.

So fanden sich beide, der Doktor und Fräulein Agnes, in ein Wechselverständniß gezogen, das wie ein getheiltes Geheimniß wirkte, indem es um so mehr fesselte, als es unausgesprochen blieb, und sich nur durch Zutrauen und Zuneigung bethätigen konnte. Wenn dann der Papa dies Lächeln der Tochter, diesen Scherz des Doktors selbst wieder mißverstand und mit angewöhnten diplomatischen Geberden als Beifall aufnahm: so wurde das Einverständniß beider durch die beiderseitige Verlegenheit nur noch befestigter.

Nach einigen Tagen hob sich das tiefe Regengewölk, brach und rollte sich in leichten weißen Häufelwolken auf, deren Schatten unter lebhaft bewegter Luft über die wogenden Saatfelder zogen. Die Sonne brach mehr und mehr durch und breitete einen neuen Glanz über die erfrischten Gefilde. Man athmete wieder tief auf und wandelte auf milderem Boden. Es zeigte sich nun, daß das schwere Wetter doch mit weniger Schaden, als

befürchtet, vorüber gegangen war. Ein glücklicher Wind hatte die knirschende Hagelwolke dicht am Walde hinweg geführt und ihren Groll auf alte Fichten entladen; die da und dort niedergelegten Saaten versprachen sich bald wieder zu erheben und die überladenen Obstbäume erschienen nicht sowohl beraubt, als nur von ihrem Ueberfluß erleichtert.

Unser befreundetes Paar, als es zum ersten Mal aus der Trinkhalle nach der nächsten Höhe wandelte und im Einzelngang auf schmalem Pfade durch ein hohes Kornfeld mit Gelächter die nassen Aehren streifte, fühlte sich des herrlichen Morgens unaussprechlich froh. Für jeden Andern wäre freilich die Natur nicht schöner gewesen, als sie es immer nach solchen Stürmen ist: beide aber, in ihrer schwungvollen Stimmung, maßen es der Landschaft zu, was das Wetter in ihrem eigenen Innern Wunderbares erweckt und befruchtet hatte.

Leider! wollten aber auch noch Andere der neuen Herrlichkeit froh werden.

Gegen Abend kündigte ein Reitender den Bräutigam Agnesens, den Kammerherrn, Baron von Aldenhoven, auf morgen Mittag zur Suppe an. Agnes erschrak; kaum aber dieser ungehörigen Empfindung inne geworden, umarmte sie den Vater mit dem befangenen Ausruf:

„Ist es nicht zum Erstaunen, Papa, wie schnell Paul das fatale Podagra überwunden hat? Gewiß wird

er mit dem kranken Fuß in einer Socke kommen! Hätte er's nicht abwarten können?"

„So schnell, sagst Du?" erwiederte der Vater. „Ich dächte, es wär' lang genug, und wenn er nun auch in Socken kommt, — was thut's denn?"

„Du hast Recht, Papa," versetzte sie zerstreut, „in seinen Jahren darf man schon leise auftreten."

Agnes überließ es dem Vater, als der Doktor bald darauf wie bisher zum Thee herüber kam, ihm die Ankunft Aldenhoven's mitzutheilen.

„Herr von Aldenhoven?" versetzte Anton kleinlaut, — „Ihr —?"

Verlobter, wollte er sagen; doch Agnes kam der Bezeichnung mit den raschen Worten entgegen:

„Ja, morgen Mittag, — zu Tische!"

Mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit maß sie heute die gewöhnlichen drei Theelöffel voll der gerollten Souchong-Blätter aus dem eleganten Kästchen in den erwärmten kleinen, runden Theenapf.

Es fiel dem Legationsrath nicht auf, daß es diesen Abend zu keinem Gesang der Tochter und zu keinen gelehrten Erörterungen des Nachbars kommen wollte. Der Gegenstand, der beide so nachdenklich machte, beschäftigte auch ihn, nur in der entgegengesetzten Empfindung, sich über denselben auszulassen.

Der alte Herr hatte sich an den letzten Abenden

durch seine Mittheilsamkeit so behaglich gesetzt, daß er der anfänglichen Rücksichten auf seine Stellung zu einem bürgerlichen Doktor gänzlich vergaß. Die Erwartung seines künftigen Schwiegersohnes erhöhte jetzt diese gute Stimmung um so mehr, als sie ihm neuen Stoff der Unterhaltung darbot. Allerdings verlockte ihn diese aufgeräumte Stimmung zu jener selbstgefälligen Schwatzhaftigkeit, durch die er sich einst seinen Abschied als ungeschickter Diplomat zugezogen hatte, ohne daß er dadurch geheilt oder gewarnt worden wäre. Er verlief sich, indem er den schweigsamen Doktor mit den Familien- und Lebensverhältnissen des Barons Aldenhoven bekannt machte, nach mancher bedenklichen Seite derselben, und die kurze Wendung, womit er einigemal eine heitere Eröffnung plötzlich abbrach, verrieth wenigstens, daß er sich von etwas abwendete, was nicht gut mitzutheilen war. Er blickte dann mit einer verlegenen Miene nach seiner Tochter und war recht froh, daß er sie so zerstreut und unaufmerksam fand. — „Ich bin recht verlangend," sagte er, „wie dem etwas ungeduldigen Aldenhoven das Podagra gefallen hat. Es war der erste Besuch, den er erhalten, und er soll sich ja hüten, denn es kommt gern wieder. Und — wissen Sie auch, bester Doktor, warum das Podagra gern wieder kommt?"

Anton war heute nicht der besten Laune, so vergnügt er auch gekommen war; er mußte selbst mit seiner

Verstimmung sehr an sich halten. Ohne zu antworten, blickte er blos den lächelnden Alten erwartend an. Dieser fuhr dann behaglich fort:

„Will ich Ihnen sagen! Das Podagra, sehen Sie, erfährt immer eine zu aufmerksame Behandlung; es wird gepflegt, in Werg oder schwarze Lammwolle eingewickelt und in's warme Bett gelegt, verhätschelt, sage ich Ihnen auf alle Weise! Kein Wunder also, wenn es ihm da gefällt und es so der alten Gastreundschaft nicht vergißt! Es ist ein treues, dankbares Wesen!"

Er lachte laut und vergnügt, und der Doktor, um nur etwas zu sagen, bemerkt trocken:

„Er kann nur froh sein, der Herr von Aldenhoven, daß ein solches Leiden ihn so spät heimsucht: bei Hofe hätte er es nicht so abwarten können."

„Da haben Sie Recht!" erwiederte der Legationsrath. „Dort widerfährt Einem wohl auch manches Widerwärtige: man schüttelt es aber leichter ab!" lächelte er mit der heimlichen Lust, einen Witz anzubringen; „aber was man an die große Zehe bekommt, schüttelt sich nicht so leicht ab, als wenn es unser — —"

Er wollte sagen: als wenn es unser Ohr trifft; im Augenblick aber stieß ihn die Tochter mit dem Fuß an und er verstummte. Um seine Verlegenheit nicht auffallend zu machen, sagte er: „Ja, ja, der gute Aldenhoven wird recht sonderbar heimgesucht!" —

Dabei stand er auf und langte nach einer kostbaren Tabaksdose, die auf dem Spiegelpfeiler stand.

Schnupfer von Profession war er eigentlich nicht, sondern führte nur die werthvolle Dose mit sich, um sich selbst und Andere daran zu erinnern, daß er sie aus fürstlichen Händen hatte. Sie enthielt aber wirklich Tabak und ließ ihren Besitzer niemals im Stich, wenn er eine Prise guter Fassung bedurfte. Diese Fassung fand er jetzt darin, daß er dem Doktor statt des verschluckten Witzes seinen Tabak anbot.

Anton, in seiner verdrießlichen Stimmung, konnte es nicht lassen, dem alten Herrn zu erkennen zu geben, daß er ihn doch auch in dem Nichtausgesprochnen verstanden habe. Die Geschichte war stadtkundig und für die kleine Residenz in einem öffentlichen Blatt illustrirt worden. — Indem er mit Verneigung und spitzen Fingern in die Dose griff, sagte er:

„Sehen Sie, das gehört auch zu den vielen Ungerechtigkeiten in der Welt, daß ein armer Kammerherr an der Zehe verbüßen muß, was sein Fürst gegen ihn mit der Hand gesündigt hat."

Herr von Bering hatte auf seinen diplomatischen Wegen die Gewohnheit eines mehr gutmüthigen als geistreichen Mannes angenommen, etwas ihm Unangenehmes zu überhören und es mit einer Artigkeit gleichsam bei Seite zu schieben. — — „Sie müssen uns morgen das

Vergnügen zu Tisch machen, Herr Doktor," sagte er, „und unsern Baron Aldenhoven näher kennen lernen. Sie werden einen liebenswürdigen Gesellschafter an ihm finden."

Anton verneigte sich, ärgerte sich aber im nächsten Augenblicke, daß er die Einladung angenommen hatte. Doch wäre damit Alles gut gewesen, hätte der alte Herr sich nicht beikommen lassen, seine Selbstvergessenheit und das unzufriedene Schweigen seiner Tochter dadurch gut zu machen, daß er sich über Aldenhoven's Vorzüge weit über Gebühr ausließ und zuletzt auch dessen persönlichen Muth und echt adeligen Sinn hervorhob.

„Nun, das ist alles Mögliche," rief Anton hastig, indem er sich erhob. „Es muß ein tüchtiger Mann sein, der sich an unserm Hof nicht erniedrigen läßt! Es wäre also sehr unrecht, zu glauben, das Podagra eines gewesenen Kammerherrn hätte die symbolische Bedeutung —"

Im Augenblicke wurde ihm klar, daß er aus Empfindlichkeit gegen den alten Herrn etwas vorbringen wollte, was zunächst doch kränkend für Agnesen wäre. Er schwieg, sah Eines um das Andere verlegen an, fand das rechte Wort nicht zu schließen oder sich zu entschuldigen, und empfahl sich mit einem hastigen: „Wünsche angenehme Ruhe! — —"

Der alte Herr fragte nach einer stummen Weile et-

was kleinlaut: „Was wollte er denn nur mit seiner ‚symbolischen Bedeutung‘ sagen, liebe Agnes?“

„Weiß ich’s Papa?“ antwortete sie in lebhafter Unruhe. Vielleicht ging’s ihm nur wie Dir vorhin, wo Du Dich auch mit einem übereilten Wort unterbrachst. O wenn man doch nicht immer geistreich und witzig sein wollte! Doch, lassen wir das jetzt, lieber Vater, und erlaube mir, schlafen zu gehen.“

Sie umarmte ihn und zog sich auf ihr anstoßendes Zimmer zurück.

Hier aber gerieth sie erst recht in den vollen Sturm ihrer Empfindungen und Gedanken. — Sie hatte den Doktor verstanden, wie sie glaubte: Aldenhoven habe an der niedern Zehe für die moralische Erniedrigung zu büßen, die er sich habe gefallen lassen. — Daß der Freund in ihrem Beisein d a s hatte sagen wollen, — diese gesuchte Anzüglichkeit, entrüstete sie; aber daß es hinter ihrem Rücken von ihrem Verlobten in Wahrheit gesagt werden konnte, beschämte sie nicht weniger, und zwischen diesen widersprechenden Gefühlen ward ihr Herz, so angstvoll als schmerzlich, hin- und hergeworfen. Was ihr Bräutigam bei Hof hatte hinnehmen müssen, nahm sie selbst nicht so schwer auf, als der Doktor: aber die edle Persönlichkeit, die diesen zu seiner Strenge berechtigte, fehlte jenem zur Versöhnung mit seinen Erfahrungen.

Wer von beiden legte ihr nun die härteste Kränkung auf? Wem von beiden durfte sie es am ehesten vergeben oder nachsehen?

Sie brach in Thränen aus, und in den Sessel gesunken hing sie dem bittersten Kummer nach.

Doch der Kummer gab ihr keine Beruhigung. Sie stand auf und wandelte hin und wieder, indem sie ihren Unwillen an den Gewändern ausließ, deren sie sich zu entledigen hatte.

Sie hörte ihren Vater husten und besann sich, daß eigentlich er den Doktor zu der kränkenden Aeußerung veranlaßt habe, indem er, doppelt unüberlegt, die witzige Anspielung auf das, was dem armen Aldenhoven bei dem Fürsten begegnet war, durch übertriebenes Lob habe gut machen wollen.

Sie verwünschte all' dies Jagen nach geistreichen Bemerkungen, diesen Wetteifer, auf Kosten Anderer witzig zu sein. Sie wußte sich selbst dieses Fehlers nicht frei, das fühlte sie jetzt mit all' ihrer Mißbilligung dieses Hangs. — — Um so mehr hatte sie gefehlt, daß sie vorhin mit einem Vorwurf gegen den Vater geschieden war. Sie wollte hinüber, ihn um Verzeihung bitten: doch — sie war schon zu tief entkleidet und — Papa war wohl auch schon zu Bette.

Sie hüllte sich in ihr Tuch und ließ sich abermal im Sessel nieder. Schlafen gehen konnte sie nicht; sie

mochte auch das Fenster nicht schließen, durch welches eine laue, würzige Luft leise hereinwehte, — der Athem der Sommernacht. — Sie blätterte in einer mitgebrachten Gedichtsammlung; eine friedliche und versöhnliche Stimmung kehrte nach und nach in ihre Brust ein. Sie fiel auf das artige Lied von Anastasius Grün: „Der Ring".

Ein Liebender zieht den Ring, das Pfand der Geliebten, vom Finger und blickt durch das Reifchen nieder auf die Welt. Was und wie eigens erblickt er da nicht alles, und ruft endlich aus:

„O schönes Bild, zu sehen,
Vom Ring der Lieb' umspannt,
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!"

Agnes blieb träumend sitzen. Sie spielte gedankenvoll an ihrem Verlobungsring, aber sie zog ihn nicht vom Finger, um hindurchzublicken in die dämmerige Nacht; vielmehr erhob sie sich mit einem Seufzer und trat an das Fenster.

Es ging schon gegen Morgen. Ein glänzendes Weiß umzog die östlichen Berge; die Gipfel lagen hell, und ein leiser rosiger Schimmer spielte nach und nach in die zunehmende Helle.

Agnes dachte an den herannahenden Tag und was er ihr bringen würde. Ermüdet wie sie war, in einem

Zustande wachen Träumens fühlte sie mehr, als sie es eigentlich dachte, — daß ihr Verlobter komme, daß etwas von Schmach auf ihm ruhe, aber der Doktor, der Freund, dürfe ihn nicht für erniedrigt halten. — — Etwas lebendiger wurde der Gedanke ihn ihrer Seele, — Melzer sei sonst ein so großdenkender, zartfühlender Mann; wie er denn nur so Kränkendes gegen sie habe aussprechen können. — — —

Er habe es ja nicht ausgesprochen, tönte eine Antwort in ihrer Brust, — er sei vor seinen eigenen Worten erschrocken, ehe er sie beendigt.

„Aber er sprach so erbittert: warum ereifert er sich so um Aldenhoven, den er noch nicht einmal näher kennt?“

Sie versank in diese Frage, indem sie die müden Augen schloß. Nach einer Weile schrak sie mit einem Aufschrei empor und faßte sich am Fensterrahmen.

Sie war einen Augenblick im Stehen und mit wankenden Knieen eingeschlummert, und hatte die Empfindung, als flüsterte ihr eine fremde leise Stimme zu: „Er ereifert sich um Deinetwillen, fühlst Du es nicht, daß er Dich liebt?“

Agnes erhob sich, sie strich über ihre Augen, sie sah mit Herzklopfen umher. Da ging über dem Gebirge strahlend der Morgenstern auf.

„O wie herrlich!“ rief sie und faltete die Hände. Das Tuch entglitt ihrer Schulter, als öffne sich ihre

jungfräuliche Brust dem Stern der Liebe. So stand sie lang und starrte wie betend dahin. Langsam hoben sich leichte Nebel aus den Gebirgsthälern und umzogen das strahlende Gestirn. Agnes schauerte von der Morgenkühle; sie nahm ihr Tuch auf, schloß das Fenster und kauerte sich in den Sessel. — —

Als später die Sonne durch die großen Scheiben auf sie schien, erwachte sie mit dem Gefühl, sie habe ein Stündchen geschlafen, und besann sich auf ihren Traum.

## 5.

Der junge Freund, der mit dem Wunsch einer guten Nacht von drüben geschieden war, hatte solche für sich selbst nicht gefunden. Obgleich wir aber seine Unruhe den Sorgen Agnesens verwandt wissen, messen wir es doch keiner besondern Sympathie, sondern nur derselben Sonne bei, daß er fast zu gleicher Zeit mit Agnesen und bei seiner Gemüthsstimmung mit dem Gedanken an sie erwachte.

Er hatte eine leidige Erfahrung gemacht, daß er nämlich, wie leicht und angenehm er sich auch in größerer Gesellschaft zu benehmen wußte, doch nicht unter allen Umständen den beengenden Nachwirkungen eines einsiedlerischen Studienlebens entgehen konnte.

In solcher Zurückgezogenheit ist nämlich ein junger Mann unwillkürlich viel zu sehr nur mit sich beschäftigt und in Allem einverstanden. Er hat in seinen glücklichsten Stunden nur jenen besten Freund bei sich, der sich

zugleich mit ihm in demselben Spiegel rasirt und die Halsbinde umlegt; er gewöhnt sich nach und nach auch nur an den Widerspruch dieses andern Ich, das nämlich Alles, was er selbst vor dem Spiegel thut, mit verkehrten Händen verrichtet. In diesem schweigsamen Verkehr büßt ein junger Mann, für den Umgang mit Andern, gar leicht etwas von der unbefangenen Gelassenheit ein, womit man sich geben und andre nehmen muß. Er ereifert sich leicht mit Dem, was er vorbringt, und wenn er sich übereilt und Jemanden verletzt hat, trägt er's wieder zu lang mit sich herum, — beides weil er zu sehr mit seinem rechtschaffenen Ich umzugehen gewohnt ist.

Daher erwachte, dem lieblichen Morgen zu Trotz, unser Doktor der Philosophie mit dem gesternabendlichen Verdruß darüber, daß er bei seinen mißächtlichen Aeußerungen über Aldenhoven Agnesens hatte vergessen können. Dies bekümmerte ihn nicht etwa, weil er bisher ihre Zuneigung zu gewinnen gesucht und nun vielleicht verwirkt hätte: nein, er achtete sie als eine Verlobte und schwärmte blos für einen so liebenswürdigen Ausbund ihres Geschlechts, — nur bemüht darum, die gute Meinung, die sie ihm bezeugt hatte, nicht zu verlieren, am wenigsten durch Unbesonnenheit, deren er sich als Philosoph und um Platon's willen zu schämen hätte.

Er suchte sich endlich durch einen guten Vorsatz aufzurichten: er wollte den heut zu Mittag eintreffenden

Aldenhoven mit der freundlichsten Aufmerksamkeit behandeln, um es Agnesen in keiner Weise empfinden zu lassen, daß er gering von ihrem Verlobten dächte.

Diese gute Absicht versöhnte ihn aber nicht mit der Einladung zu Tische, die er angenommen hatte. Es widerstrebte ihm, die Verlobten gerade in der ersten Stunde des Wiedersehens um sich zu haben und ihre Zärtlichkeit mitzugenießen. Agnesen besorgt um einen Podagristen zu sehen verdroß ihn, und den abgelebten Kammerherrn konnte er sich nicht ohne Widerwillen zärtlich, vielleicht zudringlich, gegen die Geliebte denken.

Der junge Philosoph bemerkte nicht, wie ihn hinter seiner Anspruchslosigkeit gegen eine Braut doch die Eifersucht über den Bräutigam beschleichen wollte.

Nein, nein, mein guter Vorsatz würde dabei zum Teufel gehen, der ohnehin über gute Vorsätze lacht, rief er ziemlich laut. Ja, wenn die Brautschaft noch in einer verdeckten Schüssel aufgetragen würde! Ein schönes Lebensgericht das! Die Liebe der Braut noch nicht gar, und die Zuthat des Bräutigams aufgewärmt! Wohl bekomm's!

Aber unter welchem Vorwande sollte er absagen?

Es läßt sich denken, daß er in dieser Stimmung und Unentschlossenheit nicht sehr nach der Trinkhalle eilte. Er kleidete sich langsamer, bürstete sorgfältig selber seinen Paletot und überlegte sein erstes Begegnen mit Agnes.

Wie er sich endlich anschickte, das Zimmer zu verlassen, hörte er lebhafte Doppelschritte und ein kicherndes Stimmchen über den Hausgang herankommen. Er lauschte, bis es an seine eigene Thür klopfte und die Mutter Senatorin mit Bertha hereintrat.

Anton war wirklich auf das Angenehmste überrascht. Im Gefühl, reichlichen Ersatz für drohenden Verlust zu bekommen, umarmte er die Mutter mit Jubel, reichte der befangenlächelnden Bertha beide Hände entgegen, ja er konnte, um seiner vergnügten Stimmung Luft zu machen, nicht widerstehen, das reizende Geschöpf an seine Brust zu drücken.

Das kam der Mutter wider alles Erwarten, und sie sagte vergnügt:

„Du hast uns von den Herrlichkeiten Deines Aufenthalts so viel geschrieben, Anton, daß wir ein ‚Kommt doch endlich und seht's einmal selbst!' herausgelesen haben. Das prächtige Wetter kam dazu; so sind wir mit Tagesanbruch herübergefahren."

„Und habt euch auch schon geputzt?"

„Geputzt? Nein, Anton, wir sind wie wir gekommen, — in einem bequemen Wagen."

„Dann hättet ihr euch eigentlich in's Kur-Negligee umkleiden müssen," lachte Anton. „So wird man euch für Landkonfekt nehmen, das in vollem Staat zum Brunnen kommt, und das ist der Spaß davon. Oder

wollt ihr euch lieber ausruhen und den Kaffee ohne Brunnen trinken?"

„Nein, Anton, wir begleiten Dich," erklärte die Mutter, „versuchen euer perlendes Wasser, und lassen uns der Gesellschaft vorstellen. Denn, wisse nur, — wir dachten ein paar Tage zu bleiben, und haben auch gleich zwei artige Zimmer gefunden, die gestern Abend frei geworden sind."

„Ganz recht!" rief Anton, „Die Frau Steuerkommissar Bäumle mit ihrer Tochter ist abgeholt worden. Da habt ihr die freundlichsten Zimmer im Gasthaus."

Die Senatorin freute sich im Stillen, daß der Sohn, nach dem herzlichen Empfang, auch ihr längeres Bleiben mit so viel Vergnügen aufnahm. So traf denn ihre Berechnung ein, daß ihn die Einsamkeit umgestimmt habe. Allerdings war dies auch der Fall, nur nicht im Sinn oder für die Erwartung der Mutter. Anton machte sich sehr bald des angenehmen Eindrucks klar, den der überraschende Besuch für ihn gehabt hatte. Das Mißverhältniß nämlich, in das er durch die Ankunft des Bräutigams zu Agnesen kommen mußte, löste sich nun, noch ehe es wirklich eintrat. Auch blieb er dem vertrauten Paar gegenüber nicht mehr abgeschieden, vereinzelt. Er hatte Bertha zur Seite, eine frische anmuthige Jugend, die sich mit allem Zutrauen an ihn hielt, und für die er

jetzt ein wohlwollenderes Auge hatte. Er brauchte sich nun nicht mehr mit einer höflichen Berücksichtigung, mit einem gelegentlichen Abfall von Aufmerksamkeit zu begnügen, die ihm Agnes an Aldenhoven's Seite schenken mochte.

Daß hinter diesem Stolze vielleicht etwas von Eifersucht steckte, entging ihm bei seiner rechtschaffenen Gesinnung gegen eine Verlobte. Zunächst war er froh, daß er einen guten Grund hatte, sich vom Mittagstische beim Legationsrathe los zu machen.

Der alte Herr am Brunnen fand die Entschuldigung sehr begreiflich. — „Aber," sagte er, „wir finden uns Nachmittags mit unsern beiderseitigen Gästen zum Kaffee bei der Braunen Käthe ein, nicht wahr? Sie haben ja da ein allerliebstes Bäschen mitgebracht," setzte er, nach Bertha blickend, leiser hinzu. „Ich werde mir heute bei der Braunen Käthe eine Tasse Kaffee ausbitten, so schwarz wie diese Augen unter den prächtigen Bogen. Braun thut's nicht mehr, Sanchen! werde ich sagen: schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe muß der Kaffee sein!"

Er lachte vergnügt und wendete sich der Frau Senatorin zu, um ihr dasselbe noch einmal zu sagen. In ausdrücklicher Anerkennung der „lieben nachbarlichen Beziehungen" unterhielt er sich auf's Artigste mit ihr.

Daß er aber „Beziehungen" statt der sonst so beliebten „Relationen" sagte, verrieth doch, daß er schon einige Zeit neben den diplomatischen Wegen gewandelt war.

Die Senatorin hatte eben ihre Bertha dem Wohlwollen des gnädigen Fräuleins empfohlen. Agnes, von Bertha's Erscheinung zuerst betroffen, fand sich von dem natürlichen Wesen derselben sehr bald angezogen. Sie wußte wohl durch den jungen Freund von dem Besuche aus der Schweiz: diese frische, anmuthige Erscheinung aber stand im Widerspruche mit dem unachtsamen Ton, womit der Doktor damals von Bertha gesprochen hatte. Und nun glaubte sie doch aus den Mienen und Worten der Senatorin eine Herzensangelegenheit gelesen zu haben, von der ihr der Freund absichtlich ein Geheimniß gemacht hatte. Statt sich aber über ein so zartes Verhältniß zu freuen, nahm sie es mit entschiedener Empfindlichkeit auf. Sie hielt sich für gekränkt von dem jungen Manne für all' das Vertrauen, das sie ihm geschenkt hatte und gegen das er sich so versteckt benahm. Und handelte er nicht auch unehrlich an dem lieben ahnungslosen Mädchen selbst oder gegen die getäuschte Mutter? Die kränkenden Aeußerungen von gestern über Aldenhoven fielen ihr wieder ein, und sie meinte ganz irre zu werden an dem Manne, den sie erst so hoch gehalten hatte.

Und doch konnte sie an diesen Zweifeln nicht festhalten; sie behielt nur eine schmerzlich-wehmüthige Stimmung zurück, in der sie Bertha mit sich zu einem Gang in's Freie nahm, als müsse sie dem Freund Abbitte thun an dem anmuthigen Geschöpfe, das für ihn bestimmt sei.

Die Senatorin, mit dem Sohn allein, wandelte indeß nach einer einsamen Seite des Gartens. Sie hatte ihm die eingelaufenen Briefe mitgebracht und eigene Angelegenheiten zu verhandeln. Von Bertha sprach sie absichtlich nicht, bis er selber fragte, ob die liebe Schweizerin kein Heimweh habe. „Ihr habt viel Gesellschaften gehabt," sagte er, „wie läßt sie sich an, wie benimmt sie sich?"

„O ganz vortrefflich," antwortete die Mutter, „und sie gefällt sehr. Diese eigens mit Schüchternheit gemischte Hingebung gibt ihr etwas Apartes, was sehr anzieht. Sie macht absonderlich Glück bei den jüngeren Mädchen und bei älteren Herrn. Letzteres ist mir aber sehr zuwider und ich möchte sie solcher Huldigung ein- für allemal entzogen wissen. Ich weiß nur nicht, wie ich's mit Rücksicht auf das liebe Kind schicklich anfangen soll. Siehst Du, lieber Anton, gerade das Alter dieser Zuthätigen macht Bertha zutraulicher, zugleich aber auch die Inhaber abgelebter Jahre zutäppischer. Das gute, unschuldige Kind, gewöhnt das Alter zu verehren, er-

schrickt dann, ohne zu wissen wovor. Unsere hiesigen jungen Mädchen sind darin besser daran, daß sie über die Verehrung des Alters hinaus sind und die Gecken auslachen. Wahrlich, lieber Sohn, unsere gute Gesellschaft fällt mehr und mehr in schlechte Manieren. Da waren wir lebensfrohe Mädchen doch einst besser daran unter der Obhut unserer Mütter. Die Männer, auch die sonst leichtfertigen, brachten doch noch etwas von den früheren, wenn gleich etwas gezierten Artigkeiten und süßen Redensarten mit; wir konnten sie belachen, und selbst unser Muthwille war vor unheimlichen Blicken und unschicklichen Händen sicher."

„Die Extreme berühren sich, liebe Mutter," sagte Anton nach einer Weile und mit einer gewissen Aufregung. Man sollte es daher mit dem Korrektiv — mit dem Zuchtmittel für solche Unarten auch nicht allzuschicklich nehmen und sich nicht scheuen, einem solchen Frevler an der Unschuld eines jungen Herzens — eine rechtzeitige Warnung hinter die Ohren zu schreiben."

„Wenigstens telegraphisch, Anton, — in Gedanken," lachte die Mutter, „wenn auch nicht in Fraktur."

Anton schämte sich innerlich seiner harten Aeußerung, die seinen gesitteten Gewohnheiten gar nicht entsprach. Er gab es in Gedanken dem Kammerherrn schuld, daß ihm die Ohrfeigen so im Sinn lagen. — „Du hast Recht, liebe Mutter," sagte er. „Wir wollen solche

Faktur lieber fürstlichen Händen überlassen. Ich kenne einen Glücksritter, liebe Mutter, der sich auch so lieber in effigie, als thatsächlich hätte hinrichten lassen, lieber telegraphische als handliche Ohrfeigen empfangen hätte."

## 6.

Der Mann, auf den diese letzte Aeußerung zielte, setzte unsern jungen Gelehrten, als er ihn gegen Mittag anfahren und mit abwechselnd einem harten und einem sanften Tritt über den Hausgang nach den Zimmern des Legationsraths kommen hörte, doch in einige Unruhe der Erwartung. Er kannte den Kammerherrn persönlich nur — so zu sagen — über die Gasse, so wie er ihn, bei dessen Besuchen in der Stadt, einigemal am Fenster gegenüber mit der Verlobten gesehen hatte. Damals interessirte ihn Agnes zwar nur um ihres angenehmen Gesanges willen, doch immerhin lebhaft genug, um sich ihren Verlobten in so weit verdrießen zu lassen, als man sich etwa über einen Tagdieb ärgert, der aus einem nachbarlichen Garten eine gern gehörte Nachtigall wegzufangen sucht.

Aber es war jetzt keine bloße Nachtigall mehr, die Anton zu verlieren fürchtete, auch ehe sie vielleicht nach

Johannis von selbst verstummen würde; sondern eine geistreiche, liebenswürdige Hausgenossin sollte ihm entführt werden, mit der er eben in ein so anziehendes Tauschgeschäft von Gedanken und Empfindungen getreten war, und sich einen unberechenbaren Gewinn versprach.

Er hörte jetzt aus dem Nebenzimmer, durch die nur mit einem hohen Kleiderspinde verstellte Verbindungsthür, lebhaftes Reden und öfter wiederkehrendes Lachen einer fremden Stimme, ohne Zweifel des Bräutigams. — „Wie unschicklich für einen Kammerherrn, so jäh und laut zu lachen!" murrte Anton, so wenig er sonst ein Schicklichkeitspedant war. „Verschwenden Sie jetzt Ihre Ersparnisse aus der Antichambre, Herr von Aldenhoven?" rief er ebenfalls ziemlich laut. „Oder hören Sie vielleicht nicht mehr so leise mit dem bewußten Ohr?"

In seiner Mißstimmung bedachte er nun auch, daß es mit den schönen Abenden da drüben jetzt vorüber sei, — so lang wenigstens dieser — Schäker zu Besuch bleibe. Oder, auch noch länger, fürchtete er; denn es fing an, ihm zu bangen, Agnes, in Berührung mit ihrem Bräutigam gesehen, könnte einem Freunde verwandelt erscheinen. — „Oder warum denn nicht?" fragte er sich selbst. „Die Art, wie sie seine Zärtlichkeit aufnimmt oder selbst erwiedert, könnte ja ihr Herz von einer Seite enthüllen, die ich noch nicht kenne, — und die mich abstoßen würde."

Er gestand damit ein, daß er sich von Agnesen angezogen fühlte, und fand sich mit einem Mal in dem angenehmen Traume gestört, daß der Umgang mit dem geistreichen Fräulein nicht aufhören werde. Er hatte vergessen, daß er früher doch selbst gefürchtet, er werde zu bald relegirt werden, wie ein unfertiger Student. Wäre Aldenhoven noch auf dem Wege der Bewerbung gewesen, so hätte Anton vielleicht den Gedanken gefaßt, mit ihm um die Wette zu laufen. Der Pakt war aber geschlossen und mußte respektirt werden.

Anton besann sich auf den Ersatz, der ihm für seine verstimmten Abende geboten war. Er dachte diese Stunden bei der Mutter oder mit ihr und Bertha in der muntern Gesellschaft zu verbringen, die nach dem gemeinschaftlichen Abendtische unter lustigen Gesprächen zusammen sitzen blieben, bis die Kirchenglocke zehn läutete. Und würde Aldenhoven länger, das heißt — über ein paar Tage verweilen, so dachte er mit den Seinigen nach der Stadt zurückzukehren. Er wollte sich wenigstens nicht relegiren lassen. Arbeiten konnte er nun doch nicht mit Glück, wenn er zumal den fatalen Kammerherrn fortwährend sprechen und lachen hörte, und Agnes selbst die geschlossene Uebereinkunft nicht mehr behaupten konnte. Selbst an ihrem Gesang glaubte er keinen Antheil mehr zu haben. Ein anderer Wunsch, ein anderer Geschmack legte ihr jetzt Noten auf das Pult, und

wie fatal wäre es für ihn, wenn sie jetzt das alte Lied sänge, das er ihr zuletzt aufgeschlagen, sie aber zurückgelegt hatte, — das Lied:

„Heimlich zwar, doch inniglich
Lieben wir uns beide;
Denn die Liebe scheuet sich
Weislich vor dem Neide."

Lieber wollte er dann jetzt gleich seine berliner Reise antreten. — „Reisen, reisen!" rief er, und eine plötzliche Sehnsucht nach einer großen Reise überkam ihn, — „reisen, wo ich Zerstreuung finde und — Vergessenheit!"

Er mußte selbst über den sentimentalen Ton auflachen, womit er das Wort „Vergessenheit" ausgeseufzet hatte, er, dem bisher alles Sentimentale so zuwider war. —

In dieser Stimmung ging er mit den Seinigen zu Tische, und geleitete sie dann viel erheiterter den anmuthigen Thalweg empor zur „Braunen Käthe". Er wollte gern dem Legationsrathe zuvorkommen, indem er sich darin behaglich fühlte, lieber als ein Sitzender zum Empfang aufzustehen, als zum Begrüßen heranzukommen.

Die Zuerwartenden ließen ihm Zeit genug, die Mutter und Bertha nach den schönsten Punkten der freien Höhe umherzuführen. Beide blieben ihm aber viel von dem Entzücken schuldig, das er sich von ihnen versprochen hatte. Der Mutter war aus früheren Landpartieen, die

zuweilen hierher gemacht worden, die Gegend nicht neu, und sie interessirte sich daher nur für die seitdem hier entstandenen wirthschaftlichen Einrichtungen. Bertha war aber zu sehr Schweizerin, um mit lebhafter Vorliebe für die Natur von schönen Landschaften erregt zu werden, selbst wenn die vorliegende mit ihrer Heimat hätte wetteifern können. Sie fragte desto lebhafter nach den Namen der Ortschaften, die man da und dort erblickte, und nach der Geschichte einer alten Burg, die mit ihren Ruinen an einer Waldecke hervor trat.

Als sie unter die hohen Kastanien zurückgekehrt waren, erschien die Wirthin zu den „Befehlen der Herrschaft". Anton, der heute auch den Legationsrath mit Tochter und Gast zu bewirthen dachte, machte seine Bestellung für guten Kaffee mit Sahne und anderthalb Dutzend der kleinen Waffeln, die hier vorzüglich gebacken wurden. — „Wissen Sie, liebe Bertha," sagte er, „wie der seelige Voß dies Backwerk poetisch bezeichnet? ‚Vielrautige, bräunliche Waffeln' nennt er es. Raute, wissen Sie ja, bedeutet ein gleichseitiges Viereck mit schiefen Winkeln."

Die Senatorin lächelte verstohlen und bedeutsam vor sich hin. — „Amor kennt die guten Deutschen," dachte sie, „die so gern belehren, wo sie lieben; er schleicht sich daher gern als Schulmeister ein, der Schalk. Bei einem

Doktor der Philosophie brauchte er aber gar nicht zu schleichen, sondern dürfte mit Schuhnägeln auftreten."

Eben langte der Legationsrath mit den Seinigen auf dem Umweg zu Wagen an. Aldenhoven trug nämlich den vom Podagra noch nicht ganz aufgeräumten Fuß in einer Socke, neben welcher sich der Stiefel mit eingedrehtem Sporn etwas seltsam ausnahm. Er stellte sich als ein schlanker, wohlgebauter Mann mittlerer Größe dar, und konnte wohl einst mit solchen Formen und Zügen des Gesichtes anziehend genug ausgesehen haben. Er selbst trat auch mit dem lebhaften Bewußtsein jener Zeit auf und täuschte wirklich noch jetzt aus einiger Ferne: in der Nähe freilich traten die zurückgelegten Jahre in Farben und Fältchen des Gesichts auch als verlebte hervor.

In der Art und Weise, wie er mit weltgewandtem Ton dem Doktor entgegen kam, verrieth er die gute Meinung, die ihm zu Gunsten des jungen Gelehrten beigebracht war. Wirklich hatte ihm Agnes unterwegs noch einmal alle Aufmerksamkeit für den — „gelehrten und geistreichen" Freund anempfohlen. Sie hatte die geringe Meinung, die der Doktor von Aldenhoven hegte, gar wohl empfunden, und kannte den Adelsdünkel ihres Verlobten. Beide, Aldenhoven und der Doktor, hatten dabei einen Hang zur Satyre, und Agnes fürchtete, daß es zu einer Verstimmung oder gar zu einem Zusammenstoß

zwischen ihnen kommen könnte. Dies zu verhüten, suchte sie ihrem Verlobten eine entgegenkommende Anerkennung gegen den Doktor abzugewinnen, um diesen freundlicher zu stimmen und zugleich in seinen Augen Aldenhoven ein wenig zu heben. Wie sehr er dessen bedurfte, fühlte sie jetzt lebhaft genug. Seine Unterhaltung in Ernst und Scherz, — in dem nämlich, wofür er sich interessirte und was er verlachte — war ihr in diesen wenigen Stunden des Wiedersehens gar zu öde und insgeheim sogar etwas widerwärtig vorgekommen. Einmal meinte sie, Aldenhoven gehe doch sehr zurück, und sie hätte sein Podagra gern für diesen Abfall verantwortlich gemacht; das andere Mal tadelte sie sich selbst darüber, daß sie im Umgang mit einem Ausnahmsmanne, wie der Doktor, sich so verwöhnt habe.

In ihrem versöhnlichen Bemühen kam ihr, ohne daß sie es ahnte, der Freund entgegen, indem er, unzufrieden über seine gestrige Verstimmung, sich, wie wir wissen, vorgesetzt hatte, sein Versehen durch artiges Benehmen gegen Aldenhoven wieder gut zu machen. Agnes erkannte hierin weniger seine edle Absicht als ihre gelungene Klugheit. Doch that dies dem Freunde keinen Abbruch an ihrer Gunst. Vielmehr fand sein liebenswürdiges Benehmen durch Agnesens Zufriedenheit mit sich selbst nur einen desto freiern Eingang in ihr Herz; in-

dem sie mit ihrem Wohlgefallen nicht ihn, sondern nur sich zu belohnen meinte.

Zu dieser günstigen Stimmung Agnesens für Anton trug der unbesonnene Bräutigam auch noch das Seinige bei. Da er doch, aus eigener Einsicht, den Werth und Gehalt des jungen Gelehrten wenig zu schätzen wußte: so ließ er sich, durch die freundliche Zuthätigkeit Antons, zu der läppischen Laune hinreißen, ihn unter Agnesens Augen mit Höflichkeiten in einer Weise zu überbieten, die offenbar Ironie sein sollte. Er lächelte dabei und nickte Agnesen zu, als ob er ihr Wohlgefallen herausfordern oder ihr zeigen wolle, wie fein er ihre Befehle mit seinem eigenen Witze zu vereinigen wisse.

War ihr nun solche Vertraulichkeit in Gegenwart des Freundes an sich schon sehr widerwärtig, so erregte ihr dies ungeschickte, übermüthige Benehmen auch auf's Neue die frühere Besorgniß vor dem, was sie zu verhindern gesucht hatte, — vor Mißverständniß und Streit. Sie bemächtigte sich daher lebhaft des aufgetragenen Kaffees und der Tassen, nach denen eben die Senatorin langte. — „Wenn Sie, lieber Freund, bewirthen wollen," sagte sie zu Anton, „so lassen Sie mich bedienen, und so den Kaffee erst recht gemeinsam machen. Wir bilden eben ein eigenthümliches Halbdutzend, das sich zu drei Paaren ausgleicht: — ein Herr mit zwei Damen und eine Dame mit zwei Herren."

Indem sie nun die eingeschenkten Tassen umherreichte, ergriff Bertha das Porzellankörbchen mit dem Backwerk und bot dem alten Herrn an. — „Ah, die herrlichen Waffeln!" rief er zugreifend. „Leicht und duftig, wie man sie auch hinter dem vollständigsten ‚Diner' her noch genießen kann. Versuchen Sie einmal, Baron! Es ist ein einheimisches Backwerk, das Sie nirgends besser finden werden. Lioba-Waffeln, — Liebes-Waffeln!"

Rasch reichte Bertha auf seinen Wink das Körbchen dem Herrn von Aldenhoven hin, wobei sie mit einer gewissen mädchenhaften Selbstgefälligkeit ausrief:

„Vielrautige, bräunliche Waffeln!"

Doch im selben Augenblick erschrak sie vor ihrer eigenen deklamirenden Kühnheit und schlug hocherröthend die Augen nieder.

Alle sahen lächelnd nach ihr hin, und wie sie so verstummt da saß, als ob sie in sich selbst vergehen möchte, war es in der That das anmuthigste Abbild von Unschuld und Liebreiz. Sie mochte fühlen, daß eben alle Blicke auf ihr ruhten, und ein leises Beben war an ihr zu bemerken. Am schwersten haftete Aldenhoven's unheimliches Auge auf dem jungfräulichen Wesen. Sein rohes Lächeln verrieth ein leichtfertiges Selbstgefühl des Eindrucks, den er auf das reizende Geschöpf gemacht zu haben wähnte, das sich so anmuthig ihm zugewendet hatte. Und im umgekehrten Sinn war es vielleicht der

Fall gewesen und die gute Bertha wirklich an seinen Blicken erschreckt worden.

Eben so unbemerkt für die übrigen begegneten Anton und Agnes, von Bertha wegblickend, einander in heiterm Lächeln. Des Freundes Unbefangenheit dabei blieb dem Fräulein nicht unbemerkt. Es schien ihr ein angenehmer Gedanke zu sein, den Freund in seinem frühern Bekenntniß über das „liebe Kind" doch wahrer und ehrlicher zu finden, als sie zuletzt vermuthet hatte. Sie that ihm heimlich Abbitte und meinte ihm etwas darüber sagen zu müssen. Doch — was sollte er davon denken, daß sie sich so mit ihm beschäftigt hatte? fiel ihr in demselben Augenblick ein, und das Gefühl, daß sie es doch wirklich gethan, regte plötzlich einen Sturm der widersprechendsten Empfindungen in ihrem Herzen auf. — — — Sie suchte sich vor sich selbst zu entschuldigen, zu rechtfertigen. Warum sollte sie nicht darüber mit ihm reden dürfen? In Scherz oder in freundschaftlichem Ernste durfte sie ihn schelten, daß er ein so nahes, reines Glück, als es ihm in Bertha zu Besuch gekommen war, nicht erkennen und ergreifen möchte.

Doch das machte sie noch unruhiger und ihr Herz klopfte heftig. Sie fühlte eine Röthe um die andere in ihre Wangen steigen und wehrte heftig die Empfindung ab, die sie sich selbst nicht eingestehen mochte. Was konnte sie dem Freund Schöneres wünschen, als daß er

glücklich durch ein anderes — nicht doch! — durch ein liebreiches Herz werde.

Ihre Seele erhob sich mit edelmüthigem Stolze; sie hoffte zugleich — auf diesem Wege über sich selbst hinaus zu kommen. — — — Nur sollte der Freund ihre Empfindung nicht mißverstehen. — Doch, wie konnte er das auch? Saß sie denn nicht eben an der Seite des Mannes, dem sie angehörte, dem sie — ihre Zusage für das Leben gegeben hatte?

Eine unaussprechliche Wehmuth uud Angst kam bei dieser Erinnerung über sie. Wie gern wäre sie aufgestanden, dort den Hügel hinauf geflohen, und hätte in die Thäler geblickt, wo man sich verstecken konnte vor allem nachhinkenden Unheil, oder die Eisenbahn erreichen, um weit, weit hinweg zu kommen — unter fremde Menschen, zu Schiff, — nach England zu ihrer Freundin Jane Rowley! — —

Sie stand aber nicht auf. Sie besaß eine große Herrschaft über sich selbst, — jene Macht und Uebung der Seele, daß man in langweiliger Gesellschaft, unter dem Schein der freundlichen Theilnahme an den leeren Gesprächen, seine Gedanken in entfernte Regionen schweifen läßt. Diesmal aber schien diese Macht schwächer als der Sturm ihrer Empfindungen zu sein. Sie saß wie abwesend auch in ihrer äußeren Haltung, ohne daß es, unter dem lebhaften Gespräch der Uebrigen, besonders

auffiel, bis es durch einen neckischen Zufall sogar mißverstanden wurde.

Die Senatorin nämlich, um Aldenhoven's widerliches Auge und freches Lächeln von ihrer lieben verlegenen Bertha abzuwenden, redete ihn freundlich an, indem sie mit einer feinen Zurechtweisung seine liebenswürdige Braut rühmte und ihm Glück zu einer so guten Wahl wünschte.

Aldenhoven, der den Wink verstand, dankte mit desto lebhafteren Worten. Er konnte gelegentlich den Schwärmer machen, und hatte es früher an unwürdigern Gegenständen geübt. So pries er mit entzückten Seitenblicken auf Agnes die Vorzüge seiner Verlobten und den hohen Lebensgewinn, dem er entgegengehe.

Hiermit zog er, durch die seltsamste Fügung, das zerstreute Aussehen, die bewegten Mienen Agnesens auf sich und seine Rede, während sie selbst im Herzen ihm nie weniger angehörte, als da der seelenvolle Ausdruck ihres lächelnden, errötheten Angesichtes ihm zu gelten schien.

Im Augenblick, als er schweigend ihre Hand ergriff und an seinen Mund führte, besann sich Agnes. In dunkler, unbewußter Seele, so zu sagen — durch ein halbes Ohr, hatte sie doch eine Empfindung von dem, was er gesprochen. Sie erschrak, ihr Blick fiel auf den Doktor, und sie erhob sich mit der Aufforderung zu einem Spaziergang. Aldenhoven hob mit lachender Entschul-

digung seinen Fuß in der Socke unter dem Tisch hervor. — „So begleiten Sie mich, lieber Doktor," sagte sie zu Anton Melzer, „und zwar zur Strafe, daß Sie so starken Kaffee gegeben haben."

Beide schritten der Gesellschaft voraus, — Agnes etwas befangen für die Unterhaltung. Wie man in erregten Augenblicken oft einen glücklichen, nicht selten aber auch einen ungeschickten Einfall hat, erinnerte sich Agnes eben ihres frühern Scherzes.

„Hören Sie, lieber Freund," sprach sie mit schalkhaftem Lächeln, „ich werde eben inne, daß eine Prophezeiung, die ich Ihnen jüngst einmal gethan, auf dem Punkte steht, in Erfüllung zu gehen. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen, zur Strafe Ihrer Verleumdung unseres „putzsüchtigen" Geschlechtes, geweissagt habe, Sie würden sich eines schönen Tages in ein hübsches Persönchen verlieben, das in fünf oder sieben Volants sich allerliebst ausnehme?"

„Nun, und —?" fragte er etwas verdrießlich, da er wohl merkte, wo sie hinaus wollte.

„Nun, der Tag ist schön, wie ich ihn vorausgesagt habe," fuhr sie fort, „und wenn Ihre liebe Bertha auch nur fünf solche Falbeln an ihrem Seidenmuslin hat, so ist sie dafür auch mehr als ein hübsches Persönchen: sie ist in der That ein liebes, allerliebstes Wesen, und — es soll Ihnen darum auch gleich alles Ungerechte,

das Sie damals gegen uns vorgebracht haben, um dieser Ihrer guten Wahl willen vergeben sein. Ich verlange nicht einmal Abbitte Ihrer frühern, schmählichen Urtheile über uns Frauen!"

Agnes traf es aber mit ihrer heitern Ansprache nicht zum Besten bei dem verstimmten Doktor der Philosophie. Ihr Verhalten gegen Aldenhoven, als dieser sie und sein Glück gepriesen, ihr inneres Beben, ihre mädchenhafte Verschämtheit war seinem beobachtenden Herzen nicht entgangen. Ohne Ahnung ihres Seelenzustandes, mit dem er vielleicht sehr zufrieden gewesen wäre, hatte er sich ihr Benehmen abwechselnd betrüben und verdrießen lassen; so daß er nun mit kaum beherrschter Empfindlichkeit erwiederte:

„Es thut mir leid, meine Gnädige, daß Sie in der Beeiferung, die ich Ihnen die Tage her bewiesen, eine solche thatsächliche Abbitte nicht schon erkannt haben. Das liebe, unschuldige Mädchen betreffend, — ich meine Bertha, unsern Besuch — wenn es jemals irgend einen Mann glücklich machen sollte: so werden es die fünf Volants, sei es in Muslin oder Tarlatan, doch nicht gethan haben; sonst würde ich mich für Herrn von Aldenhoven freuen, daß Sie ihm heute sogar sechsfache Versicherung geben."

Er streifte mit einem lächelnden Blick ihr großkar=

rirtes Seidenkleid, — zufällig ein Geschenk Aldenhoven's und nach seinem Geschmack gewählt.

Agnes ließ sich von seiner Laune nicht anfechten. Nach einigen Augenblicken innerer Bewegung versetzte sie:

„Sie verstehen heute keinen Spaß, mein Freund, und ich dachte, Sie würden gerade durch Ihren Besuch recht erheitert sein. Wer kann Ihre Bertha sehen, ohne sich einer so anmuthigen Erscheinung innig zu freuen? Sie hat mein ganzes Herz gewonnen, und es wird mir schwer, Ihnen zu vergeben, daß Sie früher so — wie soll ich sagen? — so ablehnend von ihr gesprochen haben. Daß Sie aber heute noch und in Wirklichkeit so unempfänglich, so ohne Anerkennung dessen erscheinen wollen, was uns alle entzückt — —. Oder wäre es Ihr Ernst nicht, und Sie machten uns nur noch ein Geheimniß aus Ihrer —? Doch nein, das nicht! Aber, wahrlich, lieber Freund, ich hätte mich recht gefreut, Sie auf dem Weg eines liebenden Herzens zu finden!"

„Auf dem Wege?" entgegnete er weich und mit innigem Blick. „Finden Sie mich nicht auf solchem Wege, theure Agnes? O das ist mir lieb! Denn wenn Sie mich darauf fänden, — würden Sie mir wohl sagen, gerade Sie: ‚Guter Freund, Sie sind auf unrechtem Wege!' oder gar: ‚Sie sind auf einem Irrwege?'"

Sie verstand ihn, blieb erschrocken stehen, und sah zurück. Die Uebrigen wandelten heran: auch Aldenhoven

schleppte sich mit fort. Sie gewann ihre Fassung wieder, und antwortete vor sich hinlächelnd und ohne Anton anzusehen:

„Ich wollte nämlich sagen, lieber Doktor, — zwei verlobte Paare wären ein rechtes Fest an der Quelle der heiligen Lioba gewesen. Meinen Sie nicht auch?"

Sie blieb bei dieser Frage stehen, ohne Zweifel um die Andern herankommen zu lassen, und sich dem ängstlichen Gespräche zu entziehen. — Der Freund, ob er dies merkte, oder was in seinem überreizten Zustand ihn sonst verdrießen mochte, erwiederte mit scharfem Nachdruck, der sich nur an unterdrücktem Leid etwas milderte:

„Zwei, meinen Sie? O mein Fräulein, — Ein Beispiel thut schon viel, und man kann bei nachdenkender Kur schon etwas lernen. Ich, freilich, habe mich schon ein wenig verspätet, und habe mir's mit dem Alphabet der Liebe viel zu schwer gemacht. Was muß ein junger Mann thun und — lassen, wohin muß er es gebracht haben, um der edlen Liebe eines weiblichen Herzens werth zu sein? Sehen Sie, solche Fragen haben mich, neben meinen wissenschaftlichen Arbeiten, — als Vorstudien des Lebens doch zuweilen auch beschäftigt. Nun nehme ich unverhofft wahr, daß man es im wirklichen Leben wohlfeiler haben kann. Oder eigentlich zu sagen, — wahrgenommen habe ich es in der gewöhnlichen Gesellschaft schon öfter, aber ich werde es inne in

Bezug auf mich selbst. Mir scheint, die Liebe ist eine Laune, die sich lieber verschenkt als verdienen läßt, ja sich vielleicht hinwirft, um als eine Gnade zu erscheinen."

Wer weiß, zu welchen anzüglichen Aeußerungen der verdrossene junge Mann in seiner abspringenden Laune noch gekommen wäre, hätte sich das Fräulein nicht plötzlich von ihm abgewendet, um den Herankommenden einige Schritte entgegenzugehen. Da sie Aldenhoven und ihren Vater in angelegentlicher Unterhaltung an Bertha's und der Senatorin Seite fand, und Anton voraus nach der freien Höhe stürmte, verlor sie sich unvermerkt zur Seite eines versteckten Thälchens, wo, gedeckt von einer hohen Hecke, eine Bank angebracht war, von Ranken nachblühender wilder Rosen überhangen.

Hier sank sie nieder, und überließ sich dem Ausbruch all' der schmerzlichen Empfindungen, die sich nicht länger wollten beschwichtigen lassen.

## 7.

Der Legationsrath gedachte etwas früher abzufahren, um seinen künftigen Schwiegersohn, der sich jetzt für ökonomische Anlagen interessirte, nach einer in der Nachbarschaft neueingerichteten Kunstmühle zu bringen. Man wartete nur noch mit einiger Verwunderung auf das wie verschwundene Fräulein. Aldenhoven überzeugte sich durch wiederholten Augenschein, daß der Doktor nicht auch fehlte. Er wollte nämlich seiner Verlobten eine heimliche Theilnahme an dem stattlichen jüngeren Mann angemerkt haben, und mochte, bei seiner Denkungsart von der Liebe, seit er einen Fuß in der Socke trug, durch ein leises Mißtrauen gegen sich selbst, auch mißtrauischer gegen seine Zukünftige geworden sein. Er maß die Neigung der Frauen nach seinem Geschmack ab, der freilich auf das Sinnenfällige gerichtet war. Endlich erschien Agnes und wies von fern einen großen Strauß Wald- und Wiesenblumen vor, den man denn auch

ohne weiteres für eine Erklärung ihres Ausbleibens gelten ließ.

Im Begriff, den Wagen zu besteigen, lud der alte Herr mit einiger Förmlichkeit, wie er es gegen Bürgerliche zu thun pflegte, die Senatorin mit ihrem lieben Gast und dem Doktor zum Abendthee bei sich ein. Ehe Anton, der seiner Mutter das erste Wort lassen mußte, die Einladung ablehnen konnte, hatte sie selbst angenommen, und er mußte sich darein ergeben.

Der Abendthee war unter Beihülfe des Pachters in Geschirren und Bewirthung reicher ausgestattet, als es der junge Freund früher gefunden hatte. Und so lag heute auch das Gebirge klarer und glänzender beleuchtet da, als es diesen Sommer je einmal gesehen worden. Die gute Stimmung der kleinen Gesellschaft ward von Agnesen als Wirthin unterhalten. So entgegen kommend sie aber für die Senatorin und herzlich gegen Bertha erschien, so gemessen hielt sie sich, wie es wenigstens der Doktor empfand, gegen ihn selbst zurück. Befangen in der Unzufriedenheit mit sich, wie er eben da saß, nahm er ihre Haltung vielleicht schwerer, als es damit gemeint war, denn Agnes schien mehr auf ihrer Hut gegen sich selber, als gegen ihn zu sein. So ließ er es sich im Stillen auch verdrießen, als das Fräulein zur Unterhaltung einige ausgesuchte Lieder vortrug, daß keines seiner Lieblinge darunter war, die sie ihm sonst aus

freiem Antrieb entgegengebracht hatte. Einen Wunsch aussprechen mochte er in seiner Stimmung nicht, und überzeugte sich auch bald, daß er es vergebens würde gethan haben.

Die Senatorin nämlich, entzückt von Agnesens Stimme und Vortrag, erinnerte daran, welch' ein schöner Antheil an dem Talent und der Kunst des gnädigen Fräuleins ihr und ihrem Sohn durch Gunst der Nachbarschaft bisher zu gut gekommen sei. „Sehen Sie, mein Fräulein," sagte sie scherzhaft, „so ahnet oft ein Glücklicher nicht, was bei seinem schönen Gewinn manch' Anderer verliert. Wenn ich jetzt bedenke, wie bald Sie das liebe Eckhaus uns gegenüber verlassen werden: so erscheint mir das letzte Lied, das wir dort von Ihnen gehört, wahrhaft bezüglich auf uns. Wir werden noch lange nach zu empfinden haben, daß ‚Scheiden weh thut'. Sie sangen es so ausdrucksvoll, und es war meines Sohnes Lieblingslied."

„Hätt' ich doch damals mithören können!" rief Bertha herzlich aus. „Vielleicht singen Sie es bald wieder einmal, und dann soll mir's gelten: ich denke jetzt schon ängstlich daran — ‚wenn die Schwalben heimwärts ziehen!'"

Agnes überhörte geflissentlich diesen versteckten Wunsch, indem sie lächelnd erwiederte:

„O da ist noch lange hin, liebe Bertha! Die

Schwalben bleiben noch den ganzen Sommer, und das Scheiden soll auch uns noch keinen Kummer machen."

„Ja, wegen Scheidens!" fiel der alte Herr lachend ein. „Wir haben über diese Materie schon gar tiefsinnige Verhandlungen gehabt, Frau Senatorin, und waren der Meinung: ‚Scheiden thue weh, Scheidung aber wohl, und Abschied — ein Vetter dieser Wortfamilie, habe von beiden nach Umständen etwas an sich."

„Das Letztere kann ich mir denken," antwortete sie, „je nachdem man den Abschied bekommt oder gibt. Der Gebende will ja eben die Scheidung, und da Geben immer etwas Freiwilliges und Generöses an sich hat, so werden ja auch Minister und Diplomaten, deren man gern los sein will, aus schonender Rücksicht veranlaßt, ihren Abschied zu geben. Wie mancher aber würde eben so ungern genommen haben, als er gibt!"

Die sonst so kluge Frau hatte doch diesmal ganz außer Acht gelassen, was sie gar wohl wußte, daß der Geheime Legationsrath früher in gleichem Fall gewesen war, sehr ungern zu nehmen, was er gegeben hatte, seinen Abschied. Doch bei der Unbefangenheit, womit sie den alten Herrn anlächelte, ließ er mit einem ironischen Gegenlächeln den bürgerlichen Mißgriff hingehen.

Der Doktor hatte sich bei diesem Unbedacht der Mutter rasch abgewendet. Seine ungewöhnliche, etwas finstere Schweigsamkeit, derentwegen er selbst vom Legations-

rathe berufen wurde, blieb ihr nicht unbemerkt. Aber sie konnte sich diese offenbare Verstimmung des in guter Gesellschaft sonst so anständigen Sohnes nur aus dem erklären, was auch ihr an diesem Abende recht unangenehm war. Aldenhoven betrug sich nämlich auffallend unschicklich, — geckenhaft gegen Bertha und rücksichtslos gegen die Verlobte.

Die Art, wie diese es aufnahm, blieb der Senatorin unerklärlich. Sie konnte bemerken, daß Agnes bei allem freundlichen Thun und Lassen ihren Bräutigam beobachtete, daß sie aber je länger je weniger verletzt oder betrübt aussah. Sie bemühte sich mit der Miene der Heiterkeit um ihren Papa, der mit seinem Verdruß über den künftigen Schwiegersohn schwer an sich hielt, und wenn er ihr dann zunickte oder die Wange streichelte, athmete sie auf, als ob sie in ihrer tiefsten Seele verstanden sei.

Nur der Senatorin blieb sie unverständlich. War es eine Ergebung in das Bündniß mit einem ungeliebten, unwürdigen Manne, eine Selbstüberwindung, deren sie den Vater versichern wollte, und über dessen Zufriedenheit sie so heiter aufathmete, wie man sonst nur von einem Entschlusse, von einem abgeschüttelten Druck aufathmet? Frau Melzer, wie sie heut das Fräulein so zartfühlend, so voll schönen Wohlwollens, einsichtvoll in das menschliche Leben und umsichtig im Urtheil gefunden

hatte, konnte sich eine solche Hingebung und Selbstüberwindung um des Vaters willen mit solcher Bildung nicht zusammenreimen.

Um so zufriedener war sie mit der unbefagenen und doch so taktvollen Art, wie ihre liebe Bertha die Unterhaltung des Barons aufnahm, erwiederte und im rechten Augenblick schicklich abbrach. Sie nahm sich nun auch vor, das gute Kind durch keine voreilige Warnung oder strenges Gericht über den fatalen Baron bedenklich zu machen oder einzuschüchtern, um so weniger, als bei ihrem kurzen Aufenthalte die Begegnung mit demselben flüchtig vorübergehen würde. Unterwegs aber, als Anton, der sie nach dem Gasthause begleitete, mit einer gewissen Unruhe und Dringlichkeit erklärte, er wolle seinen Badeaufenthalt abbrechen und mit ihnen nach der Stadt zurückkehren, drängte sich ihr plötzlich ein Gedanke auf, der freilich nur von Seiten ihrer mütterlichen Voreingenommenheit Zugang finden und eine sonst so besonnene Frau einigermaßen bethören konnte.

Anton erschien ihr nämlich nicht blos ungehalten über Aldenhoven's Unschicklichkeit gegen ein argloses Mädchen, das eben in die Welt tritt: sonst würde er sich mit einer schnelleren Abreise des guten Kindes begnügt haben; daß er selbst mit fort wollte, und zwar mit solcher Unruhe und Dringlichkeit, mußte vielmehr einen andern Grund haben, und wies auf ein Anliegen des

eigenen Herzens zurück. Soweit kam die kluge Frau auf die rechte Spur, fiel nun aber auf die Vermuthung, bei ihrem Sohn rege sich vielleicht, wenn auch ihm selbst noch unklar, eine Neigung für Bertha, eine eifersüchtige Obhut des reinen und reizenden Wesens vor kecken, zudringlichen Männern.

Dieser Gedanke schoß ihr durch den Sinn, wie eben auch eine Sternschnuppe durch die Sommernacht dort über den Wald hinfuhr. Sie schwieg, sie sammelte sich in einer Ueberlegung. — — Diese unerwartete Theilnahme ihres Sohnes für Bertha kam ja den heimlichsten Wünschen ihres mütterlichen Henzens entgegen. Eines nur überraschte sie: wer hätte wohl denken können, daß solche Zuneigung, dieser Keim der Liebe, gerade unter Umständen der Art erwachen würde? Die Senatorin mußte es nun dem ihr so widerwärtigen Manne vielleicht noch danken, daß er sich so unmanierlich gegen ihren Liebling betragen hatte. Und vielleicht blieb er gut genug, durch seine Haltung gegen Bertha, durch seine Huldigung, die Empfindungen des Sohnes für dieselbe mehr und mehr anzufachen.

Der Gedanke war gewagt; allein die Unruhe der mütterlichen Wünsche übersah das Bedenkliche eines solchen Wagnisses. Zugleich überredete sie sich, das anmuthige Benehmen Bertha's verdiene herausgefordert zu werden, um in den Augen des bisher so unachtsamen Soh-

nes mit dem ganzen Zauber auf sein Herz zu wirken.

„Es ist Dir doch recht, liebe Mutter, wenn ich mit euch zurückkehre?" erinnerte der Doktor die nachdenkliche Mutter.

„Gewiß, Anton, sehr lieb!" erwiederte sie, wenn es mich auch überraschte und eben nachdenklich machte. Ich begreife es aber. Die Umstände Deines hiesigen Aufenthalts sind allerdings nicht sehr fesselnd. Sie mögen Dir ursprünglich nicht gar angenehm gewesen sein. Das Fräulein ausgenommen, bietet doch der tägliche Verkehr mit diesen Menschen, besonders mit diesem Aldenhoven, gar wenig Erquickliches. Indeß müssen wir nun doch ein paar Tage länger bleiben, als ich bei unserem Besuch die Absicht hatte. Wir haben heut die besondere Höflichkeit des alten Herrn angenommen, und ich denke eben darauf, wie ich sie erwiedern soll. In der Stadt, weißt Du, haben wir in gar keinem Verkehr gestanden, und er wird sich dort wohl auch wieder von uns zurückziehen. Ich muß es also hier am Ort abmachen. Wie wär's, wenn wir morgen den Tag ruhig hingehen ließen, und ich lüde ihn dann mit den Seinigen auf übermorgen Abend zum Thee und Abendbrod in das Wirthshaus ein? Es gleich morgen zu thun, würde gar zu kleinbürgerlich aussehen. Zu unserer Bewirthung können wir uns des hübschen Gartens und des obern Saales be-

dienen, je nachdem sich die Witterung macht. So zeigen wir uns artig für empfangene Artigkeit, und überlassen es ihm, ob er in der Stadt, wenn er sich nach des Fräuleins Verheirathung vielleicht sehr verlassen fühlt, den Umgang mit uns fortsetzen will. Meinst Du nicht, lieber Anton?"

Anton, ohne Ahnung der schalkhaften Absicht, die sich hinter diesem treuherzigen „Meinst Du nicht" versteckte, fand nichts einzuwenden, soviel lieber er gleich morgen abgereist wäre. Er kannte die bürgerlich stolzen Ansichten seiner Mutter von Empfangen und Erwiedern gesellschaftlicher Höflichkeiten, und mußte auch darin, daß sie dem adelstolzen Nachbar für seine vereinsamende Zukunft handbietend entgegen kam, einen schönen Zug ihres freundlichen Herzens gelten lassen.

„Gut, liebe Mutter," sagte er, „halten wir es so! Nur laß' uns morgen hübsch allein bleiben, und lieber eine schöne Fahrt in's Gebirge thun."

## 8.

Die Senatorin benützte den nächsten Zwischentag vor ihrer Einladung, um sich als feine Wirthin gegen ihren Nachbar hervorzuthun. Sie schickte einen Boten nach der Stadt an ihre gewandte Köchin zum Markteinkaufen von Gegenständen der Küche, die eben in dem Gasthause nicht zu haben waren, wie junge Hasen, Rebhühner und dergleichen Leckerbissen der Jahreszeit. Und da der alte Herr jüngst eine Vorliebe für die Burgunderweine verrathen, und sich noch in der Erinnerung an dem Chambertin gelabt hatte, den er — es war ihr vergessen, bei welchem Fürsten — am echtesten gefunden haben wollte: so ließ sie aus ihrem Keller einige von ihrem verstorbenen Manne noch herrührende Flaschen dieser Sorte mitkommen.

Nachdem sie diese Bestellungen gemacht, rüstete sie sich zu ihrer Gebirgsfahrt, und blieb auf den Wunsch ihres Sohnes mit Bertha vom Brunnen zurück. Anton

ging allein und etwas früher nach dem Kurgarten, und fand auch Agnesen, ihrem Vater und Bräutigam voraus, angekommen, als ob dieses Begegnen unter vier Augen verabredet gewesen wäre.

Sie empfing ihn mit milder Freundlichkeit, doch nicht ohne eine gewisse Spannung, als ob sie für eine Mittheilung den rechten Augenblick herbeiwünsche. Im Uebrigen verrieth ihr Blick, ihre Haltung eine Seele, die mit sich abgeschlossen hat. Anton, der sich immer noch über seine verletzende Aeußerung gegen Aldenhoven kränkte, bekam den Eindruck, als habe ihm Agnes vergeben, sich selbst aber, vielleicht nicht ohne Seelenkampf, in ihrer bräutlichen Zusage noch einmal bestätigt. Er athmete wie aus befreitem Herzen auf, ohne daß er doch über ein stilles Leid um sie hinaus kommen konnte.

In seiner Meinung fand er sich durch ihre ziemlich jähe Frage nach seiner beabsichtigten Reise bestärkt. Agnes ermunterte ihn, sein Vorhaben ja nicht zu verschieben. Sie hoffte die schönsten Früchte davon für seinen Geist, für seine Studien und Arbeiten. Indem sie aber an der Wärme ihres Ausdrucks inne ward, welche Theilnahme an seiner Person sie dadurch verrathen hatte, setzte sie rasch und etwas erröthend hinzu: „Sie sehen, Herr Doktor, wie selbstsüchtig ich bin, da ich Sie zu etwas antreibe, wovon ich mir eben Genuß und Vortheil verspreche!“

Im Augenblick hörte sie die laute Stimme Aldenhoven's und verließ mit seelenvollen Abschiedsblicke den Freund, um dem mit Aldenhoven herankommenden Vater entgegen zu gehen. Anton zog sich in die Trinkhalle zurück, beunruhigt von der innern Frage: Warum treibt sie Dich zum Reisen an? Weshalb will sie Dich entfernt wissen? Er konnte nicht glauben, daß es damit in seinem Interesse wirklich gemeint sei; vielmehr schien es ihm, als ob Agnes sich mit ihrer unlöslichen Verbindung gern der Aufmerksamkeit und Theilnahme eines Nachbars und Freundes entziehen möchte, dem sie seine geringe Meinung von ihrem Verlobten nicht vergessen könnte.

Wie wenig errieth er aber den Seelenzustand des Fräuleins! Im Gegentheil war nämlich Agnes entschlossen, mit Aldenhoven zu brechen, wozu sie aber einen schicklichen Anlaß abwarten mußte.

Sie selbst durfte eine solche Gelegenheit nicht herbeiführen, und wünschte auch den Vater für ihre Absicht lieber zum Beistand zu haben, als sich mit ihm in Widerspruch zu setzen. Indem sie sich nun über diese Wandlung ihrer Gefühle und Absichten Rechenschaft gab, konnte sie sich über ihre Beweggründe, sowie über das Geheimniß ihres Herzens nicht täuschen und wollte daher vor Allem den Freund entfernt wissen. Niemand sollte aus ihrem Verkehr mit ihm auf die Vermuthung

fallen, welchen Antheil er an ihrem Entschluß hatte. Am wenigsten sollte er selbst in ihrem Bruch mit Aldenhoven einen Schritt erkennen, mit dem sie ihm und seiner errathenen Zuneigung für sie entgegen käme. Sie hielt sich darum auch in Gegenwart Anderer, mehr als seither, von ihm zurück. So auch jetzt, als sie beide Männer unter die Halle begleitet hatte.

Herr von Bering erkundigte sich mit sehr artigen Worten nach dem Befinden der Frau Senatorin, und Aldenhoven ergänzte ihn durch die sehr beeiferte Frage nach dem allerliebsten Schweizermädchen.

Anton entschuldigte beide wegen ihres heutigen Ausbleibens, ohne jedoch der Gebirgsfahrt zu gedenken, zu der sie sich rüsteten. Er wünschte nicht, daß der Kammerherr auf den Einfall käme, die Partie mitzumachen. — — „Es ist ein reizendes Kind, Ihre Schweizerin," sagte Aldenhoven, indem er den Doktor vertraulich unter'm Arm faßte und nach einem nahen freien Sitze mitnahm. „Ist es wirklich so, was mir Fräulein von Bering versichert hat, daß sie Ihre Braut nicht sei, — die Bertha, meine ich? Und Sie scheinen auch nicht einmal für sie zu schwärmen? In Ihren Jahren freilich hat es oft mit dem Schwärmen, mit den Neigungen, seine eigne Bewandtniß. Ich z. B. fand zu allererst mehr Geschmack an den vollendeten, ich möchte sagen — geprüften Reizen der Frauen. Das Verlangen des

Herzens ist da noch zu ungestüm, und bei erfahrenen Frauen kommt man leichter zum Ziel. Erst wenn man in den verschiedenen Büchern der Liebe viel gelesen hat, kehrt man gern zum Buchstabiren zurück, versteht sich mit einem lieben A-b-c-Schützen."

Er lachte mit einem widerlichen Behagen an seinem Witze, und unbekümmert um des Doktors Schweigen, den noch leidenden Fuß streichelnd, fuhr er fort, sich über den unwiderstehlichen Reiz der ersten, jungfräulichen Jugend gerade für ältere Männer in einer Weise aus-zulassen, die den jungen Freund auf's Tiefste empörte. Aldenhoven nannte sich einen Erfahrungs-Philosophen, und ging mit seinen leichtfertigen Bekenntnissen wahr-scheinlich nur darum soweit heraus, weil er dem jungen Gelehrten mit seiner Welt- und Menschenkenntniß, mit seiner Weltweisheit zu imponiren dachte. Als er aber mit dieser Erfahrungs-Philosophie auf Bertha kam, und sie ein Röschen nannte, das eben aufbrechen wolle, und aufzubrechen erröthe, ein Seelchen, das vor dem Ge-heimniß der Liebe bebe, und sich doch hinein stürzen möchte, konnte sich Anton nicht länger halten. Er stand heftig auf, und nur die Nähe umherwandelnder Gäste hielt ihn von offenbarer Beleidigung zurück. — — „Wahrlich, Herr von Aldenhoven," sagte er mit ver-ächtlichem Blick auf den erstaunten Mann, der sich rasch wie zur Abwehr erhob, „wahrlich, Sie rechnen sehr

auf meine Philosophie der Selbstbeherrschung! Aber — es gehört freilich eine fürstliche Hand dazu, Ihre Erfahrungs-Philosophie nach Verdienst anzuerkennen!“

Er verließ den Garten, den Spazierenden ausweichend, unten denen Agnes ihn während seiner Unterhaltung mit Aldenhoven nicht aus dem Auge gelassen hatte.

Der Weg zum Wirthshause war lang genug, daß Anton sich aus seiner Aufregung sammeln konnte, um den Seinigen unbefangen und heiter zu erscheinen. Als er aber Bertha geschäftig an dem vorgefahrenen Wagen des Wirthes erblickte, wie sie die mitzunehmenden Sachen in die Kasten und Taschen packte, überkam ihn ein neuer Unwille darüber, daß das gute Kind unter die Augen eines so unsaubern Gastes gerathen war. Und vollends Agnes, die demselben durch Verlöbniß angehörte, that ihm in tiefster Seele leid, — ja sie jammerte ihn.

Es gelang ihm auch nicht seine Betrübniß zu verwinden. Er nahm einen heimlichen Kummer mit auf die Fahrt, wie er es nicht erwartet hatte.

Der heitere Tag, der Wechsel anmuthiger Landschaften thaten das Ihrige, den schwermüthigen Freund zu erheitern. Wenigstens kam er zur Besinnung, daß er sich so nicht nachgeben dürfe, wie er that. Um seine Stimmung einer Nachfrage der Mutter zu entziehen, bemühte er sich mehr und mehr um Bertha, die sehr

lustig wurde, und that um so zärtlicher gegen sie, als er sich bemühte, nicht weniger lustig zu sein oder zu thun.

Die Mutter, der in dieser Richtung nichts entging, freute sich heimlich auch über Bertha, die immer unbefangener gegen Anton wurde, und, wenn er sprach, mit leuchtenden Augen an seinem Munde hing. Zuweilen kam dann auch wieder eine anmuthige Ausgelassenheit über sie, und sie tanzte in ihrem heut mehr ländlichen Anzuge vorwärts und zurück, wie ein muthwilliges Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, über ein klares Bächlein hinüber und herüber hüpft, um Vergißmeinnicht zu pflücken, die immer auf der andern Seite der murmelnden Wellen schöner erscheinen.

Erst auf der Heimfahrt stieg unserm Doktor, als er das Schloß Liebweiler erblickte, die Frage auf, welchen Eindruck wohl sein Benehmen und sein anzügliches Wort auf den Kammerherrn gemacht habe. Er erwartete nicht, daß Aldenhoven es ihm ohne weiteres würde hingehen lassen, so wenig er auch wünschte, daß Agnes davon beunruhigt würde, und er als der Beleidiger ihres Verlobten erschiene.

Wie erstaunt war er daher, als beim Aussteigen der Hausknecht Konrad der Senatorin doppelte Besuchskärtchen vom — Kammerherrn von Aldenhoven und von Baron Tudenheim überreichte. Die gnädigen Herren hätten sehr „betrauert", sagte Konrad.

Baron Tudenheim? Anton besann sich, daß es jener alte Freund des Herrn von Bering sei, mit dem dieser sich nach Gastein verabredet gehabt hatte, ehe die Verlobung Agnesens zu Stande gekommen war. Vermuthlich wollte auch er nun sich mit dem Bad Liebweiler begnügen. Die Frau Senatorin fand es ungemein aufmerksam von Seite des Legationsrathes, der seinen alten Kollegen zu einem so schnellen Besuch bewogen hatte, zumal er von ihrer Einladung auf morgen gar nichts wußte. — „Wir haben nun einen Gast mehr, sagte sie, und ich will sogleich auf morgen bitten lassen, damit sie mit dem neuen Gaste nichts Anderes unternehmen. Die Rebhühner halten sich jetzt nicht lang, und für uns Bürgerliche schickt sich kein Hautgout.“

Anton kam auf eine andere Vermuthung, die er aber für sich behielt. Aldenhoven, glaubte er, habe den Gast zum Vorwand eines Besuches gebraucht zu einer Stunde, wo er den Doktor nicht bei der Mutter und bei Bertha vermuthete. Hierin fand er sich auch bei seinem Weggehen von Konrad bestärkt, der ihm berichtete, der Herr Bräutigam sei sehr unwirsch gewesen, daß man ihm nichts von der Partie gesagt hätte. —

Anton fand das sehr unverschämt, und nahm sich vor, mit dem kecken Menschen wenig Umstände zu machen.

So zog im Rücken der Senatorin ein kleines Wetter unvermerkt über ihren morgenden Kaffee herauf. Für

sie selbst kam schon in der Frühe des Tages ein kleiner Verdruß, der aber, wie ein leiser Frühregen, mit erfrischten Erwartungen vorüberging. Dies geschah auf dem Heimwege vom Brunnen. Dort hatte sich Anton, um Bertha der Zudringlichkeit des Kammerherrn zu entziehen, meist an ihrer Seite gehalten. Die Mutter, die es in ihrem Sinne nahm, war heimlich vergnügt darüber. Was konnte sich nicht heut beim Kaffee entscheiden! dachte sie, und unterließ nicht, ihre Wünsche einzufädeln. — „Ihr habt euch heut von der Gesellschaft sehr abgesondert, Du mit Anton," sagte sie freundlichen Lächelns. „Anton hatte Dir ja erstaunlich viel mitzutheilen?"

„Nicht wahr, das schickt sich nicht, Tantchen?" fragte Bertha. — Die Benennung „Tante" war verabredet, wie bei Kindern die Freundinnen der Mütter — Tanten heißen.

„Das hat nichts zu sagen, mein Kind!" erwiederte Frau Melzer. „An Badeorten bewegt man sich freier, und vor allem lebt man für sein Wohlbefinden; mein Anton besonders bedarf dessen. Er studirt zu viel, lebt zu ungesellig. Siehst Du nicht, wie viel liebenswürdiger als zu Hause er sich hier benimmt? Und, nicht wahr, er gibt Einem doch auch etwas in der Unterhaltung? Wie läppisch benehmen sich die meisten unserer jungen Herren! Was aber noch mehr ist als dies, mein Kind:

man kann ihm und seinem Herzen Vertrauen schenken. Nicht wahr, das findest Du auch?“

„Gewiß, liebe Tante!“ antwortete Bertha vergnügt und mit einer sich selbst vergessenden Aufregung. „Aber was er auch sage, ich höre ihn schon gern reden, und sehe eigentlich mehr, was er spricht, als ich es höre. Seine Stimme und die Bewegung seiner Lippen, weißt Du, und wie er dabei blickt, alles das erinnert mich so lebhaft an Gustav.“

Im Augenblick erschrak sie und erröthete bis in die Schläfen.

„An welchen Gustav?“ fragte die Senatorin betroffen.

„An Gustav — an Herrn Waldner!“ versetzte Bertha kleinlaut.

„An meinen Neffen, meiner Schwester Sohn, der im Geschäft reist?“

Bertha nickte.

„Nun, den hast Du ja kaum ein- oder zweimal gesehen, als er die acht Tage zu Hause war?“

„Nur ein- oder zweimal, liebe Tante?“ flüsterte Bertha. „Wie sonderbar! Es war mir im Augenblick, als hätt' ich ihn sehr viel gesehen!“

Sie verlor die Fassung, warf sich der Senatorin an die Brust und küßte sie mit verlegenem Lachen.

„Bertha!“ wehrte Frau Melzer etwas ungehalten.

„Bist Du klug? Hier auf offenem Wege! An Badeorten muß man sich besonders schicklich betragen!"

Sie nahm einen rascheren Schritt, schweigsam, aber sehr beunruhigt und nachdenklich. — — „Ei was, Kinderei!" dachte sie endlich. „Das vergeht, wie's gekommen. Wenn nur Anton Anstalten machte. Nun, nun, — ich denke doch, jetzt wird er. Und wenn diese Zauderer einmal in den Schuß kommen, sind sie leicht eben so unaufhaltsam, als sie erst unentschlossen waren. Die Natur gleicht sich aus. Wir werden sehen!"

Sie gab nun, auf ihrem Zimmer angekommen, mit freundlichen Worten dem lieben Mädchen, um es ja nicht einzuschüchtern, verschiedene Aufträge für den Nachmittag.

## 9.

Der Wirthsgarten, in der Ebene hinter einer Kegelbahn zu Gras und Gemüse angelegt, zog sich auf der andern Seite mit Blumenbeeten, Zierbäumen und Buschwerk um den Hügel empor zur Aussicht über das Thälchen. Dort, zwischen einigen Kastanienbäumen, stand ein Zelt ausgespannt, das wie die Decke einer Kalesche zurückgeschlagen werden konnte.

Hier war die Senatorin mit Bertha noch beschäftigt, den siebensitzigen Kaffeetisch anzuordnen, als ihr Besuch bereits den Gartenpfad herauf kam. Aldenhoven trat heute in Zeugstiefelchen ziemlich jugendlich auf.

„Nicht wahr, verehrte Frau Senatorin, zu spät kommen wir nicht?" scherzte der Geheimerath. „Wir trauten aber dem Himmel nicht recht, der sich überzieht, und wünschten doch erst noch der Gartenfrische zu genießen. Ach! wie angenehm fächelt hier der Wind! Die Frühsonne macht doch unsere Zimmer zu warm, und der

Viehstand des Pachters sucht uns mit entsetzlichen Fliegen heim."

„Auch unser Wirthshaus bringt diese Gäste mit sich, Herr Geheimerath," erwiederte Frau Melzer. „Es ist ein insolentes Völkchen, begnügt sich nicht mehr mit den Bierstuben, sondern dringt in die Bel-Etage. Fürchten wir aber kein Gewitter! Der Himmel überzieht sich nur, als ob das Wetter sich langsam ändern wollte. Ich sehe keinen Zorn am Himmel, sondern nur etwas heimlichen Verdruß."

„Charmant!" lachte der alte Herr. „Nun aber, lieber Tudenheim, ziehe ich mich hinter Dich zurück. Du warst ja immer Meister in geistreicher Konversation und köstlichem Humor: da versuche Dich nun mit unserer liebenswürdigen Wirthin, und laß Dich aus dem Felde schlagen!"

Tudenheim war nicht der stattlich und vornehm aussehende Mann, wie der Legationsrath. Hoch und hager von Gestalt, das Gesicht lang und scharf gezeichnet, bekannte er sich in seinem Anzug, mit grauem Vollbart und weichem, farbigem, breitkrämpigem Filzhute zu einem bequemen Landbaron. Aber sein Blick und jedes Wort verrieth einen unterrichteten Mann, den man auch aus dem Hofdienste in die Verwaltung hatte versetzen können, und der aus ersterem gute Manieren und aus dem Staatsdienste das Prädikat eines Präsidenten in seinen

jetzigen Privatstand mitgebracht hatte, wo er ohne Familie in breiten Verhältnissen mehr sparend als verzehrend lebte. Mit dem jungen Doktor, der nun auch herbeigeeilt war, kam er sehr bald in eine lebhafte und anziehende Unterhaltung. Gelegentlich seines Lobes der anmuthigen Lage des Ortes bemerkte Frau Melzer:

„Liebenzell verspricht auch eine Zukunft, und vielleicht beginnt mit der heurigen Saison eine Epoche. Solche Gäste sind wohl geeignet den Platz in Ruf zu bringen, wenn nur die heilige Lioba ein Uebriges thut."

Bei der Erwähnung der Gäste lächelte sie den beiden alten Freunden zu. Herr von Bering erwiederte:

„Ich denke, mein alter Freund wird jedenfalls der heiligen Lioba das Beste nachsagen, wenn er auch leider! nur ein paar Tage bleibt. Er kommt nämlich von Kissingen und geht noch nach Ostende in die See. Sie sehen ja, er fürchtet zu stark zu werden, und beschwört jetzt alle Nymphen der Quellen und der Wellen, ihm von seinem Embonpoint zu helfen. Nehmen Sie sich ein Exempel daran, lieber Aldenhoven! Hättest Du zur rechten Zeit geheirathet, mein Freund!"

„Sag' das nicht, Alter!" entgegnete Tudenheim. „Da, der Aldenhoven als Heirathskandidat bekommt's auf andere Weise. Er hat die Bekanntschaft der Nymphen zu früh gemacht, zu sehr frequentirt, und wird jetzt dafür von den Erdgeistern an der großen Zehe gezwickt."

Indem er bei diesen Worten ein Stückchen Kuchen sehr gelassen nach dem Munde führte, that er gar nicht, als ob er die Verlegenheit bemerke, die er hervorgerufen hatte. Ja, ein flüchtiger Blick, den er mit Agnes wechselte, konnte errathen lassen, er stehe mit der Verlobten des Gezwickten in gutem Einverständniß. Agnes stand schon länger bei ihm in väterlicher Gunst.

Die Senatorin knüpfte die abgebrochene Unterhaltung sehr ungezwungen wieder an, indem sie nächst dem Kaffee ein Glas Wein zur Erfrischung vorschlug. — Sie saß zwischen den beiden Alten, an die sich Agnes und Bertha anschlossen, so daß Aldenhoven an die Braut, und Anton an Bertha sich anreihend, einander gegenüber saßen, jeder aber den andern auf alle Weise unbeachtet ließ.

Im Laufe der Unterhaltung wurde der Legationsrath immer vergnügter, und wir wissen, daß er sich dann gern reden hörte auf die Gefahr hin, mit fortgerissen zu werden. Der echte Chambertin versetzte ihn vollends in vergangene Zeiten, in die Tage seines in Eskarpins und gesticktem Kleide über glatte, getäfelte Fußböden dahin gleitenden Selbstgefühls. Er erinnerte den Freund an die Stunden, wo sie von ihren verschiedenen Höfen in demselben fürstlichen Saale zusammengekommen, einer zur Seite des andern die feierliche Audienz bestanden hatten. Er wurde immer gemüthlicher, so daß sein Herz auch über wehmüthige Erinnerungen aufging, die er sonst

mit allem Anstand in der Tasche behalten hatte. — „Du hattest doch immer einen gnädigen, wohlwollenden Herrn, lieber Tudenheim," sagte er. „Mein Herzog — darf ich wohl unter vertrauten Freunden bekennen — konnte sehr undankbar sein, und bei fremdem Wohlwollen recht ärgerlich und sogar — malitiös werden. Von fremden Höfen erhielt ich doch — wenn nicht immer Orden, wenigstens kostbare Ringe, werthvolle Dosen, — Zeugnisse der Zufriedenheit mit der Erledigung meiner Sendungen. Von meinem Herzoge —? Nun, warum sollte ich es nicht gestehen? — Ich bekam manche ungnädige Bemerkung mündlich, und aus dem Kabinet einigemal sogar — nun Sie wissen ja, Frau Senatorin, was man im Staats- und Fürstendienst — eine ‚Nase' nennt!"

Er lachte dabei verlegen, indem er, wie zu seiner Beruhigung, hinzusetzte:

„Mein Gott, ich bin jetzt darüber hinaus: aber — bittere Stunden hat mir's doch gemacht! Ich leugne es nicht."

„Bester Herr Geheimrath," sagte Anton mit großem Ernst, „etwas Philosophie hätte Ihnen schneller darüber hinausgeholfen. Man muß diese ärgerlichen Dinge der Welt aus höhern Gesichtspunkten betrachten, und sie finden ihre Lösung. Auch die Federn der fürstlichen Kabinette liegen in unsichtbarer Hand. Alles ist weise geordnet, ist providentiell berechnet und bemessen. Oder

— sagen Sie selbst, was hätten Sie mit den fürstlichen Dosen anfangen wollen, wenn Sie keine Nasen gekriegt hätten?"

Der alte Herr, in seiner etwas gedrückten Stimmung, brach nun in desto herzlicheres Lachen aus, und als ihm einfiel, wie gut er diesen Witz gelegentlich anbringen könnte, lachte er auf's Neue. Auch Agnes ließ sich den Spaß, der ihrem Vater fortan über verdrießliche Erinnerungen hinaushelfen würde, heimlich gefallen. Tudenheim meinte, er begreife nun auch, warum solche fürstliche Dosen von den Empfängern im Goldwerthe verkauft zu werden pflegten. Er verrieth durch sein ganzes Benehmen, wie sehr der junge Doktor sein Mann sei. Auch er gab dann manches zum Besten, was die fröhliche Stimmung noch steigerte. Der Legationsrath schien darüber aus seinem zeremoniösen Wesen ganz herausgefallen. Mit glühenden Bäckchen, die sauber gestrichenen Härchen auseinander gefallen, küßte er bald rechts der lieben Frau Nachbarin die Hand, bald tätschelte er links Bertha's Händchen, oder hielt ihr mit kindischem Muthwillen eine schwarze Kirsche unter das Auge, um die Schwärze und den Glanz beider zu vergleichen, was das unbefangene Mädchen zu Gegenneckereien aufregte.

Die Senatorin erhob sich endlich und leitete einen Spaziergang ein. Ihre Absicht war, den Kaffeetisch zu einem kleinen Abendessen umwandeln zu lassen; denn die

Luft war heiterer geworden und blieb mild genug, um es mit dem Verweilen im Freien bis in die späte Dämmerung hinein zu wagen. Man wandelte in der traulichen Stimmung die Höhe hinan, — der Legationsrath mit der Senatorin im Gespräch über seine künftige häusliche Einrichtung. Anton mit Agnesen, von dem Baron Tudenheim in eine bedeutende Unterhaltung gezogen, verlor Bertha aus dem Auge, als Aldenhoven sich des allzumuntern Mädchens bemächtigte. Dieser, der den ganzen Nachmittag kaum zu Wort gekommen war, heimlich erbost über den vertraulichen Verkehr seiner Verlobten mit Tudenheim, von dem er sich mißächtlich behandelt sah, war in einer wahrhaft rachsüchtigen, schadenfrohen Stimmung, als er zu seiner Entschädigung sich mit der arglos-fröhlichen Bertha der übrigen Gesellschaft zu entziehen suchte. „Haben Sie schon das Hänflingsnest mit den vier halbflüggen Jungen gesehen, Bertha?“ flüsterte er. „Kommen Sie mit! Hierher!“

„Baut denn der Hänfling in den Wald, Herr von Aldenhoven?“ fragte sie zögernd. „O nein!“

„Vielleicht sind es junge Drosseln!“ antwortete er. „Aber — allerliebst. Kommen Sie! Belehren Sie mich über diese Singvögel!“

Inzwischen hatte sich auch Baron Tudenheim mit Agnes und Anton in Bewegung gesetzt, einem der Gemeinde gehörigen Gehölze zu, das ziemlich gelichtet

neben einem hohen Tannicht hügelab hing. Hier begegneten sie dem rückkehrenden ersten Paar, und die Senatorin sagte:

„Der Herr Legationsrath hat eben einen recht artigen Gedanken gehabt, der sich leicht ausführen läßt. Wir sollten uns zum Andenken an diesen vergnügten Abend photographiren lassen, meint er, — zusammen oder in Familiengruppen, und einander damit beschenken; Scheiden und Abschied ständen uns doch nächst bevor und würden durch solch' ein Andenken erleichtert."

„Vortrefflich!" rief Tudenheim, „ich mache diesen Gedanken zu dem meinigen, lieber Freund, und übernehme die Ausführung. Ich lebe so allein und wandere verlassen nach der See: lassen Sie mich die liebe Gesellschaft zu meiner Familie adoptiren! Haben Sie aber auch einen tüchtigen Photographen in der Stadt, Frau Senatorin?"

„Geh' doch, lieber Anton," sagte sie, „und hol' einmal auf meiner Stube die beiden Bilder, die ich für Dich mitgebracht habe. Bringe sie hinab an den Tisch und bestelle gleich das Uebrige, was wir dort finden möchten! Du weißt ja!"

Indem nun Anton dem Hause zueilte, sprach sie weiter: „Es ist mein und Bertha's Bild. Ich hatte sie für meinen Sohn machen lassen, weil er hier allein war. Doch will er nun mit uns zur Stadt zurückkehren."

Sie wandelte nun mit dem alten Herrn dem Sohne nach. Tudenheim aber gab Agnesen einen Wink und betrat mit ihr das Gehölz. — — „Ich habe mir's unter'm Kaffee überlegt, liebe Agnes," sprach er leise. „Wir können auf keinen eklatanten Anlaß zum Bruch mit diesem Aldenhoven warten. Ich habe die Zeit nicht, liebes Kind! Morgen früh spreche ich mit Ihrem Vater, und ich habe eine gute Wendung gefunden, ihn für eine Auflösung eures Verlöbnisses zu gewinnen, oder wenigstens zu einem Aufschub der Vermählung zu bewegen. Am künftigen Schwiegersohne hängt er eben so fest nicht mehr; das hab' ich weg: es sind andere Rücksichten, die ihn beengen und halten. Doch für diese trete ich ein."

Agnes, von Hoffnung und Dankgefühl bewegt, ergriff die Hand des väterlichen Freundes. Ehe sie aber zu Worte kam, erschreckte beide ein heller Schrei und wiederholter Hülferuf. — — „War das nicht Bertha's Stimme? Bertha, Bertha!" rief Agnes, und sofort hörte man es im Dickicht der jungen Tannen rauschen, als ob ein Reh durchbräche. Wirklich kam jetzt Bertha zum Vorschein und setzte über den Graben und Wall, die das Tannicht einhegten. Der Ausputz des Anzugs zerrissen, das reiche dunkle Haar von den Tannenzweigen auseinander gezogen, warf sie sich an Agnesens Brust.

„Um des Himmels willen, liebes Kind, was ist Ihnen geschehen?" fragte das Fräulein.

„Ach, dieser Aldenhoven —!“ keuchte Bertha, und indem ihr augenblicklich Agnesens Verhältniß zu dem Verklagten einfiel, setzte sie schmerzlich hinzu: „Ach Gott, verzeihen Sie!“ — und glitt, als ob sie versinken wollte, an dem Fräulein nieder.

Agnes umfaßte sie. — „Ich verstehe Dich, liebe Bertha!“ sagte sie; „sprich aber nur frei! Im Augenblick hat er aufgehört, mein Verlobter zu sein. Was hat er? Laß es mich wissen!“

„Nein, nein, das kann ich nicht!“ rief Bertha, und barg ihr Gesicht an Agnesens Brust.

Eben kam Aldenhoven um die Ecke des Gehölzes. — „Das gute, ängstliche Kind!“ lachte er von weitem. „Wir hatten uns verirrt, und ich verlangte einen Kuß für den rechten Weg!“

Bertha zitternd machte sich los von dem Fräulein, faßte es an der Hand und rief: „Kommen Sie! Fort! Er lügt! O der entsetzliche Mensch!“

„Vermitteln Sie schnell, mein edler Freund,“ flüsterte Agnes dem Baron Tudenheim zu. „Verschweigen wir die Sache! Lassen Sie mich machen, aber schaffen Sie den Menschen fort!“

Indem sie nun mit Bertha die Richtung nach dem Hause nahm, um das ängstliche Mädchen zu beruhigen, äußerlich herzustellen, und über das Begegniß zu be-

schwichtigen, trat der alte Herr dem Heranhinkenden entgegen mit der ruhig ernsten Anrede:

„Der Pfad da, Herr von Aldenhoven, führt ohne Zweifel hinab auf den Dorfweg. Gehen Sie nach Hause! Ich werde Sie bei der Gesellschaft entschuldigen!“

„Ich?“ versetzte der Kammerherr. „Meinen Sie, ich fürchte mich? Ganz und gar nicht!“

„Mag sein; aber ich denke Sie schämen sich. Ueberzeugen Sie mich ja nicht vom Gegentheil! Gehen Sie!“

„So schicken Sie mir Agnes!“ erwiederte Aldenhoven. „Ich muß mich mit ihr verständigen, — ich gehe nicht ohne sie!“

„Sie werden sich doch gewöhnen müssen, ohne sie zu gehen. Gute Gewöhnung wird Ihnen nichts schaden, wie spät sie auch kommt. Ich an Ihrer Stelle würde noch diese Nacht nach meinem Gute fahren. Glückliche Reise, falls Sie es thun!“

Er nahm den Rückweg nach dem Garten, zögerte aber unterwegs, bis er das Fräulein mit Bertha vom Hause her zurückkommen sah. Beiden wollte er die Erzählung des Vorfalls überlassen, und dann nur bestätigend hinzutreten.

Aldenhoven war lang stehen geblieben, überlegend, grollend, sich selbst und Alles verwünschend. Endlich hatte er doch den Pfad nach dem Dorf eingeschlagen.

## 10.

So unbedeutend vielleicht das kleine Waldbegegniß eines unbefangenen Mädchens an sich sein mochte, zeigte es sich doch mächtig genug, die heitere Mischung einer traulichen Gesellschaft zu zersetzen und mit einem Niederschlag verschiedener Bedenklichkeiten zu trüben. Der helle Schrei hinter dem Tannicht, der an Zerlinens Nothruf im Don Juan erinnern konnte, hatte denn auch einen Tumult der Gemüther erregt, wie ihn dort der große Meister mit seinen Instrumenten ausgedrückt hat.

Zunächst wurde das Geheimniß der guten Bertha mit Geheimthun gefeiert. Man gab sich bei der mit ihr verabredeten Erzählung Agnesens über die Ursache der kindlichen Angst des lieben Mädchens und über den Grund der Abwesenheit des Kammerherrn unter zweifelhaftem Lächeln zufrieden; es herrschte aber unter dem Nachtessen eine so zerstreute Nachdenklichkeit, daß die feinen Schüsseln zu keiner rechten Anerkennung kommen

wollten und der echte Chambertin viel zu wenig geprüft und gepriesen über die Zungen eilte.

Doktor Anton war feiner oder mißtrauischer Beobachter genug, um den Mienen Agnesens bei ihrer Erzählung anzumerken, daß die Wahrheit des Begegnisses in einem schillernden Gewande zu entschlüpfen suchte. Er durfte den gastlichen Abend seiner Mutter durch kein eindringliches Forschen stören und weder Agnesen noch Bertha in Verlegenheit setzen: der Zweifel aber, ob das Fräulein nur die Gesellschaft beruhigen oder wohl gar den Bräutigam beschönigen wolle, verließ ihn die ganze Nacht nicht, zumal es davon abhing, ob er am nächsten Morgen dem Fräulein mit gutem Vertrauen begegnen dürfe, oder den Kammerherrn zur Rede stellen müsse. Spät eingeschlummert, glaubte er halb träumend einen und den zweiten Wagen aus dem Hofe fahren zu hören, und war noch nicht völlig angekleidet, als Baron Tudenheim auf seinem Zimmer erschien, um ihn aus der Ungewißheit zu ziehen, ob er geträumt oder Wirkliches gehört habe. Er vernahm nämlich, daß in der That Aldenhoven und bald darauf auch der Geheime Legationsrath mit Agnesen — jener auf seine Besitzung, diese nach der Stadt gefahren seien. Er selbst, der alte Freund, war zurückgeblieben, um mit dem Pachter abzurechnen, und dem Doktor, sowie der Frau Senatorin Grüße, Lebewohl und Entschuldigungen zu überbringen.

Anton sah ihm mit betroffener und gespannter Miene in's Gesicht, eine Erklärung erwartend, die ungefordert kommen müsse. Statt einer solchen aber sprach der Baron mit zurückhaltendem Lächeln:

„Nicht wahr, Sie erstaunen, es überrascht Sie, mein geschätzter und lieber Doktor! Und irre ich nicht, so liegt auch in Ihrer Miene etwas von froher Erwartung — vielleicht für Fräulein Agnes? Indeß kann ich Ihnen doch nicht melden, daß eine Beschleunigung der Vermählung im Werke sei; im Gegentheil läßt Ihnen Herr von Bering sagen, Aldenhoven habe gestern Abend, bei seiner Nachhausekunft, Briefe vorgefunden, die ihn zu einer schnellen Reise in Familienangelegenheiten nöthigten. Sie wissen ja, lieber junger Freund," setzte er lächelnd hinzu, — „es kommt wohl im Leben vor, daß man zur rechten Zeit Briefe erhält."

„Das erklärt mir allerdings die Abreise dieses — Aldenhoven, den ich gern noch Einiges gefragt hätte," erwiederte der Doktor; „aber Herr von Bering mit Fräulein Tochter — —?"

„Hätte keine Eile nöthig gehabt?" fiel der Baron ein. „Ganz recht! Diesen Umstand kann nun ich Ihnen erklären. Da nämlich die Hochzeit auf unbestimmt verschoben bleibt, wie Ihnen Herr von Bering sagen läßt, so begleitet mich Fräulein Agnes nach Ostende, und ist deswegen so eilig fort, um unsere Abreise zu be-

schleunigen. Von Ostende bringe ich sie nach London, von wo sie dann allein eine befreundete englische Familie zu besuchen denkt. Ich hoffe in einem andern Klima, unter etwas bedecktem Himmel wird sie sich leichter über die Verzögerung ihres Glücks beruhigen können."

Diese Mittheilung regte den Freund lebhaft an. Der ironische Ton des alten Herrn fiel ihm auf. Es schien ihm, der freundliche und vergnügte Mann möchte ihn errathen lassen, was noch geheim bleiben sollte. So faßte Anton den Gedanken, Agnes habe mit Aldenhoven gebrochen oder — gehe damit um, ihr Verhältniß zu lösen. Was er dabei empfand, hielt ihn eben so sehr als die Rücksicht auf Schicklichkeit ab, weiter in den Baron und in das Geheimniß der demselben befreundeten Familie zu dringen. Auch machte der alte Herr mit schalkhaftem Lächeln über den in sich versunkenen jungen Mann, Miene sich zu empfehlen, indem er sagte:

„Wie wär's denn, mein lieber Doktor, wenn Sie demnächst auch ein wenig nach Ostende kämen? Ich meine, sobald ich von London zurück und allein bin. Meer und Menschen würden Ihnen jetzt vielleicht wohler thun, als Bücher und Bibliotheken. Ueberlegen Sie es sich einmal! Ich will jetzt nur noch der Frau Senatorin meinen Besuch machen, und dann ebenwohl zur Stadt, — lassen Sie mich sagen: Auf Wiedersehen!"

Durch diesen Besuch war nun aber das Waldgeheimniß von gestern Abend für Anton nicht gelöst, sondern nur räthselhafter geworden. Die Erzählung Agnesens über den Vorfall stand offenbar im Widerspruche mit den schweren Folgen, die sie selbst daran zu knüpfen schien. Denn der scherzhafte Ton, womit der alte Herr eben von Aldenhoven's Abreise und von dem verschobenen Glücke der Verlobten, nicht ohne durchschmeckende Bitterkeit, gesprochen hatte, ließ dem jungen nachsinnenden Freund immer weniger Zweifel darüber, daß ein Bruch der Verlobung geschehen oder in Absicht war. Und was Baron Tudenheim nicht in seines Freundes, sondern in seinem eigenen Namen hinzugefügt hatte, konnte solche Vermuthung nur besiegeln. Es ließ sich denken, daß man um des Fräuleins willen alles Aufsehen zu vermeiden suche, und Anton mußte selbst dankbar anerkennen, daß damit auch für die gute Bertha gesorgt war, die sonst leicht in einen Waldruf mit vielfachem Echo gerathen konnte.

Offenbar hatte sich mithin dieser Aldenhoven höchst beleidigend gegen das gute Kind benommen. In seinem Unwillen darüber wußte Anton nicht gleich, was er für Bertha thun, oder um Agnesens willen unterlassen müsse. Denn dem Fräulein schien doch an der Vertuschung des Vorfalls viel gelegen, und die unerwartete gute Wendung ihres Geschicks, sowie die Befriedigung, die er für sich

darin fand, mäßigten auch seine Entrüstung über den fatalen Menschen selbst.

In seiner Ueberlegung machte ihn die Mutter wieder irre. Sie hatte mit Bertha Stillschweigen gegen Anton über Aldenhoven's Ungebühr verabredet, nicht blos um auffallende Schritte ihres Sohnes zu verhüten, da sie von der Abreise des Barons noch nichts wußte, sondern auch, weil sie auf den zartfühlenden jungen Mann einen Eindruck fürchtete, der ihn gegen Bertha einnehmen könnte, sei es auch nur mit dem Zweifel an der Gemessenheit ihres Benehmens gegen einen so leichtfertigen Mann. Sie selbst empfand die tiefste Beschämung, sich so verrechnet zu haben, als sie gerade von Bertha's liebenswürdiger Unbefangenheit gegen den Kammerherrn einen gewinnenden Eindruck auf ihren Sohn erwartete.

Sie hielt nun, als Anton bei ihr erschien, mit einer angenommenen Unbesorgtheit an Agnesens Erzählung fest, und fuhr dabei mit dem Zusammenpacken ihrer Sachen zur Rückreise nach der Stadt gelassen fort. Sie fragte nach seiner vorhabenden Reise, und wagte nichts einzuwenden, als er ihr erklärte, daß er sie ehester Tage antreten wolle, sobald er einig mit sich sei, ob er nach Berlin oder — nach Belgien gehen werde.

* *

*

Wir überlassen ihn dieser Ueberlegung und dem Kampfe der Wissenschaft mit seinem Herzen auf dem Scheidewege seiner Wahl, und versetzen uns nach Ostende, wo Baron Tudenheim mit dem als Nichte bezeichneten Fräulein von Bering seit etlichen Tagen unter den zuströmenden Badegästen sich umhertreibt.

Es war ein heiterer Sommerabend unter leisem Ostwinde, der heut den unzufriedenen Badenden keine Wellen gegönnt hatte, den nach London Ueberfahrenden aber eine rasche, glatte Bahn versprach. Die Hochflut und mit ihr die Abfahrt des Dampfschiffes trat gegen 10 Uhr ein. Eben war die Sonne untergetaucht. Die Empfindlichen verloren sich nach und nach mit der Abendkühle vom Seedamm und der Restauration fort; bald wandelten nur noch einzelne Gestalten hin und wieder; während die heranrauschenden Wogen näher und näher ihre Schaumschleier vor sich her über der sandigen Tenne ausbreiteten. Bald spielte zwischen den nördlichen Dünen und der Stadt um den dunkeln Hafen der letzte Wiederschein des Abendhimmels. Der Leuchtthurm entzündete sich, als an ihm vorbei ein alter Herr mit einer jungen Dame in Reisekleidern den einsamen Weg zwischen der Stadt und dem Hafenkanal nach dem Fischerkai nahmen. Jetzt bekamen sie das rauchende Dampfschiff zu Gesicht. Im Estaminet: In den plaisanten Vischer ging es lustig zu, während gegenüber auf dem

Verdeck des Schiffes einzelne Gestalten in Mäntel gehüllt umherwandelten, den Blick nach dem leuchtenden Abendhimmel gewendet, dem sie entgegenfahren sollten. Mit Herzklopfen betrat eben Agnes den Steg auf das Schiff neben Tudenheim, der sie mit muntern Gesprächen zu erheitern suchte. Sie fühlte nun doch, nicht ohne verschwiegenes Bangen, wozu sie sich entschlossen hatte, mit dem heimlichen Zweifel, ob sie es ohne die Begleitung des väterlichen Freundes durchgesetzt hätte über Meer zu gehen. Die Erinnerung an die Gefahren eines unglücklichen Bundes, dem sie entfloh, regte ihr statt Ermunterung das Bedenken auf, ob denn wohl dem schimmernden Meere mit seinen spielenden Wellen leichter zu trauen sei, als den Täuschungen eines schmeichelnden Bräutigams.

Der Bediente trat heran und überreichte von dem zu Schiffe besorgten Gepäck, Mäntel und Taschen. Man ging hinab, sich für die Nacht in der Kajüte einzurichten.

Und hier verlassen wir die Reisenden, um sie einige Tage später, nachdem sie sich London besehen hatten, dort an der Nordwestbahn wieder zu finden.

Ob nun hier der großartige Eindruck der Weltstadt Agnesens Muth gehoben hatte, oder sie sich auf den Eisenschienen fester, als auf den leicht aufregbaren Wogen fühlte? jedenfalls stieg sie mit heiterer Entschlossen-

heit in den Wagen erster Klasse. Tudenheim hatte zu ihrer Beruhigung das Gepäck in früher dort allgemein üblicher Weise auf der Decke ihres Wagens unterbringen lassen. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, er schüttelte ihr auf Wiedersehen die Hand, und — dahin ging's in langsam anlaufendem Zuge.

Bei all ihrer muthigen Stimmung hatte sich Agnes doch in Einem verrechnet. Sie hatte mit ihrem guten Französisch hier, wie andere Ausländer in Deutschland, leicht fortzukommen gehofft; fand aber unter den, auf den oft wechselnden Stationen ab- und zugehenden Frauen ihres Wagens kaum eine oder die andere, von der sie nothdürftig verstanden wurde. Eben so wenig kam sie mit ihrem Deutsch an, und vermißte jedenfalls die uns Deutschen angeborene Gefälligkeit, mit dem Wenigen, was wir etwa von einer fremden Sprache verstehen, ohne Scheu vor Unzulänglichkeit und Unbequemlichkeit dem Ausländer entgegen zu kommen. So hielt sich denn Agnes mehr und mehr zurück, und überließ sich, in ihre Wagenecke gedrückt, der Langeweile des Schweigens und der langsamen Ermüdung von ihrer wechselvollen Fahrt.

Herr von Tudenheim hatte sie zwar mit einer Travelling map of the railways versehen; da sie aber die Aussprache der englischen Ortsnamen nicht kannte, zuweilen auch eine Strecke einschlummerte: so fand sie sich

auf ihrem Fahrtenplane wenig zurecht, überhörte an den Haltstationen oder mißverstand den Ruf der Führer, und hielt sich daher nur an die ihr bezeichnete Zeit ihrer Ankunft an der Station Birkenhead, wo sie aus- zusteigen hatte, um auf den nahen Landsitz der Familie Rowley zu gelangen. Sie hatte sich derselben von London aus angekündigt, und durfte erwarten, abgeholt zu werden.

In Creve, wo sich fünf bis sechs Eisenbahnrichtungen kreuzen, entstand durch das Aus- und Einsteigen beim Wechsel der Wagen eine beängstigende Unruhe, worin der Ruf der Wagenführer einen unerfahrenen Reisenden leicht verwirren konnte. Doch fand sich Agnes mit ihren Sachen zwischen den ausgerufenen Hauptplätzen Chester und Manchester auf den Zug nach Chester zu- recht. Froh mit sich selbst, drückte sie sich ermüdet in ihre Ecke, und hielt sich, als sie nachher den Namen Chester ausrufen hörte, für geborgen im Augenblick, wo sie auf's Neue hätte aufmerksam auf den Wechsel der Züge sein müssen. Sie blieb sitzen, und der Zug ging weiter. Nach und nach verminderten sich die Personen in ihrem Wagen, und als sie, bei solcher Stille ein- geschlummert, vom Rufen des Kondukteurs sich ermun- terte und ihm, der ihre französische Frage nicht ver- stand, das Billet vorwies, fluchte er kopfschüttelnd, und bedeutete sie mit seinem derben Englisch durch Geberden

auszusteigen. Er nahm ihre Sachen vom Wagen und ging unbekümmert fort. Sie zweifelte nicht, sie befinde sich auf ihrer Aussteigestation und zog sich etwas zurück aus dem Gedränge. Alles rannte ab und zu, der Zug ging endlich weiter, die Menschen im Bahnhofe verloren sich und Agnes sah sich mit ihren Sachen allein. Die Dämmerung war eingebrochen und ein ängstliches Gefühl von Verlassenheit überkam ihr Herz.

Doch gerade diese ganz fremde Umgebung rief ihren natürlichen Muth auf. Indem sie, nach Hülfe umblickend, dem nächsten Bau zuschritt, öffnete ein hübscher Mann das Fenster und fragte — freilich in seinem Englisch — nach ihrem Anliegen. Sie zeigte ihr Billet vor und bat um Zurechtweisung. Aber er verstand weder französisch noch deutsch, und sie schüttelte den Kopf zu seiner englischen Auseinandersetzung. Mit freundlichem Lächeln überlegte er und deutete ihr endlich an, einen Augenblick zu warten.

Ueber ein Weilchen kam er vollständig angezogen heraus, ließ das Gepäck in's Haus tragen, nahm dem Fräulein sehr artig die Handtasche ab, und lud es durch eine Handbewegung ein, mit ihm zu gehen. An den äußeren Fahrweg knüpfte sich ein Fußpfad in ein schmales Wiesenthal, das sich um eine buschige Höhe zog. Beim Anblicke des Waldes faßte Agnes die schreckhaftesten Vorstellungen, zumal es ihr nicht entging, daß ihr

Begleiter sie öfter mit wohlgefälligen Blicken von der Seite betrachtete. Sie war entschlossen, ihm in keinem Fall in's Gehölz zu folgen. Doch beruhigte sie sich, als der Pfad von der waldigen Höhe ablenkte und nach einem Viertelstündchen mehrere Landhäuser zum Vorschein kamen. Ein kleiner Park ließ sich öffnen, und ein bellender Hund begrüßte die Ankommenden.

Bald trat ein Diener in Livree in die Hausthüre und meldete sie an. Ein hochgewachsener Mann von feinem bürgerlichem Aussehen, ein Fünfziger dem Anscheine nach, empfing beide in seinem Wohnzimmer. Der Offiziant gab ihm einen kurzen Bericht über den Auftritt im Bahnhof, indem er zugleich um Verzeihung bat, daß er ihm die Fremde zuführe, die er für eine Dame von Stand — „ladylike“ — halte, und die kein Englisch verstehe.

Der Hausherr wendete sich jetzt mit etwas steifer Höflichkeit in französicher Sprache an das Fräulein. — „Sie sind irregefahren, Madame!“ sagte er. „Sie wollen mit Ihrem Billet nach Birkenhead, sind aber auf dem Wege nach Warrington.“

„Das ist für mich sehr betrübt, mein Herr,“ antwortete sie, „zumal ich die Landessprache nicht reden kann. Zum Glück bringt mich der gute Mann da zu Ihnen und ich kann mich verständigen. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen bekannt mache und um Ihren

Rath bitte. Ich komme aus Deutschland — Baronesse von Bering, und bin von der Familie Rowley eingeladen, die mich heute auf der Station Birkenhead erwartet mit dem Bahnzug, den ich verfehlt habe. Mein Oheim, der Baron von Tudenheim, hat mich von Ostende herüber bis an die Nordwestbahn gebracht, und ich hoffte nun mich bis Birkenhead allein zurecht zu finden. Allein die Bahnen durchkreuzen so oft —."

„Ah! — Familie Rowley, — sehr werthe Bekannte!" erwiederte Jener. „Sind kürzlich aus Deutschland, ich sage vom Kontinent gekommen, Vater und beide Töchter. O ich weiß das. Beruhigen Sie sich. Ich wünsche sehr einer Dame von so naher Bekanntschaft zu dienen."

Diese steife Antwort und das ganze respektvolle Benehmen des Mannes ermuthigten Agnesen. Sie kannte die Vorliebe der Engländer für aristokratische Namen, und hatte deshalb vor Allem die Baronesse und den Baron Oheim hervorgehoben. Doch war es das nicht allein, was den Hausherrn in diese innere Bewegung versetzte. Er war nämlich mit der Familie Rowley ziemlich nahe verwandt, aber seit einiger Zeit entzweit, und fühlte sich durch die vornehmen Bekanntschaften, die sie drüben gemacht hatten, auf der einen Seite überboten und gedrückt, auf der andern angetrieben, sich durch

die artigste Behandlung der jungen Dame in seinem persönlichen Verdienste geltend zu machen.

„Was habe ich nun zu thun, mein Herr?“ fragte das Fräulein.

„Sie müssen über Chester wieder zurück!“ antwortete er. „Aber für heute ist das zu spät, und Sie werden sehr ermüdet sein. Wenn Sie mir daher erlauben wollten, Ihr kleines Mißgeschick zu einem Vortheil für mich zu wenden, so würde ich Ihnen eines unserer Gastzimmer für so lang es Ihnen beliebte anzubieten haben. Doch da muß ich mich Ihnen vor Allem ebensowohl bekannt machen: Thomas Tupper Esq., Chef des Hauses Tupper and Company. Ich muß Ihnen dabei zur Empfehlung meines Sommersitzes sagen, daß ich keine Unterkunft umher wüßte, wo Sie weniger Englisch nöthig hätten als hier. Denn auch meine Frau und Töchter sprechen gut französisch; nur sind sie eben in Blackpool und nehmen Seebäder.“

Es läßt sich denken, daß das Fräulein unter solchen Umständen keine Umstände machte, das gastfreundliche Anerbieten für die Nacht anzunehmen, und Mr. Tupper bat um ihre Befehle. Sie wünschte der Familie Rowley ihre morgende Ankunft zu telegraphiren. Herr Tupper setzte das Telegramm auf, und da das Fräulein einige Sachen nöthig hatte, so ließ er sein Gig anspannen, um

solche bei dem mit zurückfahrenden Eisenbahn-Offizianten abholen zu lassen.

Von nun an machte Herr Tupper den artigen Wirth. Er führte das Fräulein auf ein höchst bequem eingerichtetes Zimmer mit der Einladung zum Thee nach genommener Ruhe. Bis das Gig mit dem Köfferchen ankam und Agnes sich ein wenig umgekleidet hatte, erlaubte der feuchte Abend nicht mehr in's Freie zu gehen, so gern der beeiferte Hausherr dem Fräulein seinen kleinen Park gezeigt hätte. Er that es am andern Morgen vor ihrer Abreise, und es entging Agnesen nicht, wie geschmeichelt er sich fühlte, als sie die schöne Lage des Landsitzes, die Reize der Gartenanlagen und seine Ananaszucht im Treibhause als unvergleichlich rühmte. Eines entging ihr dabei, was Herr Tupper beabsichtigte, aber nur errathen ließ: Er hatte sich schon am Abende umständlich von ihrer Bekanntschaft mit Rowley's erzählen lassen, und dabei seine gute Meinung von der Familie, seine hohe Achtung für sie nachdrücklich ausgesprochen. Er wünschte nämlich wieder auf bessern Fuß mit Verwandten zu kommen, die so gute Bekanntschaften auf dem Kontinent gemacht hatten. Nur konnte er sich nicht überwinden einen entgegenkommenden Schritt zu thun, und suchte es durch das Fräulein einzuleiten, ohne ihr doch einen Auftrag dafür mitzugeben. Er rechnete darauf, sie werde von ihm erzählen, seine artige Auf-

nahme rühmen und so die Familie zu Dank verpflichten. Wie wandernde Vögel den Samen fremder Gewächse mit sich forttragen, so sollte sie seine unausgesprochenen Wünsche dorthin bringen. Er kam daher unterwegs nach dem Bahnhof, wohin er selbst das Fräulein in seinem Gig brachte, noch einmal auf die Familie Rowley in einer Weise zu reden, daß Agnes fragte, ob er vielleicht Grüße an sie zu bestellen habe.

Etwas betroffen und zögernd sagte er:

„Ich weiß nicht, wie angenehm meine Grüße dort sein würden; aber sagen Sie ihnen, wie werth Sie, mein Fräulein, mir in meinem Hause gewesen wären, und wie gern ich das mir vom Zufall bescheerte Glück — Sie dürfen hinzusetzen, auch in Anbetracht der sehr ehrenwerthen Familie Rowley — länger noch behalten hätte. Ja, sagen Sie das in Abetracht der sehr ehrenwerthen Familie Rowley!"

Auch der freundliche Mann, der Agnesens Sachen verwahrte, erschien an ihrem Wagen, und sie konnte ihm ihren aufrichtigen Dank aussprechen lassen.

Wie anders sah heute der Bahnhof aus, und wie reich an Freundlichkeit schied sie von der Stelle, wo sie gestern Abend sich so verlassen und verloren empfunden hatte!

Herrn Tupper's Lebewohl und das Good bye! des Offizianten begleitete sie zur Abfahrt.

## 11.

Indem nun Agnes von Bering, ohne noch das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben, sich auf einer Rückfahrt befand, hatte sie — wenn auch noch nichts von den Vortheilen gewonnen, mit denen man ein fremdes Land verläßt, — doch etwas von der Befangenheit abgelegt, mit der man es betritt. Die freundliche Aufnahme in einem englischen Privathause, begleitet von dem Gefühl ihrer persönlichen Ueberlegenheit in Sprache und Manieren über den aufmerksamen Wirth, ließ ihr ein muthiges Behagen zurück, und die Anweisungen Herrn Tupper's für die Fahrt nach Chester und die Kreuzung der dortigen Bahn mit der Richtung nach Birkenhead gaben ihr jene Zuversicht, die ihr gestern von London aus gefehlt hatte. Ihre Erfahrungen unterwegs und das häusliche Leben des Herrn Tupper beschäftigten ihr Nachdenken. Hätte sie nur auch gleich seine Frau und Töchter kennen gelernt, von denen er so rühmend gesprochen

hatte. Sie hoffte von der ihm verwandten Familie Rowley Näheres zu hören, und ob auch sie so beflissen von ihm, wie er von ihnen sprächen. Und da ward ihr plötzlich wie durch eine Eingebung klar, was der freundliche Mann mit der ihr so räthselhaften Beflissenheit wollte, und warum er sie als Gast jener Familie so zuvorkommend behandelt hatte: offenbar wünschte er, und zwar durch sie, mit den Verwandten wieder in gutes Vernehmen zu kommen. Rasch war sie entschlossen, dies wo möglich zu vermitteln, nicht blos um sich dem gastlichen Manne dankbar zu erweisen, sondern auch ihrer eigenen versöhnlichen Gesinnung ein Zeugniß zu geben; denn eine gewisse Bangigkeit lag ihr im Herzen. Sie hatte sich nämlich in ihrem Anmeldeschreiben vorbehalten, den Grund, warum sie früher und allein käme, mündlich mitzutheilen. Auf der Reise war sie aber immer bedenklicher geworden, wie wohl die englischen Freundinnen, und besonders die ihr persönlich unbekannte kränkliche Mutter solchen Bruch eines Verlöbnisses ansehen möchten. Es verschlug gegen ihr Gefühl, alle Schuld auf Aldenhoven zu werfen, nicht blos, weil sie sich ihre Neigung für Doktor Melzer zur heimlichen Mitschuld anrechnete, sondern auch, weil sie den Verlobten hätte in ein so übles Licht stellen müssen, daß ihre Wahl, ihre Zusage von früher unbegreiflich blieben. Oder sollte sie ihre Uebereilung damit beschönigen, daß

sie erst durch den Verkehr mit einem Freund von edler Bildung über den Unwerth ihres Bräutigams klar geworden sei? Ihr Herz bebte bei dem Gedanken an die Vermuthungen und Vorurtheile, denen sie sich dadurch aussetzen würde.

Indem sie nun so drückend empfand, wie all' die frühern Scherze über Scheiden und Scheidung eine leidige Bedeutung gewonnen hatten, faßte sie den Gedanken einer Versöhnung und Wiedervereinigung zweier Familien in einem Sinn auf, den die Sache gar nicht hatte, der ihr aber Anlaß geben konnte, sich über Lebensbeziehungen auszusprechen, die ihre eigene Lage so nah' angingen und es ihr vielleicht erleichterten, aufrichtig gegen die Familie zu sein, mit der sie den übrigen Sommer zu verleben dachte, ohne sich verkannt zu fühlen. — —

Unter solchen Gedanken und Vorsätzen schwanden die Stunden bis Chester und in der Wendung bis Birkenhead dahin. Hier langte Agnes bei guter Zeit an, und bemerkte schon aus ihrem Wagen Papa Rowley mit Jane und Arabella. Die Mädchen eilten heran und empfingen die Freundin mit off'nen Armen. Sir Robert, der Vater, folgte mit herzlich schüttelnder Hand. Sein Wagen hielt in der Nähe; sie bestiegen ihn, nachdem einem Diener das Gepäck des Fräuleins zur Besorgung bezeichnet war.

Unter lebhaftem Plaudern ging's über anmuthige Gefilde einige englische Meilen weit nach dem schönen Landhause, das einen herrlichen Ueberblick über den schiffbaren Mersey und in die reizende Landschaft darbot. Eine mit blühenden Gewächsen besetzte breite Treppe führte empor, und man kam durch einen mit Statuen in Nischen ausgeschmückten Vorsaal zu den Gemächern. Hier fand Fräulein von Bering auf einem Langsessel die an Rückenschwäche leidende Mutter ihrer Freundinnen. Diese, ihrer Herkunft nach eine Irländerin, sprach ein Gemisch von Englisch, Französisch und Deutsch, um sich dem Fräulein verständlich zu machen, und wo diese dreidrähtige Mundart nicht ausreichte, trat ihr Liebling Arabella vermittelnd ein. Diese hatte soviel mehr Aehnlichkeit mit der Mutter, als die ältere Jane an den Vater erinnerte, und Agnes konnte bald genug inne werden, wie sehr die Leidende mit Vorliebe an Allem hing, was an ihre Familie in Irland erinnerte.

Man hörte einen Wagen anfahren. Die Mutter warf einen Blick auf den Reiseanzug des Fräuleins und nickte der ältern Tochter zu. — „Sie kommen schon!" sagte sie, und Jane nahm Agnesen mit auf das ihr bestimmte Zimmer. Einige Familien aus der Nachbarschaft wurden zu Tisch erwartet, und da eben des Fräuleins Sachen gebracht wurden, half ihr Jane statt der eintretenden Kammerjungfer Toilette machen, wie sie ja in

der deutschen Pension einst geübt hatte, dienend und behülflich zu sein. —

Es waren nur einige Familien mit Söhnen und Töchtern, denen Agnes und die ihr vorgestellt wurden. Sie imponirte mit ihrem Anzug den reich und überladen gekleideten Frauen nicht, gab aber allen den Eindruck einer geschmackvollen Erscheinung. Aber so klein die Gesellschaft war, wurde sie im höchsten Styl bewirthet. Der Speisesaal, der Tafelbesatz waren reich und glänzend; die Diener, in großer Livree, in seidenen Strümpfen und frisirt, nahmen mit silbernen Platten den Teller eines jeden Gastes auf, um ihm Das, was er von den aufgetragenen Speisen wünschte, bei dem Hausherrn, der Hausfrau, oder dem Mitgaste, vor welchem es stand, zu holen, oder es vorlegen zu lassen. Die Unterhaltung ging beinahe flüsternd vor sich, und die gute Haltung der Speisenden gab von ihrer Gemessenheit nur soviel nach, als der Bissen erforderte, den man zum Munde führen wollte. Agnes überging einige Speisen, die ihr zu fremdartig zubereitet aussahen. Sie saß zwischen einem jungen Herrn, der sich heut in seinem erlernten Deutsch versuchte, und ihrer Freundin Jane, die zur Vermittlung der Unterhaltung einen ältern Herrn erinnerte, daß er ja auch französisch spreche. — „O yes," lachte er, „but I like to speak english!"

Unerwartet erhob sich die Hausfrau und die Frauen

folgten ihr in's Nebenzimmer, wo der Kaffee in kleinen Tassen umgereicht wurde. Erst später erschienen auch die Herren, die inzwischen lauter geworden waren und etwas heiße Gesichter mitbrachten.

Der Abend ließ sich ungewöhnlich heiter an, so daß, als die Gäste abfuhren, Jane und Agnes in ihren Umschlagtüchern noch einen Gang im Park machen konnten. Jane, verständig wie sie war und von deutschen Erinnerungen eingenommen, beklagte selbst die umständliche, hochbeinige Lebensweise, von der man im Lande nicht abweichen dürfe. — „Wir wollen uns aber schadlos dafür halten," sagte sie, „und unter uns mit einigen Mädchen und Herren, die eben deutsch lernen, recht auf deutschem Fuß leben, Partieen in's Freie machen, Alles selbst mitnehmen, ohne Bediente genießen, und lachen, so laut wir können, wozu es Ihnen bei uns nicht an Stoff fehlen wird. Einzelnen Einladungen können wir nicht entgehen, und — etwas Neues müssen Sie ja doch auch mit nach Deutschland nehmen."

„Gewiß!" erwiederte Agnes, „und ich will mir's gefallen lassen, wenn ich die Engländer, die so stolz mit ihrer politischen Freiheit thun, in ihren gesellschaftlichen Ketten und Fußeisen einherstolpern sehe. Um Eines bleiben sie dabei doch noch zu beneiden, — um den guten Glauben, Alles, was englisch sei, sei doch vortrefflich und das allein Richtige."

Ein mattes Sommerabendroth schimmerte zu dieser verabredeten Erwartung schöner Tage, die nun deutsche und englische Lebensweise mit einander mischen und ausgleichen sollten. Beide Freundinnen kehrten nach dem Hause zurück, — Agnes ohne Ahnung dessen, was schon die nächste Theestunde Störendes für ihren ganzen Aufenthalt herbeiführen sollte.

Sie mußte jetzt das Abenteuer ihrer gestrigen Irrfahrt und ihre Aufnahme bei Herrn Tupper erzählen. Sie that es mit der alsbaldigen Absicht, den freundlichen Mann in's beste Licht zu setzen und ihn der Aussöhnung mit der Familie entgegen zu bringen. Man hörte ihr mit auffälliger Zurückhaltung zu. Nur Arabella und der Papa thaten einzelne eingehende Fragen und drückten ihre Zufriedenheit darüber aus, daß Mr. Tupper sich wie ein Gentleman benommen habe. Agnes benutzte den Augenblick, das lebhafte Bedauern desselben über obwaltende Mißverständnisse zwischen ihm und der ihm so hochschätzbaren Familie geltend zu machen. — — „Er hat es um Sie verdient, Fräulein," sagte der Papa, „daß wir ihn bei uns sehen während Ihrer Anwesenheit in unserem Hause."

Er blickte dabei nach seiner Frau, die aber mit den lebhaften Worten erwiederte:

„Uebereilen wir nichts, mein theurer Mann! Nicht wahr, Jane?"

Es überraschte Agnesen, zu bemerken, daß die so verständige Jane doch mehr auf Seite der Mutter war, während Arabella dem Vater zunickte. Wirklich kam sie nach und nach zur Wahrnehmung, daß Jane, äußerlich das Abbild ihres kräftig aussehenden Vaters, doch mit der Nervenschwäche der Mutter auch viel von der Leidenschaftlichkeit derselben angeerbt hatte; während Arabella, mit dem Gepräge der mütterlichen Familie, auch etwas von der Ruhe und dem Humor des Vaters besaß. Wie denn die Natur ihre Bildungen oft wunderbar kreuzt, und den Vorzügen eines der Eltern nur allzuleicht gerade etwas von den Mängeln des Andern beimischt.

Als die Unterhaltung auf Agnesens Anmeldebrief kam, sagte die Mutter in ihrem gemischten Idiom:

„Wir erschraken zuerst lesend, daß Sie allein kämen. Sehen Sie, ich hatte die Vermuthung, Sie wären abgebrochen als Braut, und darum eilig von Hause fort. Aber meine gute Jane bekam darüber sehr böse. Ich thät Sie nicht kennen, erklärte sie mir. Sie hätten viel bessere Grundsätze als so was zu thun, und mehr Verstand, als einen Mißgriff in der Wahl zu machen. Und Arabella sagte mir auch, der Bräutigam, Herr Baron, sei nach dem Bild in Ihrem Zimmer ein hübscher Mann und von schönen Gütern. Nicht wahr?"

Fräulein Agnes, höchst betroffen von diesen uner-

warteten Aeußerungen echt englischer Vorurtheile, machte gerade durch die verstummende Befangenheit und Ueberlegung, worin sie weder ja noch nein hervorbringen konnte, einen sehr günstigen Eindruck auf die Mutter, die sich freute, so gut gesprochen zu haben. Diese wurde jetzt ganz vertraulich, und Agnes vernahm nun auch die Ursache der Familienentzweiung mit Mr. Tupper. Dessen ältere Tochter, Jane's beste Freundin, hatte nämlich einen jungen Mann für sich einzunehmen gewußt, sich mit ihm verlobt und schon nach sechs Wochen das Verhältniß sehr leichtsinnig wieder gelöst.

In ihrem Kauderwälsch über das Unrecht solcher Handlungsweise wurde die eifernde Irländerin von Jane durch eine Umarmung unterbrochen. Die verständige Tochter wollte damit nicht sowohl die Mutter beruhigen, als vielmehr den weitern Aeußerungen derselben vorbeugen. Denn die gute Mama kam eben in den besten Zug, den geheimen Grund ihrer sittlichen Entrüstung zu verrathen. Jener ungenannte junge Mann war nämlich hier im Hause fleißig ein- und ausgegangen, und hatte sich der schönen Arabella traulich genähert, bis ihn die etwas gefallsüchtige Miß Tupper, während einer Woche ländlichen Besuches, mehr aus mädchenhaftem Uebermuth als aus wirklicher Zuneigung verlockte und an sich fesselte. Es war ihr daher auch leicht geworden ihn wieder aufzugeben, und da er sich nun schämte, zur früheren Ge-

liebten zurückzukehren, so fand sich die Mutter in ihren heimlichen Erwartungen tief gekränkt.

Obgleich nun Agnes aus solchen leidenschaftlichen Herzensergießungen, die sich in den nächsten Tagen gelegentlich wiederholten, eine Vermuthung dieses Familienverhältnisses schöpfte: so gereichte ihr dieser Einblick in die selbstsüchtige Grundlage so strenger sittlicher Urtheile doch nicht zu eigentlicher Beruhigung; denn sie war ja über ihren gegen Aldenhoven gethanen Schritt in keinem moralischen Zweifel mit sich selbst. Wohl aber ward ihr die Unwahrheit, in der sie zur Familie stand, von Tage zu Tag drückender.

Sie hatte sich bei der ersten Ueberraschung von jenen Urtheilen stillschweigend für noch verlobt gelten lassen. Wollte sie nun auch sich selbst zu einem offenen Geständniß dieser zufälligen Täuschung überwinden, so blieb ihr doch zu fürchten, daß sie dadurch die Familie, die über den Bruch einer Verlobung so unbedingt abgeurtheilt hatte, in die empfindlichste Verlegenheit setzen und sich ihren ganzen Aufenthalt verderben werde. Oder sie mußte, um sich als eine Ausnahme von jener sittlichen Verwerfung zu rechtfertigen, ihren entlass'nen Verlobten in einer Weise preisgeben, die ihr Zartgefühl empörte und ihrem natürlichen Stolze zuwider war.

Doch auch mit Stillschweigen über ihr gelöstes Verhältniß fand sie die Beruhigung und Ausgleichung ihrer

jüngsten Erlebnisse nicht. Alles, was sie sich von der Reise, von dem Aufenthalt im fremden Lande, in neuer Naturumgebung und unter erhebenden Lebensverhältnissen versprochen hatte, schien ihr nun verfehlt. Der falsche Schein Dessen, was sie innerlich verabscheute, lagerte sich wie ein giftiger Nebel auf ihre Seele. Es überschauerte sie jedesmal, wenn sie neuen Bekannten der Familie als Braut vorgestellt wurde. Und welche Verlegenheiten erst rückten aus drohendem Hinterhalt heran! — Die Briefe, die sie erhielt und die sie verschickte, gingen in der Ledertasche des Papa Rowley zwischen dem Landsitze und der Eisenbahnstation hin und her, durch die gefälligen Hände der Töchter, die deutsch lesen konnten und sich auf ihre deutsche Kurrentschrift etwas einbildeten. Agnes hatte zu erwarten, daß sie nach dem Befinden ihres Vaters, nach der Reise und Rückkehr ihres Bräutigams gefragt würde. Die Mutter und die Mädchen beeiferten sich mit der lebhaftesten Theilnahme für den Brautstand ihres Gastes. Sie wollten von Agnesens künftigem Wohnorte, von ihrer häuslichen Einrichtung hören, und freuten sich im Voraus auf ihren nächsten Ausflug nach dem Kontinent, wo sie die Frau Baronin Aldenhoven besuchen würden. Und wie sprachen sie mit so vollem englischen Munde diesen Namen aus, für den Agnesens Herz kein Plätzchen mehr hatte!

Sollte nun Agnese über ihr schweigsames Täuschen hinaus auch noch Unwahres erfinden und mittheilen? Und wenn keine Briefe des Bräutigams eintrafen und sie die Neugierde der Freundinnen auf seine Handschrift nicht befriedigen konnte: sollte sie gar noch die vernachlässigte Braut spielen und Niedergeschlagenheit über Das heucheln, was zu ihrem innigsten Glück gehörte?

Es läßt sich denken, in welcher Herzensnoth sich Agnes befand. Sie wünschte sich fort aus diesem verfehlten Aufenthalt, und hatte doch keinen Grund und fand keinen Vorwand ihn abzubrechen.

Diese Sorgen brachten ihr schlaflose Nächte und regten sie bei Tag auf, heiter zu erscheinen, fröhlich zu zu thun, auf Alles einzugehen, ja es zu betreiben, was die Freundinnen als deutsche Unbefangenheiten versuchen wollten. Am liebsten zerstreute sie sich in den ersten Tagen mit Erzählen Dessen, was nach dem Besuche derselben, nach jenem „Scheiden thut weh", unternommen worden. Sie ertappte sich dabei auf dem heimlichen Drange, von Doktor Melzer zu erzählen: aber gerade hier stieß sie wieder an ihr unseliges Mißverständniß, besonders mit Jane. Sie wagte es nicht, auch nur seinen Namen zu nennen, oder ihn als den jungen Nachbar zu bezeichnen, der mit einer allerliebsten Schweizerin im Bade Liebweiler mit ihnen verkehrt hätte. War doch gerade er auf's Innigste mit der frohen Wendung ihres

Geschickes verknüpft, deren sie hier nicht gedenken durfte. So sprach sie blos von einem artigen jungen Schriftsteller, dessen geistvolle Arbeiten sie sehr hoch halte. Bertha mit ihm in ein reizendes Verhältniß zu setzen, um ihre Erzählung pikant zu machen, war ihr nicht angenehm. Sie fühlte sich nicht freien Herzens genug, um die neugierigen Mädchen damit zu beschäftigen. Sie sprach daher nur von Bertha und mit einer Vorliebe, als müsse sie an ihr gut machen, was sie dem Namen Anton entzog.

Aber um wieviel theurer ward ihr der Freund dadurch, daß sie ihn wie ein unaussprechbares Geheimniß behandeln mußte! Er war ihr bei Tage, wenn sie einmal einsam im Park wandelte, die Wolkensäule, der ihre schweigsamen Wünsche folgten, in schlaflosen Stunden der Nacht, die Feuersäule, an der sich ihre Sehnsucht entzündete. Sie hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, wie sich in solchem traulichen Fernverkehr alle Bedenken und Zweifel des Herzens lösen, und die Gegenneigung des Geliebten eben so unzweifelhaft der Seele vorschwebt. Der Freund war die Zuflucht ihrer Gedanken, und sie merkte nicht, wie vertraut er ihren Empfindungen wurde, und wie er ihr allmälig anzugehören schien.

Ein erhebender Gedanke ward ihr jetzt recht lebendig, daß nämlich ihre jetzige peinvolle Lage die Buße sei für

ihre Selbsttäuschung über Aldenhoven, für die unbillige Selbstverleugnung die sie sich gegen die Ansichten und Wünsche ihres Vaters auferlegt hatte. Dennoch mußte sie dieser Buße ein Ende machen; nur die Erkenntniß derselben schien ihr wahr und gut, die Buße selbst aber konnte leicht durch die Unwahrheit und Heuchelei, zu der sie genöthigt wäre, zu einer neuen Schuld führen.

Agnes fühlte lebhaft, daß sie dem ihr aufliegenden Druck, mithin ihrem Aufenthalt, ein Ende machen müsse. Sie wollte fort, um daheim mit edlen, theuern Menschen, mit ihrem Vater, mit Anton Melzer ihr Herz, ihre Zukunft auszugleichen.

Wie aber sollte sie das anfangen?

Nach ängstlichem Hin- und Hersinnen kam es ihr wie eine Eingebung: sie dachte an ihren wohlwollenden Vertrauten, — an Baron Tudenheim!

## 12.

Es lag allerdings Agnesen sehr nahe, jetzt an jenen heitern und wohlmeinenden Mann zu denken, der sich ihr in den letzten Tagen so entschieden als väterlichen Freund erwiesen hatte.

Mit dem alten, herzlichen Blicke, womit er ihr — von jeher seinem Liebling — in Liebweiler entgegengekommen war, hatte er ihre Lage, ihren innern Kampf zwischen Widerwillen gegen Aldenhoven, ihre Zuneigung für Anton Melzer bald durchschaut. Ihr Vertrauen war leicht gewonnen, und der gemeinsamen Ueberlegung, was zu thun sei, kam das zufällige Waldereigniß wie verhängt — man möchte sagen — wie bestellt entgegen. Rasch trat nun Tudenheim handelnd hervor, um das Band, das Agnesen einem unwürdigen Mann verknüpfte, wenigstens aufzuschnüren, wenn es auf den Stutz nicht abzubrechen wäre.

Er war ursprünglich sehr entschieden gegen diese

Heirath gewesen, und drang nun bei seinem alten Freund um so eher durch, als dieser seitdem auch seine Meinung von dem Verlobten seiner Tochter sehr geändert hatte.

In einer leidenschaftlichen Verhandlung, die noch an jenem Abende stattgefunden, war man wenigstens dahin übereingekommen, die Heirath unter einem unschuldigen Vorwand aufzuschieben, und Tudenheim hatte dies benützt, Agnesen, die nun nach England verlangte, mit sich fortzunehmen, und damit vielleicht die Scheidungsfrage einer vollendeten Thatsache näher zu bringen.

Gegen Agnesen behielt er sich vor, die Angelegenheit mit ihrem Vater brieflich auszugleichen. Er kannte die Verlegenheiten seines alten Freundes, die denselben zu keinem ganz frohen Aufathmen über die Rettung seiner lieben Tochter kommen ließen, und freute sich doppelt, daß er nämlich im Stande war, diese Verlegenheiten zu heben und daß er zugleich einer ihm eigenen Laune nachgeben konnte.

Diese Laune hing mit seinen Erlebnissen zusammen. Eine frühere Schwärmerei des alten Herrn für das schöne Geschlecht war ihm nämlich zu einem wunderlichen Humor umgeschlagen. Mit ziemlich überspannten Ansichten von edlem Frauenthum hatte er von Jugend auf in seinem Lebenskreis Eine um die Andere angebetet, und mit drei Körben, die er sich von zehn zu zehn Jahren geholt, zwar das Heirathen aufgegeben, für

die Frauen aber ein Stückchen Andacht und die vertrockneten Weihrauchkörner seiner Huldigung noch immer zurückbehalten.

Bei seiner ersten Anstellung im Staatsdienste hatte er, 26 Jahre alt, einer noch auffallend hübschen Witwe von 40 Jahren seine Hand angeboten; wie es denn nicht selten vorkommt, daß Jünglinge eine lebhafte Neigung für ältere Frauen fassen, während alternde Männer, um sich zu verlieben, kein hübsches Kind zu jung finden. Jene verständige Frau hatte sich aber geschämt, den jungen Menschen, so liebenswürdig er ihr auch erschien, zum Vater ihrer drei heranwachsenden Knaben anzunehmen.

In seinem 36. Jahr entschloß sich dann Tudenheim abermal für eine sehr liebenswürdige Hofdame von 27 Jahren. So sehr er ihr aber auch gefiel, und die Alters- und Bildungsverhältnisse sich entsprachen, stimmte das Fräulein, obgleich auf der Höhe des Mädchenalters zum Heirathen, doch ihrem Vater bei, der das Einkommen des Bewerbers zu schmal für die Ansprüche und Gewohnheiten seiner Tochter fand, und von „Armen Rittern" sprach — wie man an manchen Orten die Schwarzbrotschnitten zu nennen pflegt, die in einem Teige von Weizenmehl gebacken werden.

Es schien dem unglücklichen Bewerber immer schwerer zu werden, einen neuen Anlauf zu wagen; das

Jahrzehend eines neuen Versuchs verlängerte sich etwas, und so hatte er sein 48. Jahr eben zurückgelegt, als ihn die 18jährige Tochter einer verwitweten Jugendfreundin, ein reizendes, schalkhaftes Geschöpf, nach und nach ganz bezauberte. Er hatte vor nicht langer Zeit eine bedeutende Erbschaft gethan und sie in hochrentirenden Geschäften angelegt. Die Mutter ermunterte ihn für ihr „Bienchen", so daß er an einem schönen Frühlingsnachmittage, als er Philippinen allein am Flügel singend zu Hause fand, ihr mit gutem Muth und mit Worten einer scherzhaften Rührung seine Hand anbot. „Bienchen" besann sich ein Weilchen, erröthete und ergriff lächelnd die dargebotene Hand mit den Worten: „Sie wollen mich glücklich machen, lieber Herr von Tudenheim?"

„Gewiß, mit dem ehrlichsten Herzen!" betheuerte er.

„Und — Sie können es auch, bester Herr von Tudenheim! Ja, Sie können es."

„Kann ich es wirklich? Philippine!" rief er entzückt.

„Ja!" antwortete Bienchen mit verschämtem Blicke. „Aber auch ich weiß, wie man einen Mann Ihres edeln Schlags glücklich macht. Sehen Sie, — ich liebe den braven Herrn von Humbrecht. Adolph ist eben Premierlieutenant geworden. Machen Sie, meiner guten Mama zu lieb, die Kaution für ihn und wir sind das glück-

lichste Paar! Sie sind es mit uns, also zweifach: glücklich mit mir und mit Adolph!"

„Doppelt also?" versetzte Tudenheim betroffen und sich zusammennehmend, „also doppelt glücklich? Einfach wäre mir lieber gewesen. Nun, wenn Sie denn so glücklich werden, Bienchen ohne Wachs, so will ich Ihnen ein Zellchen bauen. Sagen Sie dem ‚braven' Adolph, ich wolle für seine Heirath die Kaution machen: für sein Glück möge er Sie als Faustpfand nehmen."

„Tausend, tausend Dank!" rief Philippine und küßte seine Hand. Tudenheim zog die Hand zurück und schalt: „Was soll das? Wer hat Ihnen die Zusage gegeben, — meine Hand oder mein Mund?"

„Ja wohl, allerliebster Herr von Tudenheim!" rief Bienchen lachend, „Zehn für einen! für jedes tausend Gulden der Kaution einen Kuß! Heute bekommen Sie den ersten."

Bienchen streckte sich und gab ihm den Kuß. „Nun lauf' ich aber zur Mutter," rief es, „und sag' ihr, was sie für einen prächtigen Freund hat."

Seitdem hatte der „prächtige" Mann — Linksumkehrt gemacht und das Heirathen aufgegeben. Er war besonnener geworden, ohne gerade dem so lang verehrten Geschlecht gram oder untreu zu werden. Nur einen kleinen Stachel hatte er mit Bienchens Kuß eingesogen:

er hätte darauf wetten mögen, die Mutter seiner Jugendfreundin spiele hinter der Coulisse und es verdroß ihn, daß sie sein Herz mit Ziffern berechnet hatte. Aber das Versprechen mußte er halten, er hatte es gegeben und es war mit einem Kuß angenommen worden. Die neun übrigen Küsse zog er nicht ein, sondern widmete sie in Gedanken den neun Musen. Aber er fühlte sich seitdem gegen das ganze schöne Geschlecht etwas ironisch gestimmt; er interessirte sich nur noch für solche Frauenspersonen, die heirathbar waren, und die er zu verheirathen suchte, blos — wie er sagte — um einer Evastochter einen Possen zu spielen, — einen Schabernack.

Diesen Possen hatte er jetzt seinem besondern Liebling Agnes zugedacht, und so war es bei seiner Rückkunft nach Ostende sein Erstes, die Angelegenheit der losgeknüpften Braut mit ihrem Vater zu ordnen. Er hatte sich Vorschläge ausgedacht, die in der Person seines Freundes den zärtlichen Vater mit dem empfindlichen Legationsrathe ausgleichen konnten, besonders wenn sie brieflich und aus der Ferne kämen. Zu seiner eigenen Satisfaktion hatte er nur dem Standesvorurtheile seines alten Freundes auch einen kleinen Possen dabei zugedacht. Der Papa sollte nämlich für den Fall, daß seine Tochter binnen Jahresfrist Neigung zu einem, wenn auch nicht adeligen Bewerber fassen

würde, seine Zustimmung ausdrücklich und voraus verpfänden.

Nun diese Angelegenheit auf dem Wege der Post soweit erledigt war, konnte sich unser „prächtige" Herr von Tudenheim dem Badeleben und guten Bekanntschaften hingeben. Er pflegte seine Bäder nach der Stunde der herankommenden Flut zu richten. Vom sogenannten Paradies her, nämlich vom äußersten Ende des Badestrandes, wo Männer im Kostüm Adams, so lang dieser noch ohne Frau und ohne Toilette lebte, baden durften, wandelte er dann die lange Strecke bis zum Kursaale, wo er sein Frühstück nahm.

Eines solchen Frühmorgens, als er hier über seinem Kaffee und dem Tagesblatte der Independance saß, ward er von einer Erscheinung überrascht, die ihm einen vergess'nen Wunsch durch dessen Erfüllung in's Gedächtniß rief. Anton Melzer trat durch die Glasthür ein, und beide erblickten sich in demselben Nu.

Der junge Doktor war am Abende zuvor mit dem letzten Eisenbahnzuge angekommen und im nahen „Deutschen Gasthof" eingekehrt. Der Baron fragte lebhaft, ob er ihm etwa Briefe mitbrächte. Anton war aber schon länger von Hause unterwegs; er hatte es sich wieder einmal am Rhein, besonders in Köln bei so manchem Neuentstandenen gefallen lassen, sich in Brüssel und Antwerpen aufgehalten, selbst Löwen und Mecheln

nicht übergangen, und nur Gent und Brügge zu Ausflügen aus Ostende vorbehalten. Seine Brieftasche war mit Notizen gefüllt. Als nun Tudenheim's Diener ebenfalls ohne Briefe von der Post zurückkam, ließ es der alte Herr für eine gute Vorbedeutung gelten, daß seine zur Ausgleichung von Agnesens Angelegenheiten gemachten Vorschläge angenommen würden. — Der gute Papa will nur nicht merken lassen, wie willkommen sie ihm sind, sagte er lachend, und eilt daher mit seiner zusagenden Antwort nicht.

Dies erinnerte Anton an die Briefe, die für ihn auf der Post liegen konnten, und da er seinen Reisepaß in der Brieftasche hatte, schickte Tudenheim seinen Diener damit hin, um sie abzuholen. Er erzählte dann seine Reise mit Agnesen, und berichtete aus dem ersten Briefe derselben ihre Irrfahrt und ihren Empfang bei der englischen Familie. Was die frauenzimmerliche Nachschrift von einigem Unbehagen des Fräuleins errathen ließ, fiel dem jungen Freunde bedenklicher auf, als es Tudenheim genommen hatte.

Der Diener überbrachte wirklich Briefe an Doktor Melzer. Sie waren von Hause. Unter den mancherlei heimischen Angelegenheiten erwähnte die Mutter auch wiederholter Besuche des Herrn Legationsrathes. — „Wir sind jetzt gute Nachbarn,“ schrieb sie. „Der alte Herr hält die angeblich verschobene Heirath seiner Tochter

noch immer aufrecht; der Gegenstand scheint ihm aber doch schwer zu werden, denn er läßt ihn gleich wieder fallen, sobald man ihn zur Sprache bringt. Gegen mich ist er ungemein artig, ja er macht mir förmlich den Hof, und wenn Du nicht bald zu einer Frau kommst, so weiß ich nicht, wozu ich mich noch entschließe."

Anton und der Baron lachten laut auf. — „Aha! mein alter Freund lenkt in unsere bürgerlichen Wege ein!" rief Tudenheim. „Ja, ja! Mußte denn die Frau Senatorin bei so viel persönlicher Liebenswürdigkeit auch noch so vortrefflichen Chambertin haben, und sich so in die reizendsten Erinnerungen eines alten Diplomaten mischen? Aber weiter! Was macht denn die allerliebste Schweizerin? Was schreibt denn Bertha?"

„Einen recht lieben, heitern Brief!" antwortete Anton, indem er die zierlich beschriebenen Blätter durchlief. „Es ist doch eine wackere Natur an dem Mädchen! Die fatale Waldgeschichte hat ihrer Unbefangenheit, ihrem guten Zutrauen gar nichts anhaben können, wie es scheint, sondern nur ihren Muth, ihre Selbstständigkeit entwickelt. Ich will es nun keinem Gecken oder Unverschämten gerathen haben, ihr mit Hand oder Mund zu nahe zu kommen. Vielleicht treffen wir sie als Braut an. Sie scheint, wie mir die Mutter schreibt, von einem meiner Vettern sehr eingenommen, einem ganz

tüchtigen jungen Mann im Geschäft seines Vaters, Sohn einer Schwester meiner Mutter. Sie gefällt sehr, und da sie auch Vermögen zu erwarten hat, so fehlt es ihr nicht an wetteifernden Bewerbern. — Sehen Sie ja zu, hab' ich ihr beim Abschiede gesagt, daß Sie keine Mißwahl treffen. Einen Unrechten haben Sie kennen gelernt; aber für ein Mädchen wie Sie, liebe Bertha, ist es eine Aufgabe, unter vielen — den Rechten zu wählen! — — In den Augen meiner Mutter wäre ich der Rechte gewesen," setzte er lächelnd hinzu; „ich denke aber, sie wird sich noch mehr an Agnesen freuen, wenn ich so glücklich wäre —"

„Vorausgesetzt, mein Freund," fiel der Baron scherzend ein, „daß sie sich nicht für den Vater entschlossen hat, ehe Sie mit der Tochter anrücken!"

Beide setzten sich hinaus in's Freie, angezogen von dem lustigen, lärmenden Treiben der Badenden, die mit ihren Badekarren von der herankommenden Flut immer näher an den hohen Damm — so zu sagen — gespült wurden.

Der junge Freund besprach seine Einrichtung. Er war nicht als Badegast gekommen, wünschte aber für die Tage seines Verweilens mit dem Baron zusammen zu wohnen. Dazu bot sich in dem Privathause, wo Herr von Tudenheim eingekehrt war, noch ein artiges

Zimmer, und beide konnten dann mit dem gemeinsamen Frühstück und Tische nach Belieben wechseln.

Die Angelegenheit, die den Doktor hierher geführt hatte, wurde in gelegener Stunde nicht vergessen, und Anton vernahm nun auch die Verhandlungen, die nach jenem Vorfall in Liebweiler noch am Abende zwischen den Verlobten im Beisein des Vaters und unter Tudenheim's Vermittlung auf dessen Zimmer stattgefunden hatten. Der Bruch war von Agnesens Seite bestimmt erklärt worden. Es lag aber im beiderseitigen Interesse, den Anlaß dazu nicht laut werden zu lassen und einen schicklichen Vorwand abzuwarten, um die Lösung des Verhältnisses zu erklären; bis wohin man der Vermuthung derselben im Publikum einen dämmerigen Spielraum nicht verwehren wollte. Wie ungelegen, wenn auch nicht unbegreiflich, diese Wendung für Agnesens Vater gekommen sei, verschwieg sein alter Freund nicht, theilte aber zugleich dem Doktor Einiges von den Vorschlägen mit, durch die er den sorgenvollen Mann zu beruhigen und mit dem Ereigniß auszusöhnen hoffte. Wie zart er dabei auch vermied, von den Umständen, die seinem alten Freunde eine Heirath mit dem reichen Aldenhoven wünschenswerth hatten erscheinen lassen, so wie von den Verlegenheiten zu sprechen, die ihm durch den Bruch des Verhältnisses erwuchsen: so konnte doch Anton, der des Nachbars Lage ziemlich kannte, aus den Vorschlägen

selbst das Unausgesprochene und zugleich die edle Denkungsart des Herrn von Tudenheim leicht errathen. — — „Ich habe mich entschlossen," sagte der Baron, „mit meinem alten Freunde zusammen zu wohnen. Ich will meine Landjunkerei aufgeben, meine Landwirthschaft, den Kohlbau und den lieben Wildstand fahren lassen, und will's mit den Annehmlichkeiten der Stadt versuchen. Ich werde den obern Stock im Hause meines Freundes beziehen, den jetzt der Advokat bewohnt, — ein lästiger Miether, unzufrieden, schlechter Bezahler und dessen Klienten die Ruhe des Hauses stören und die Treppen schmutzig machen. Ich übernehme die kostbare Ausstattung Agnesens, die den Papa drückt, lasse die hübschen Zimmer neu in Oel und Tapeten legen und wir führen einen gemeinsamen Haushalt. Wie manchmal haben wir in seid'nen Strümpfen und leichten Schuhen mit papiernen Sohlen auf dem kalten Parquett eines fürstlichen Audienzsaales neben einander gestanden! Jetzt wollen wir unsern Sorgensessel ohne Sorgen zusammenrücken, unsere undiplomatischen Füße in weiche Socken stecken, eine feine Cigarre rauchen aus meiner Büchse und eine Prise nehmen aus meines Freundes Tabatière. Sommers begleitet er mich nach Gastein, wo wir gleich welken Blumen für den nächsten Winter uns erfrischen. Wie herrlich, lieber Doktor, wenn Sie dann mit Agnes gegenüber wohnen, wir uns die Zeitungstelegramme von

den Fenstern aus über die stille Alleegasse mittheilen, oder zu einem Wildbrätchen, einem l'Hombrechen oder einer Bowle Punsch herüber und hinüber winken können! Nicht wahr?"

„Lieber, herzlicher Baron," rief Anton bewegt, „wann fängt denn aber die Herrlichkeit an? Agnesens herzliches Ja, des Vaters verdrießliches Meinethalben — wann werden sie denn laut werden?"

„Innerhalb Jahres und Tages!" erwiederte Tudenheim. „Ich habe meinem Freund die Bedingung gestellt, für Jahr und Tag seine Zustimmung zu jeder Heirath nach der Wahl seiner bewährten Tochter vorauszugeben."

„Jahr und Tag?" erwiederte Anton gedankenvoll.

„Ist Ihnen das zu lang?" rief der Baron. „Ist der Bruch einer Verlobung für ein Mädchen wie Agnes nicht von der Bedeutung und von Gewicht eines Trauerjahrs für die Witwe einer unglücklichen Ehe? Bedenken Sie die Umstände! Agnes verkehrt mit Ihnen in einem kleinen Bad; bricht dort mit ihrem Verlobten und heirathet den Freund, den sie in ihrem Brautstand lieb gewonnen hat? Was sollen die Menschen davon denken? Wollen Sie denn diesen leichtfertigen Aldenhoven in den Schein der Rechtfertigung rücken und Agnesen die Schuld des Bruches aufladen?"

„Sie haben Recht, Herr von Tudenheim!" erwiederte

Anton. „Ich fühle das! Ich darf nicht einmal um Agnes werben.“

„Wenigstens sobald nicht werben,“ sagte der Baron, sondern sich nur liebenswürdig machen aus stummer, bescheidner Ferne. Da indeß mein Freund jetzt schon mit der Frau Senatorin guten Umgang anknüpft: so leitet sich in den Augen der Sozietät die Bekanntschaft zwischen Tochter und Sohn von selber ein; die Erwartung geht der Bewerbung voraus, und die Weissagung der Stadtbasen schafft erst und bestätigt den neuen Bund. So müssen wir's einfädeln.“ –

„Wenn ich wenigstens nur Agnesens gewiß wäre!“ seufzte der Doktor, „wenn ich nur eine allerheimlichste Liebesversicherung hätte!“

„Eine allerheimlichste haben Sie ja!“ entgegnete der Baron, — „eine, die ich Ihnen gegeben habe. Und nun kommen Sie oder begegnen Sie demnächst der zurückgekehrten Geliebten ja mit keinen forschenden Augen, oder gar mit fragenden Lippen. Kein Blick, keine Miene darf etwas anderes als Verehrung und Ergebenheit ausdrücken. Damit versichern Sie sich ihrer Achtung und Treue. Denken Sie nicht daran, Agnesens Liebe durch Huldigung zu erwerben; fürchten Sie nur sie auf solchem Wege zu verlieren! — — Doch verzeihen Sie! Ich sage Ihnen Dinge, die Sie mir übel nehmen können, als ob ich sie Ihnen erst zu sagen brauchte!“

## 13.

Es ist ein luftiger Salon, auf starken Balken ruhend, zu welchem in die See hinaus die eine der beiden langen Holzbrücken führt, die den Eingang zum Hafen bilden. Ein Lattenboden hält uns über dem Meer; über unsern Häupten breitet sich der Himmel vom Ozean nach Belgien hinüber. Holzbänke ziehen sich an der hohen Brüstung dieses Brückenkopfes hin, und laden zum Ruhen und Athmen der Seeluft ein. Aber bei stürmendem Meer sitzt ein träumerischer Badegast hier nicht sehr behaglich: es stürzt wohl die eine oder die andere der heranschwankenden Wogen über die Brüstung herein und durchnäßt ihn von oben, oder die gebrochene Welle schlägt zwischen dem Lattenwerk herauf und badet ihn von unten, so daß er sich zwischen Wiedertaufe und Fußwaschung als Kunsttänzer und Luftspringer zu bewähren die beste Gelegenheit hat.

Heut aber nach Tische konnte Doktor Anton Melzer

hier sich unbesorgt niederlassen und saß auch so ziemlich allein. Die Luft athmete ruhig; der Himmel war leicht bedeckt, und die See, wie in weißgrauen Atlas gekleidet, schien in Halbtrauer versunken. In malerischer Entfernung belebte sich mehr und mehr der lange, dunkle Steindamm von wandelnden Menschen. Unter seiner Böschung zog sich mehr und mehr das ebbende Meer zurück, und die verlass'ne Sandstrecke lud zum Niedersteigen ein. Mütter brachten ihre Knaben und Mädchen herab und setzten sich auf Rohrstühlen nieder, um ihre Kleinen im stärkenden Aushauche des Bodens den feuchten Meeressand mit ihren kleinen Schaufeln bearbeiten, Sandberge bauen und bunte Muschelchen auflesen zu sehen.

Immer mehr erweitert sich die sandige Tenne von zurückgehendem Gewässer. Es thut sich der wundervolle Tanzboden auf, über welchem in sechsstündigem Takt die Meereswogen, flutend und ebbend, auf und ab chassiren nach ihrer eignen Musik, wie der Spanier nach seinen Kastagnetten tanzt. Am höheren Gestade stehen die grauen Dünen als Zuschauer dieser ewigen Lustbarkeit im Wechsel sanfter oder wilder Tänze. Einst schwebten sie mitten in diesen Wirbeln und sind nun als müde Tänzerinnen abgesetzt, bis dann und wann, in rasender Springflut, eine oder die andere wieder einmal abgeholt wird.

In solchen Betrachtungen saß der junge, träumerische Doktor. Er war viel aufgeregter gekommen, erfuhr aber unvermerkt, wie sehr ein Herz voll heimlicher Liebe gemacht ist, die Seele auf die Naturumgebung zu stimmen. Eine unendliche Sehnsucht überkam ihn unter dem Anblick dieser ruhigen See in ihrem silbergrauen Schimmer. Er wußte nicht, wornach es ihn verlangte, bis er in der Ferne drüben vor dem Restaurationshause mehrere Männer stehen sah, die ein langes Sehrohr nach der Höhe des Meeres richteten. Wurde ein Schiff von England herüber erwartet? Und brachte es vielleicht auch —

Eben erblickte er, auf der Brücke herankommend, den Baron Tudenheim, den er hier erwartete. Der alte Herr kam von einem großen Mittagessen beim preußischen Konsul, und winkte von weitem mit einigen Briefen, wie mit einem Flaggensignal. Näher gekommen, verrieth sein Gang, sein Blick und die hohe Farbe des Gesichtes die Aufregung, die ein feuriger Wein bei gewürzten Schüsseln und lebhafter Unterhaltung hinterläßt. — „Briefe von Osten und Westen!" rief er.

„Kommen ganz richtig hierher," versetzte Anton: „wir sitzen ja hier am — Ost-Ende."

„Und ein Stückchen da drüben ist West-Anfang," sagte Tudenheim, „und wir gehen dahin."

„Nach England, Herr Baron? Und — wir sagen Sie?"

„Ich hoffe, Sie gehen mit!"

„Ich mit nach England? Nun, so setzen Sie sich einmal hier neben mich auf den Divan und machen Sie ihn zu einem west-östlichen!"

„Ich beginne mit dem Osten," lachte der sehr launig gestimmte alte Herr, „nicht um Ihre westliche Neubegier zu befriedigen, sondern weil wir von Osten kommen und wieder hin wollen. Also, Papa Bering nimmt meine Vorschläge an und freut sich unseres künftigen Zusammenlebens. Dies sogar, ohne noch dabei auf den geistreichen Doktor Melzer zu rechnen, der bekanntlich Geschäftsnasen und Ehrendosen so angenehm zu vereinbaren weiß. Dafür kommt Ihnen aber die ausbedungene Heirathsfrist für Agnes mit zu gut. Der Papa verzichtet zwar sehr ungern auf seine Zustimmung zu einer problematischen Heirath seiner Tochter, erkennt aber darin eine verdiente Buße für sich. Hören Sie nur!"

Mit den Worten: „Mein alter Freund schreibt hier sehr offen und vergnügt," entfaltete der Baron den einen Brief und las:

„Ich kann allerdings mit meiner Wahl für Agnesen nicht sehr dick thun. Ich rechnete darauf, daß Aldenhoven aus seinen thörichten Jahren heraus getreten sei, und legte vielleicht zu viel Gewicht auf die

Stellung und Wirksamkeit in der Welt, die ein Mädchen von Agnesens Verstand und Herzensgüte durch eine Heirath mit Aldenhoven gewänne. Ich brachte die Liebe zu wenig in Anschlag. Mein Anknüpfen der Heirath war vielleicht klug: von Agnesen ist es aber weise, daß sie noch zur rechten Zeit abbricht. Gut denn! Darum darf ich wohl auch einer freien Wahl derselben im Voraus alles Vertrauen schenken; getröste mich aber dabei, daß sie, ihrem Erlebniß nach, sobald kein Auge und Herz für eine neue Wahl haben wird. Es müßte denn sein, sie fühlte sich während dieses Jahres durch unser herrliches Zusammenleben so glücklich, daß sie sich am entscheidenden Tage für den Schöpfer dieses Vereinslebens entschlösse und ein Stockwerk höher im Hause leben möchte. Wer weiß denn auch, was dort das Mobiliar, durch seine frühere Bestimmung zur bräutlichen Ausstattung, für eine magische Wirkung auf ein eigensinniges Mädchenherz auszuüben vermag. Und war meine Agnes doch einmal resolut bis zu Aldenhoven's Jahren vorgegangen: so macht sie sich vielleicht auch nichts daraus, noch einige Altersstationen weiter bis nach — Tudenheim zu fahren. Es wird mir dann nur leid thun, daß mein Nein nichts gilt, und mein Ja von keinem Gewicht ist!" — —

Der alte Herr lachte aus der vollen, von einem üppigen Mahle mitgebrachten Kehle, was den unruhigen,

eben etwas sentimentalen und daher für Scherz verdrießlichen Doktor fast verstimmt hätte. — „Nun,“ sagte Anton, „ich bin denn wirklich begierig, wer von uns Beiden dem Andern zu gratuliren haben wird!“

„Ich auch!“ versetzte Tudenheim mit drolligem Ernste. „Versteht sich — ein Duell auf Pistolen muß vorausgehen, und der Ueberlebende gratulirt sich selbst.“

„Und gehen wir etwa deshalb zusammen nach England, um jetzt schon Agnesens Entscheidung zu holen?“ fragte Melzer.

„Aha!“ lachte der Baron in seiner heut unverwüstlichen Laune, „Ihre Ungeduld stichelt auf den zweiten Brief! Gut denn! Nein, mein junger Philosoph, es gilt diesmal noch keiner Entscheidung. Meine Liebenswürdigkeit ist ja noch ein Jahr zu jung, und das Mobiliar in meiner künftigen Wohnung wirkt noch nicht mit. — Nein, ich bitte mir aber aus, daß Sie Ihren rivalisirenden Eigennutz auch beiseit setzen. Es gilt einen ritterlichen Zug für Agnes; ich bin der Ritter und Sie der Edelknappe. Ich fasse mich kurz, wie Agnesens Brief; denn wir müssen sogleich packen und noch in dieser Nacht mit dem Dampfschiffe gehen. Agnes schreibt von einer ihr unerträglichen Lage, aus der ich sie unter irgend einem geltend zu machenden Vorwande abholen soll.“

Anton war betroffen; er begriff nicht, welcher Art

diese unerträgliche Lage sein könnte, und Tudenheim fuhr fort:

„Sie setzt ausdrücklich hinzu, das Widerwärtige läge durchaus nicht im Benehmen der liebenswürdigen Familie: es läge nur in der Stimmung ihres Herzens zur Denkungsart der Mutter und Töchter, und sie lebe in der Besorgniß eines Zwiespaltes, der ihren längeren Aufenthalt stören könnte. Noch habe die Familie keine Ahnung davon und würde eine freiwillige Abreise nicht begreifen, sondern übel nehmen. Um nicht von mir verkannt zu werden, müsse sie sich die mündliche Lösung Dessen, was mir als Räthsel erscheinen würde, vorbehalten. — Also kommen Sie, mein Freund! Wir müssen uns zur Abfahrt anschicken. Ich bin nur froh, daß ich nicht allein zu gehen brauche. Ihr Rath zu einer Finte, Ihr Beistand zu einer Unwahrheit sollen mir gut thun.“

Er nahm Anton unter dem Arm und sprach, ihn fortführend, weiter:

„Nicht wahr, eine artige Zumuthung für einen Philosophen? Ich denke aber ein Philosoph für eine Finte und ein Diplomat für das Recht nehmen sich Arm in Arm vortrefflich aus.“

„Aber, Spaß bei Seite, denken Sie sich denn gar nichts bei Agnesens Verlegenheit, Herr Baron?“ fragte Anton.

„Doch, mein Freund, doch!“ antwortete Herr von Tudenheim. „Ich denke mir, Fräulein Agnes, die sich und ihren unvermutheten Besuch natürlich durch den Bruch ihrer Verlobung mit Aldenhoven erklärt hat, wie sie es sich mündlich vorbehalten hatte, findet sich wahrscheinlich mit den sabbatlichen Ansichten der Engländerinnen in einem Konflikt, der sich auf der Stelle nicht ausgleichen und auf die Dauer mit gesellschaftlicher Leichtigkeit nicht tragen läßt. Denn, Sie wissen ja, — das Kirchengebiet betritt eine gute Engländerin mit Holzschuhen, und das, was sie dort einmal für unsittlich halten, wehren sie mit Dreschflegeln ab. Handel und Gewerbe findet überall in England die vortrefflichsten Chausseen und Schienenwege; mit dem Glauben aber gerathen sie sehr oft auf den Holzweg. Was nun uns angeht, so helfen Sie mir nur auf einen guten Ausweg. Denn Sie als Freier und ich als Freiersmann dürfen wir nicht kommen. Von mir wissen Sie, wie Agnes gegen Sie gesinnt ist und fühlt: ich darf Ihnen daher auch wiederholen, daß Sie vor diesen Engländerinnen und überhaupt auch in der deutschen Gesellschaft sobald nicht als Liebender und als Derjenige erscheinen dürfen, um dessentwillen Agnes diesen Aldenhoven mit seinen Jahren und Gütern, mit seinen Liebschaften und fürstlichen Handbietungen aufgegeben hat. Sie wird schon an dem liebenswürdigen Bräutigam Gründe genug ge-

funden haben, ihren Bruch mit ihm der englischen Familie begreiflich zu machen, so weit sie eben dort empfänglich für deutsche Ansichten und Gefühle sind. — — — Nun? Warum so nachdenklich, lieber junger Freund? Munterchen! Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht! Wir haben noch Zeit, zu Wasser und zu Land den Zweck unserer Fahrt zu überlegen. Das Schlimmste wäre, daß wir bei unserer diplomatischen Mission einer Prise de Contenance bedürften, ehe wir eine Tabatière bekämen."

Diese ritterliche Entschlossenheit des alten und des jungen Verehrers einer verlass'nen Dame wurde denn auch zu einer schnellen Ueberfahrt von der stillen, glatten See begünstigt. Das leichte Gepäck unserer Reisenden fand dort keinen Aufenthalt an dem Zollhause, und mit ihrer Vorsicht und Erfahrung wurden sie durch keinen Diebstahl und Gaunerstreich in Verwickelung gezogen. Alles ging mithin flott von Statten. Der Zweck der Reise, je näher sie ihm kamen, mäßigte auch den Humor des alten Herrn, der einmal den Einfall hatte, Agnesens Irrfahrt nachzumachen und dem Herrn Tupper, Chef des Hauses Tupper u. Comp., für die gute Aufnahme seiner vorgeblichen Nichte zu danken. Vielleicht wären inzwischen auch Frau und Töchter zurückgekommen, die mit Agnesen französisch gesprochen hätten, wenn sie nicht gerade im Seebad gewesen wären.

So brachte der frühe Eilzug bei rechter Aufmerksamkeit auf den Wechselstationen unsere Reisenden bei guter Zeit an's Ziel, und ein Miethwagen nach dem Landgute der Familie Rowley. Sie ließen im Gasthause des nahen Ortes ihre Sachen zurück und betraten den Park.

Eine Gesellschaft meist junger Leute trieb sich, wie es schien mit einem deutschen Spiel, vor dem Haus umher, und unterbrachen sich beim Anblicke der Herankommenden. Auch Fräulein Agnes trat hervor, erkannte von weitem den ihr zuwinkenden Baron und eilte ihm entgegen. Aber wie bestürzt und erschrocken bebte sie vor Anton zurück, den sie im modischen Reiseanzuge nicht gleich erkannt hatte.

„Nun, nun, so erschrocken?" fragte Tudenheim, ihre Hand schüttelnd.

„Verzeihung!" erwiederte sie und reichte auch dem Doktor die Hand. „Wie hätte ich Sie vermuthen können, lieber Freund? Aber — — lassen Sie hier um des Himmelswillen nicht merken, daß wir Freunde sind, daß wir uns —"

„Nun, liebe Agnes," fiel der Baron ein, „daß ihr euch liebt, wollen Sie sagen?"

„Nein, daß wir uns kennen, wollt' ich sagen!" entgegnete sie lebhaft und erröthend.

„Nicht einmal kennen!" rief der Baron mit schalk-

haften Blicken nach dem von seinen Reden sehr befremdeten Anton. „Nun auch das! Sonst haben wir uns schon darüber besprochen, daß der Freund mit keiner Miene seine Liebe und euer gutes Einverständniß verrathen darf. Ich kann mir denken, wie diese prüden Engländerinnen, die ein Lineal in der Seele stecken haben, so was von einer Braut aufnehmen würden, die eben erst ihr Verhältniß gelöst hat."

„O mein Gott, lieber, väterlicher Freund," flüsterte sie beklommen, „ich gelte ja hier noch für verlobt. Das ist es ja, warum ich in solchem unwahren Schein nicht länger bleiben kann. Vergessen Sie das ja nicht, bester Baron, und Sie, lieber Freund! Aber — — unter welchem Vorwande kommen Sie denn?"

„Lassen Sie Das!" erklärte Tudenheim. „Wir müssen zur Gesellschaft, liebe — ‚Nichte'. Nicht wahr, — Nichte? Und mit Du? Lassen Sie uns nur machen, und erstaunen Sie nur recht über unser Abholen und unsere Neuigkeiten! Kommen Sie!"

Sie traten nun lebhaften Schrittes an die Gesellschaft grüßend heran, und Agnes stellte die Ankommenden in französischer Sprache mit den Worten vor: „Mein lieber, guter Oheim, Baron von Tudenheim, und Herr —"

Sie sah Anton an, verlegen, wie sie ihn nennen sollte.

„Herr Doktor Melzer," fiel der Baron ein, „aus Ostende, ein lieber Freund, der England kennen lernen will."

Indem nun Mr. Rowley die Fremden willkommen hieß und ihnen seine Frau und Töchter nannte, flüsterte Arabella halblaut Agnesen zu:

„Mein Gott, ist denn der junge Herr nicht Ihr Nachbar von Hause?"

„Mein Nachbar —?" erwiederte das Fräulein betroffen und verwirrt.

Anton, der es gehört hatte und Agnesens Verlegenheit bemerkte, fiel rasch ein:

„Meinen Sie mich, mein Fräulein?"

„Ja," antwortete das schöne Mädchen leicht erröthend, „ich glaubte Sie mit einer älteren Dame am Fenster gesehen zu haben, als wir jüngst von einem Besuche bei Herrn von Bering abreisten."

„Ich bewundere Ihr vortreffliches Auge!" versetzte Anton. „Durch den Herrn Baron kenne ich des Fräuleins Wohnort, und allerdings habe ich dort einen Vetter, der mir außerordentlich ähnlich sehen soll. Ich habe es immer nicht glauben wollen: doch — wie Sie es gefunden haben, muß ich die Segel streichen. Wir sind Cousins von den Vätern. Aber — wie wird Gustav sich geschmeichelt fühlen, wenn ich ihm schreibe, in welch' freundlichem Andenken er von einem einzigen

Blick bei einem so liebenswürdigen englischen Fräulein steht!"

Arabella zog sich bei dieser unvermutheten Wendung verlegen zurück.

Tudenheim wendete sich jetzt an Agnesen, indem er mit heiterer Miene laut sprach:

„Was wirst Du aber sagen, liebe Nichte, daß ich aus einem so reizenden Aufenthalte Dich abzuholen komme."

„Mich abholen? Mein Gott, ist der Papa krank geworden?"

„Nein, nein, mein Kind! Weder der Vater, noch der — Herr von Aldenhoven! Aber, denke Dir, Tante Sabine ist aus Odessa unvermuthet angekommen. Die Aerzte weisen sie nach Ems und sie rechnet auf Deine Begleitung und Gesellschaft im Bade. Papa telegraphirt mir nach Ostende, Dich eilends abzuholen und nach Hause zu bringen."

„Oh!" rief Mr. Rowley, „das ist doch recht fatal!"

Auch die Mutter beklagte — dat unfortunate accident, und beide Töchter umarmten Agnesen mit ungestümer Rührung.

Diese lebhafte Theilnahme half Agnesen über die ersten unbeholfenen Augenblicke hinaus. Denn bei solchem ehrlichen Eindruck und Glauben der Familie an eine Unwahrheit fühlte sie sich auf das Tiefste beschämt,

und ward inne, was es mit einem sogenannten „Vorwand“ auf sich habe. Sie hätte schicklicherweise sich wärmer nach der Tante erkundigen, sich um ihre Krankheit bekümmern müssen: sie war aber nicht im Stande, — Komödie zu spielen. Ja sie fürchtete jeden Augenblick, nach der Persönlichkeit der Tante befragt zu werden, von der sie nichts wußte. Hierin kam ihr nun der Baron zuvor, indem er ungefragt berichtete, die vortreffliche Schwester seines Freundes Bering sei einem russischen General Usow vermählt, der nach dem letzten Kriege sich auf seine Besitzungen bei Odessa zurückgezogen habe.

Agnes athmete auf; doch that es ihr eigens leid, daß der alte, ehrliche Mann mit solcher Unbefangenheit flunkern konnte. Und als sie sich sagen mußte, daß sie selbst ihn dazu gebracht habe, unwahr zu sein, um ihr aus unwahrer Lebenslage zu helfen, so fiel sie in die peinvollste Unruhe der Erkenntniß, daß die Lüge so fruchtbar sei, wie die Wanze. Sie blickte nach Anton umher, der, von dem guten Gelingen seiner Erfindung doch mehr beschämt als erfreut, sich ein wenig zurückgezogen hatte. Agnes glaubte ihm ein heimliches Mitgefühl ihrer eigenen Verlegenheit anzusehen. Es that ihr wohl, und sie trat zu den beiden Schwestern mit der Bemerkung, man müsse den fremden jungen Herrn mit der jungen Gesellschaft bekannt machen. Aber nur

Jane schloß sich ihr an; Arabella fürchtete sich vor seinen deutschen Artigkeiten zumal in Gegenwart der jungen Engländer, unter denen sie einige Verehrer hatte.

Da trat nun mehr Heiterkeit ein. Der Baron und Mr. Rowley verstanden sich bald in verwandtem Humor, schwatzten und lachten zusammen. Die Familie beeiferte sich, das herzlichste Wohlwollen in die flüchtigen Stunden zusammen zu drängen. Die beiden Ankömmlinge durften sich der Gastlichkeit des Hauses nicht entziehen, und mußten, der Tante aus Odessa zum Trotz, wenigstens noch den folgenden Tag verweilen.

Dies geschah, und während Agnes diesen letzten Tag mit beiden Freundinnen, die ihr packen halfen, innigst zusammen blieb, machte Mr. Rowley mit seinen beiden Gästen einen Ausflug nach dem nahen Edimburg. Der Doktor und der Baron, wie sie sich des herrlichen Ausblickes über Land und Meer entzückten, mußten dem vergnügten Wirthe versprechen, im nächsten Jahr auf länger wiederzukommen und eine Reise in's Hochland mitzumachen. — „Ja,“ sagte Herr von Tudenheim, mit einem schalkhaften Blick auf Anton, „wir wollen die noch verborgene Gunst des bevorstehenden Jahres benützen, um das honorable Haus Rowley mit dem Unerwartetsten zu über-

raschen, indem wir meine liebe Nichte wieder mitbringen."

„Ja wohl, Sir!" rief der Doktor. „Wir rechnen auf Ihren köstlichen Humor, der uns über die fatale Tante aus Odessa hinaushelfen wird."

## 14.

Am zweiten Morgen, nach einem wirklich herzlichen Abschiede, schlugen unsere Rückreisenden die Tante Sabine in den Wind, und überließen sich den wechselnden Eindrücken der Gegenwart. Sie waren einverstanden, London zu besehen und in Ostende noch ein paar Bäder zu nehmen. Der Baron, von dem dieser Vorschlag ausging, verleugnete dabei sein altes schwärmerisches Interesse für ein liebendes Paar nicht, das bei den eigenthümlichen Rücksichten, die es zu Hause auf die Gesellschaft nehmen mußte, hier in der Fremde zum rechten Verständniß ihrer Herzen und zu einer Zurechtlegung ihrer Zukunft kommen sollte. Anton erkannte jetzt die schalkhafte Laune des alten Herrn, der ihn vor Liebeswerbung so sehr gewarnt hatte, nur um ihn zu necken und in Verlegenheit zu setzen. Vor der Welt freilich mußte das Einverständniß der Liebenden noch ein Geheimniß bleiben. Daher gaben auch Tudenheim und An=

ton Melzer ihre Nachrichten nach Hause, ohne des Zwischenereignisses in Betreff des Fräuleins mit einem Worte zu gedenken.

Wir eilen ihnen voraus in die Heimath.

Bei dem freundlichen Verkehr, der sich nach und nach zwischen dem Legationsrath und der Senatorin auf dem stillen Platze der Stadt nachbarlich eingefunden hatte, hielt der alte Herr auch nicht länger mit dem Geheimniß des Verlobungsbruches zurück. Die Sache war von ihm mit Aldenhoven brieflich, und bei einer Zusammenkunft beider in dem verhängnißvollen Liebweiler persönlich ausgeglichen worden. Zu dieser Zufriedenheit kamen noch die Vorkehrungen im Hause des Legationsrathes zur Aufnahme seines alten Freundes. Wie hätte da der gute Mann, der schon als Diplomat so gern geplaudert hatte, mit den bevorstehenden Veränderungen gegen eine verständige Nachbarin zurückhalten sollen, mit der er so gern vertraulich that, und ihr mit der Miene, als sei es etwas Wichtiges, was ihm nur etwas Reizendes war, so gern in das kleine, noch von dunkeln Locken beschattete Ohr flüsterte. Er brachte am liebsten seine Abende bei ihr im Hause oder im Hausgarten zu, und empfand an den beiden Abenden, an denen die Senatorin ein Spiel- und ein Lesekränzchen hatte, sehr leidmüthig seine jetzige Einsamkeit.

An einem dieser Abende, als die Senatorin sich unter

Bertha's Beistand eben zum Ausgehen gekleidet hatte, erschien Gustav Waldner, ihr Neffe. Die Tante hatte nun keinen Zweifel mehr darüber, warum der junge Reisende jetzt seine auswärtigen Geschäfte so abkürzte, und wem seine beeiferten Besuche galten. Auch war ihr seit jenem ersten Bekenntniß Bertha's auf dem Heimwege vom Brunnen in Liebweiler nur leider! zur Gewißheit geworden, daß das liebe Mädchen eine heimliche, aber entschiedene Neigung zu dem hübschen und auch sehr tüchtigen jungen Mann hegte. Heimlich war diese Zuneigung vielleicht nur dadurch geblieben, daß die Senatorin mit guter Miene die Annäherung der Liebenden zu hindern, und Bertha's Vertrauen zu ihr von sich abzuhalten wußte. Die sonst so groß und billig denkende Frau konnte ihre mütterlichen Träume und Wünsche noch immer nicht aufgeben, und suchte mit gewöhnlicher Frauenschwäche eine leidige Enttäuschung so lang wie möglich von sich abzuwehren.

In dieser Stimmung empfing sie ihren Neffen, so sehr sie sonst dem braven Sohn ihrer Lieblingsschwester hold war, heute doch wenig freundlich. — — „Du hast schon wieder vergessen, Gustav, daß heute Donnerstag und unser Lesekränzchen ist," sagte sie, oder schalt vielmehr dem Eintretenden entgegen.

„Verzeih', Tante!" entgegnete er. „Ich hab' es nicht vergessen; aber es ist noch früh und ich begleite Dich

hernach. Ich wollte Dir nur die gewünschten Literaturblätter bringen."

Nun mußte ihm die Senatorin noch danken, so sehr sie fühlte, daß sie durch ihr literarisches Interesse dem Liebenden nur eine Handhabe zu öfteren Besuchen gegeben hatte. Dem jungen Waldner fehlte es nun nie an einer interessanten Neuigkeit aus der Stadt oder den Zeitungen, womit er seinen Besuch maskirte oder deckte. So gewandt er als Reisender war, — als Liebender blieb er noch immer, selbst im Haus der Tante, befangen und schwerfällig; wobei er sich auch noch zu einer jugendlichen Sentimentalität neigte, über welche Bertha lachen konnte; so daß sie dadurch in ihrer Gegenneigung kühn und neckisch wurde. Es war keine Koketterie dabei, sondern nur der prickelnde Uebermuth ihrer innern Glücks- und Liebesempfindungen machte sich geltend.

Während nach den ausgekramten Neuigkeiten des Neffen Frau Melzer sich von Bertha Hut und Shawl holen ließ, wurde eine Dame gemeldet, die ein dringendes Anliegen habe. Die Senatorin empfing sie im anstoßenden Zimmer, und sobald sie die Thür hinter sich zugezogen hatte, fragte Gustav leise, ob morgen bei der Tante hier nichts los sei. Bertha wußte von nichts. — „Gut!" sagte er, „dann komme ich morgen. Darf ich? heißt das — ist es Ihnen lieb, Cousine?"

Er hatte sich diese Benennung herausgenommen, weil

Bertha zu seiner Tante ebensowohl Tante sagte, und die Senatorin hatte diese Vertraulichkeit gestattet, weil sie derselben dadurch einen verwandtschaftlichen Sinn zu geben dachte.

„Warum soll mir's nicht lieb sein, Vetter?" antwortete Bertha lachend.

„Nun, ich nehme das ‚lieb' in besonderem Sinn," sagte Gustav. „Dann geben Sie mir die Hand darauf!"

Sie reichte ihm die Hand, und er hielt sie einige Augenblicke fest, indem er verlegen sagte:

„Was Sie für ein liebes, wahrhaft sammtenes Händchen haben!"

„Sie meinen doch — Seidensammet, Herr Waldner?" lachte sie.

Etwas empfindlich ließ er ihre Hand los, indem er klagte:

„Sie können nur immer necken, Bertha! Sie nehmen gar keinen Antheil an mir!"

„Wie mögen Sie das sagen, Vetter? Lasse ich mir denn Ihre Artigkeit von Sammet nicht gefallen? Nur weil sie von Ihnen ist, Gustav! Wahrlich!"

„Es ist aber keine Artigkeit, liebe Bertha, sondern eine Wahrheit, die — auch allgemein anerkannt ist."

„Allgemein anerkannt? Vetter, Vetter!"

„Wahrhaftig, liebe Bertha! Wüßten Sie nur, wie

Viele von diesem Händchen träumen, wie viel Bewerber dies Händchen hat!"

„Mein Gott, Vetter Gustav, — Sie machen mir bang! So viel Konkurrenten, und ich kann mit dem Artikel nicht — aufschlagen?"

Sie machte bei dem letzten Wort eine sinnreiche Bewegung mit der Hand, indem sie ihn freundlich anlachte. Er erwiederte:

„Scherzen Sie nur! Ich rede in allem Ernst."

„Wirklich? Gott im Himmel, dann rathen Sie mir doch! Ist denn auch unter den Vielen der Rechte? Vetter Anton, der Doktor, warnte mich noch vor seiner Abreise, ja den Rechten nicht zu verfehlen. Wie soll ich ihn nur erkennen?"

„Ich Ihnen rathen?" versetzte Gustav. „Das muß Ihr Herz, liebe Bertha. — — — Räth Ihnen denn Ihr Herz gar nicht ein wenig?"

„Nur auf Bällen, Vetter. Da kenn' ich die rechten Tänzer, mit denen ich gut fortkomme. Aber, wissen Sie was? Sie kennen meine Bewerber auch innerlich, es sind Ihre Freunde: rathen Sie mir, geben Sie mir einen Wink voraus! Oder verfügen Sie lieber gleich als ehrlicher Mann über — diesen Sammet! Sie sind Kenner, Kaufmann, der die Güter und die Kunden vermittelt. Wollen Sie?"

Sie sah ihm mit dem schalkhaftesten Lächeln in die

Augen, während er verwirrt, weichmüthig, nach einigen Augenblicken mit verdrossenem Mund erwiederte:

„Halten Sie mich für so generös, Bertha, — für so uneigennützig? Nein, ich — — würde die Hand zuerst — für mich behalten!"

„Im Ernst? Wahr und wahrhaftig, Gustav?"

„Bei Gott, Bertha!" rief er feierlich und mit Thränen im Auge, — beim ewigen Gott!"

„Nun, da haben Sie sie!"

Sie reichte ihm die Hand; er ergriff sie etwas verzagt mit beiden Händen, indem er, ungewiß wie er es nehmen sollte, Bertha —? ausrief.

„Nun?" sagte sie erröthend, mit bewegtem Lächeln, „sind Sie vielleicht nicht der Rechte?"

„Der Rechte?" versetzte er. „Wahrlich, das weiß ich nicht, ob ich für — Bertha der Rechte bin: aber für mich ist es die rechte Hand."

„Nun, dann nimm auch noch die Linke!"

„Bertha! o meine Bertha!" rief er und zog sie an beiden Händen in seine Arme.

„Gustav!" rief sie warnend, indem sie seinen Kuß erwiederte, — „bist Du auch so? Wenn man Dir eine Hand gibt —"

Eben kehrte die Senatorin zurück. Betroffen, ahnend was vorgegangen, und verwirrt, wie sie es aufnehmen sollte, rief sie aus:

„Nun? Was soll denn das bedeuten?“

Gustav, mit dem heitern Muthe seines Glückes, trat ihr entgegen.

„Der Vater, beste Tante,“ sagte er, „will mir zum Geburtstag einen Geschäftsantheil geben, wenn ich ihm eine liebe Schwiegertochter zuführe. Hier ist sie, Tantchen, und was Du gesehen, bedeutet Kompagnieschaft!“

Er führte ihr Bertha entgegen. Im Augenblick, wo sie, nicht ohne einige Selbstüberwindung, das bebende erblaßte Mädchen in die Arme schloß und auf die Stirn küßte, entstand auf dem Gang vor der Thür ein Geräusch, ein Freudenruf der Köchin, der aber, vielleicht auf einen abwehrenden Wink, alsbald wieder erstickte. Die Thüre ging auf, und herein eilte — Anton, der Sohn, mit Agnes von Bering und hinter ihnen folgte der Legationsrath mit Baron Tudenheim, der schnell die Thür zuzog, damit Niemand herein blicke.

Indeß war Anton mit Agnes an der Hand der Mutter zugeeilt; beide verneigten sich, und er rief:

„Mutter, gieb uns Deinen Segen!“

Die Senatorin, überrascht, von der Scene mit Bertha noch bewegt, erwiederte zwischen Lachen und Weinen:

„Anton! Agnes? Ein liebendes Paar? Wirklich, noch eine Kompagnieschaft? O seid mir tausendfach gesegnet!“

Sie umarmte Eins um das Andere und noch einmal

beide zugleich. Dann gegen die beiden Alten gewendet und ihnen die Hände reichend, sprach sie mit weichmüthigster Herzlichkeit:

„Lieber Nachbar — Legationsrath! Bester Herr Baron! Verzeihung, daß ich so wenig gefaßt bin!"

„Heut, liebste Nachbarin, bitte ich mir den Geheimen Legationsrath aus," erwiederte Herr von Bering leise und lächelnd, „und — wissen Sie warum? Ich nehme das leichtsinnige Pärchen da unter den Deckmantel des Geheimen. Bei Leibe darf dieses neue Bündniß noch nicht bekannt werden, kein Wörtchen darf noch davon verlauten!"

„Ich verstehe Sie, mein Freund! Sie haben Recht!" antwortete sie. „Hör', Bertha! Geh' hinaus, laß mich wegen meines Ausbleibens im Kränzchen bei der Frau Kommerzienräthin entschuldigen, und stelle Dich der Sabine und den andern als Braut vor."

„Bertha — Braut?" rief Anton und Agnes zugleich.

„Ja, mit diesem Geschäftskompagnon seines Vaters da, soeben zu Stande gekommen!"

Glückwünsche wurden gegeben und empfangen, und Bertha rief lachend aus:

„Ja, Vetter Anton, der Rechte hat sich gefunden! Ich hoffe es wenigstens."

„Sehen Sie, lieber Legationsrath," erklärte die Senatorin, „das Paar geben wir nun preis, und verstecken

das andere unter den Jubel der Leute im Haus, unter das Gerede in der Stadt. Also geh', Bertha, sag' es Sabinen, bring's an die Glocke!"

„Sie haben also eine Sabine im Haus?" fragte Tudenheim. „Gottlob, wenn sie auch nicht aus Odessa ist!" Ich habe also doch nicht ganz geflunkert, liebe Agnes!"

„Nein, Väterchen," erwiederte Agnes, „aber mit halbem Flunkern ein ganzes Glück geschaffen!"

Und zur Senatorin gewendet:

„O liebe Mutter, Sie werden mich auch ganz gerechtfertigt finden, wenn wir Ihnen nur erst erzählt haben, wie alles so gekommen ist."

„Nein, nein, liebe Agnes," rief die Senatorin, „ich bin nicht zweifelhaft, es bedarf keiner Rechtfertigung: ich bin nur noch ein wenig außer mir, — meines mütterlichen Glückes noch nicht gefaßt und mächtig. Es kam ja wie vom Himmel gefallen. Bis zu Dir, meine Tochter, verstiegen sich meine Wünsche für Anton nicht. Es kommt ja doch gar zu unverhofft!"

II.

# Nur die Stolgebühr.

In den versteckten Gassen kleiner oder auch größerer Städte sind die Bewohner gewöhnlich besonders neugierig. Es sind die kleinen Leute, die Taglöhner und Fabrikarbeiter, Wäscherinnen, Kutscher und Handlanger. Aber auch der Ungebildete hat das Bedürfniß zu denken, und da es ihm an Stoff dazu fehlt, ist er auf Alles versessen, was durch Aug' und Ohr Eingang findet. Es gebricht ihm aber auch noch an andern Stoffen, und da erscheint ihm jeder Lärm außer dem Hause wie ein heiliger Nikolaus, der ihm zu bescheren kommen soll.

So war an einem hellen, frischen Märztage in der Spitalgasse einer ansehnlichen Stadt am Main ein kleiner Aufruhr. Alte und junge Frauen, Greise und Kinder streckten die Köpfe aus Thür und Fenster, und drückten mit Geberden und Kopfschütteln ihre fragende Verwunderung aus. Doch ging eben auf der Gasse nichts vor: nicht einmal eine der alten Chaisen des Nachbars Hau-

derer wurde zu einer Trauung oder einem Begräbniß angespannt.

Dafür aber war ein ungewöhnlicher Lärm mit Gelächter und wiederholtem Vivat hoch! im Brauhause des reichen Meisters Sachsenhuber. Die Brauerei ging hier auf die Hintergasse heraus, und hing durch einen langen Hof und Stallungen mit dem Gasthause zusammen, das eine lebhafte Straße und einen kleinen Marktplatz vor sich hatte.

Daß eben Märzbier gebraut wurde, konnte solchen Jubel nicht mit sich bringen: schon seit dem Februar war man damit beschäftigt. Denn Herr Sachsenhuber hatte nicht blos einen großen Garten vor dem Thore, wo den Sommer über neben der Kegelbahn viel getrunken wurde, sondern betrieb auch einen bedeutenden Bierhandel auf das Land.

„Aber," meinte eine Nachbarin, „heut brauen sie wahrscheinlich das Bockbier!"

„Ei was!" rief die Frau gegenüber, „die spektakeln ja, als ob sie der Bock schon gestoßen hätte, der doch erst gebraut werden soll. Es muß was anderes sein."

Endlich stürzte eine jüngere, hübsche Person aus dem Hause, knüpfte die Küchenschürze ab, die sie ihrem nachschreienden Buben durch das Fenster über den Kopf warf, hüpfte, mit der versprechenden Geberde des Erforschens, nach dem Pförtchen der Einfahrt, wo der

Qualm aus den Zuglöchern der Brauerei, von einem Windstoße niedergedrückt, die schlanke Gestalt wie einer Göttin mit einer malzduftigen Wolke umhüllte.

Nach kurzer, erwartungsvoller Stille kehrte sie lachend zurück und wischte den Mund ab.

„Die haben gut lustig sein!“ rief sie. „Sie haben Wein und Bratwürstchen zum Besten gekriegt, und das ganze Hausgesinde ist in der Brauerei mit versammelt. Ich habe ebenfalls Bescheid thun müssen. Die Sach' ist, daß Herr Sachsenhuber Großvater geworden ist, und seinem ersten Enkel gilt eben das —“

„Vivat hoch!“ schallte abermals aus der Brauerei, und die hölzernen Hämmer eines Küfers schlugen auf einem leeren Faß einen Wirbel dazu.

„Ja, das glaub' ich!“ rief eine Alte. „Die einzige Tochter und so gut verheirathet, und das erste Kind! Ist's denn ein Bub'?“

„Ja, ein rechter Bengel von einem Jungen!“ war die Antwort. „Ich möchte wohl das Wochenbettgeschenk haben, das der Papa seiner Tochter unter's Kopfkissen steckt.“

„Bei so 'was sollte die Nachbarschaft nicht leer ausgehen,“ erklärte jene Alte wieder. „Du sollst deinen Nächsten lieben als wie dich selbst! wird ja doch gepredigt. Wißt Ihr was? Wir machen uns ein wenig zurecht und gehen hinüber, alle miteinander, dem Herrn

Nachbar zu gratuliren. Wir wissen auch Wein und Bratwürstchen richtig anzugreifen, können auch das Maul wischen und Vivat hoch! rufen, und viele Folgende."

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und plötzlich waren Thür und Fenster verschlossen. Solch' ein Lärm sollte doch auch etwas mit sich bringen. Diese Hintersassen der Gesellschaft wie der Poesie wußten nichts von dem Shakespeare'schen: „Viel Lärm um nichts."

Während dies in der Hintergasse vorging, saß der Vater des so erfreulichen Knaben in der guten Stube des Vorderhauses beim Schwiegervater. Er war eben mit der frohen Nachricht von dessen Großvaterschaft gekommen und hatte förmlich um die Freundlichkeit gebeten, den Enkel aus der Taufe zu heben. An dem feinen Frühstück mit altem Madera nahm auch die Großmutter ihr verdientes Theil. In der Nacht zu ihrer Tochter gerufen, war sie nun mit dem Schwiegersohn zurückgekehrt, sich ein wenig umzukleiden, und erzählte ihrem behaglichen Alten, wie sich Alles richtig eingestellt habe und gut abgelaufen sei.

„Ja, meine Ernestine ist eine richtige Frau," rief Herr Sachsenhuber mit Stolz aus, „gesund und resolut, und knickt nicht gleich zu zusammen, wenn sie ihrer Naturbestimmung, nach Gottes Fügung, gerecht geworden

ist. Mit dem Buben wird sie freilich ihr Wesen haben. Nun ja, ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, darf auch gackern. Ich bin schon zufrieden, daß sie selber nicht pipt, wie ein krank Hühnchen. Nun, grüßt sie derweile schön, und ich käm' hernach selber und wollte sehen, was sie mir für 'nen Pathen auf die Arme legte. Ich würd' ihr auf's Loth sagen, wie schwer er wiegt."

Die geschäftige Mutter eilte nun wieder fort, um zu wachen, daß bei der Wöchnerin und dem Kleinen nichts versäumt und versehen würde, und der Schwiegersohn begleitete sie.

Dieser war ein hübscher, blondbärtiger Mann, der sich heut auch im schwarzen Frack und steifen Visitenhut, dem sogenannten Cylinder, worin man ihn selten sah, ganz stattlich ausnahm. Mit seinem frischen, liebenswürdigen Wesen und einem schwunghaften Kommissionsgeschäfte war es ihm denn auch gelungen, die vielbegehrte Tochter eines so wohlhabenden Bürgers und den stolzen Vater eines so hübschen Mädchens zu gewinnen.

Hinter den Fortgegangenen her begab sich der vergnügte Großvater an sein Pult und zog die kleinen Kästchen seiner Geldvorräthe. Er hatte die Liebhaberei, aus den abgezählten Geldrollen, die er zum Betrieb seines Geschäftes baar halten mußte, die neugeprägten oder seltenen Stücke zu sortiren und für besondere Gelegenheiten abgesondert zu verwahren. Jetzt las er 20 Stück

neue Friedrichsd'or aus und rollte sie in ein blaßgelbes Papier, bestimmt, bei der Taufe herkömmlicher Weise unter das Kopfkissen der Wöchnerin gelegt zu werden. Zwei holländische Dukaten wurden für den Pfarrer, der den Enkel taufen würde, auserwählt.

Aber — welcher Pfarrer wird denn das Kind taufen? —

Diese Frage stieg ihm jetzt erst plötzlich, ja wie unheimlich auf, und die beiden Goldstücke lachten ihn wie ein schelmisches Augenpaar an. Es schwante ihm eine kleine Mißhelligkeit mit dem Schwiegersohne.

Dieser war nämlich Katholik; Sachsenhuber mit seiner Familie gehörte zur reformirten Gemeinde der Stadt.

Nun waren beide Männer eigentlich keine Eiferer. Der Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses hatte bei der Bewerbung Franz Thümmig's um die Hand seiner jetzigen Frau keine Beunruhigung veranlaßt, sondern nur den Gegenstand eines gerechten und wohlwollenden Uebereinkommens abgegeben, wobei Meister Sachsenhuber, auf sein eigenes Ansehen im Hause haltend, auch dem Schwiegersohn eine gleichmäßig bestimmende Geltung für seine Familie bereitwillig zugestanden hatte.

Ueberhaupt aber herrschte in der konfessionell gemischten Stadt bis in die jüngste Zeit jene religiöse Gesinnung, die man mit einem hergebrachten Worte — „Toleranz" nennt, die aber keine auf Ueberhebung oder

Gleichgiltigkeit ruhende Duldung war, sondern aus höherer Einsicht und Achtung vor fremder Ueberzeugung hervorging, da, wo die Wahrheit eine unermeßliche ist. Unter dem Einfluß eines lebhaften Geschäfts-, Welt- und Gesellschaftsverkehrs, guter Schulen und hochgebildeter Geistlichen hatte sich dieser humane Sinn lange Zeit erhalten. Erst seit Kurzem war, durch den Wechsel einiger Pfarrer, auf dieser und jener Kanzel etwas von dem Zwiespalte der Zeit laut geworden, und hatte zwar nur bei dem heranwachsenden Geschlecht eigentlich gezündet, indeß doch auch bei der in Ueberzeugung und Sitte gereiften Generation wenigstens eine gewisse Eifersucht auf ihr von Gegnern angefochtenes Bekenntniß angeregt. Wie denn die Liebe, gleich der Wärme die Herzen erweitert, kalter Haß aber sie zusammenzieht.

Etwas von dieser nicht religiösen, sondern kircheneifernden Empfindlichkeit schlich sich denn auch in die Besprechung ein, die in der nächsten Stunde, beim Besuche des Großvaters, zwischen diesem und dem Vater des Kindes, hinsichtlich des Pfarrers stattfand, der es taufen sollte.

Meister Sachsenhuber hatte seine Tochter begrüßt, geküßt und gestreichelt, sich ihres guten muntern Aussehens gefreut, und mit schalkhafter Miene das schlummernde Kind bewundert. Dies Alles hatte die Verschlossenheit gelöst, mit welcher er in Gedanken an sein

Vorhaben gekommen war. Er blieb überhaupt, selbst bei Verdruß, der Rührung durch rein menschliche Verhältnisse leicht zugänglich; nur durfte man ihn nicht darauf berufen, sondern mußte sich die Scherzhaftigkeit gefallen lassen, hinter die er seinen Weichmuth zu verstecken pflegte.

Wie das Kind eben erwachte, reichte es ihm die Mutter auf die Arme.

„Ei," rief er, „das wiegt seine sieben Pfund, ich wette was Ihr wollt. Wollen wir's wiegen? Sieben Pfund ist schon viel."

„Nein, Papachen," fiel Ernestine lebhaft ein, „gewogen wird's nicht, das geb' ich nicht zu. Weißt Du, wie der König David sein Volk gezählt hatte — was es da für Unheil absetzte?"

„Damals wußte man auch noch nichts von statistischen Tabellen, liebe Ernestine," lachte ihr Mann, „und das Aufkommen des Vereinzolles wurde noch nicht nach Köpfen vertheilt."

„Nein, nein, man soll dem lieben Gott nicht nachwiegen oder nachzählen was er uns schenkt. Sagt mir lieber, Väterchen, wem der Bub' gleicht!"

„Oho!" lachte der Alte. „Das läßt sich so früh nicht sagen. Das Gesicht muß sich erst ein wenig heraus machen, meine Tochter."

„Nun, wenigstens auf wen er so muthmaßlich her-

auskommt, Vater! Die Enkel sollen den Großeltern gleichen, sagt man: mir scheint aber, mein Kleiner wird nach dem Vater schlagen."

„Was?" lachte Sachsenhuber, „das soll er bleiben lassen! Seinem Vater nachschlagen darf er, aber nach ihm schlagen, — beileibe nicht."

„Hör' nur, Franz," erwiederte sie, „der Vater ist ein Sprachmeister geworden. Aber, Papachen, an mir geht Euch — Hopfen und Malz verloren."

Der Alte kam über diese Anspielung auf sein Brauereigeschäft so in's Lachen, daß er das Kind auf's Bett legen mußte. Ernestine, die es ihm rasch abgenommen hatte, sagte, während sie es bequem bettete:

„Daß Ihr mir aber ja Acht gebt, lieber Vater, wenn Ihr's über die Taufe haltet; daß Ihr's ja fest haltet, wenn Ihr vielleicht nießen müßt, oder wenn das Wasser auf sein Köpfchen kommt und es vielleicht unruhig wird."

Hiermit an sein Anliegen erinnert, versetzte der Alte, indem er sich zusammen nahm:

„Hab' keine Sorge, Mütterchen! An ordentlichen Pfoten fehlt mir's nicht, wie Du weißt, aber ich werd' ein Paar feine Handschuhe anziehen, — Glacé, nicht wahr? Wenn ich sie nur groß genug finde! Indeß — wie halten wir's denn mit der Taufe, lieber Franz?"

„Ei nun, lieber Schwiegervater, ich denke morgen Nachmittag?" antwortete Thümmig.

„Morgen schon?“

„Bei uns wird's so gehalten, Papa! Wißt Ihr ja!“

„Bei uns? Wen meinst Du denn damit, Franz?“

„In unserer Kirche, Schwiegervater, werden die Kinder ohne langen Aufschub getauft, — es ist so der Brauch.“

„Das weiß ich allerdings, mein Sohn; aber was ich nicht wußte, ist, daß es von Deinem Pfarrer getauft werden soll. Ich dächte — vom Pfarrer dessen, der das Kind aus der Taufe hebt, wär's schicklich.“

„Ach nein, Schwiegervater! Der Vater geht hier vor, und hat auch zunächst für das zu sorgen, was aus der Taufe folgt, — Unterricht, Erziehung, Angehörigkeit an die Gemeinde. Ihr kennt mich ja, lieber Vater, daß ich nicht so hartgläubig bin: nein, mir wäre Euer Pfarrer Weiler schon recht und dem Kinde auch seine Taufe; ich darf mir's aber vor unserer Gemeinde nicht vergeben. Das eifrige Volk gibt jetzt auf Alles Acht, und — soll denn über unsern Kleinen jetzt schon ein Stadtgeschwätz losgehen? Lassen wir ihn unberufen erst auf die Beine des Gassenbuben kommen, und er mag sich dann selber durch seine tollen Streiche in's Gerede bringen.“

Ehe der Alte, dem eine Aufwallung um den Mund zuckte, zu Wort kam, fiel die Tochter ein:

„Franz hat Recht, Väterchen. Du weißt ja, daß

schon nach unserm bürgerlichen Gesetze die Buben mit dem Vater und die Mädchen mit der Mutter zur Kirche gehen. Frage Dich einmal, was Du selber in solchem Falle gethan hättest, wenn ich als Bub' auf die Welt gekommen wär'! Nun wollen wir warten, bis Dein Pathe da ein Schwesterchen bekommt: dann aber soll's losgehen, Papa, und wollen uns rechtschaffen zanken, wenn sich mein Franz nicht geben will."

„Nun, ja doch!" erwiederte der Alte mit verdrießlichem Lächeln. „In Deinem Bett mußt Du Recht behalten. Ich hab's dumm angefangen, daß ich meine Sach' in die Wochenstube gebracht habe. Macht's denn in Gottes Namen, wie Ihr wollt! Bestell's also, wie Du's für recht hält'st, Herr Sohn! Morgen um zwei Uhr komm' ich her, — im schwarzen Frack. Der ist schon jetzt an die Märzluft ausgehängt, und wird ausgeklopft — von wegen der Motten."

---

Es wurmte doch dem alten Papa unterwegs, daß er mit dem festen Vorsatze, auf seinem Pfarrer zu bestehen, aus dem Felde geschlagen war. Indeß begegnete ihm dieser und jener Bekannte, die ihm mit Handschütteln gratulirten. Denn die Erlebnisse angesehener Männer verbreiten sich rasch von Hause zu Haus; sie werden in den Marktkörben der Köchinnen, in den Leder=

taschen der Briefträger, in den Arbeitsbeuteln der Nähterinnen, in den Bestecken der Barbiere umhergetragen.

Diese Glückwünsche, indem sie absichtslos den schwebenden Aerger des Alten immer wieder von einer andern Seite erwärmten, schienen ihn unvermerkt zu reifen. Und so hatte er, auf seiner Stube angekommen, kaum sein inhaltreiches Pult erblickt, als ihm ohne weiteres Nachdenken, ohne langes Rütteln seiner Gedanken, der zeitige Vorsatz vor die Füße fiel: Soll der katholische Pfarrer nun auch nur die Stolgebühr haben!

Er meinte nämlich, statt der zwei Dukaten sollte der Pfarrer, den er selbst nicht hatte haben wollen, kein Ehrengeschenk, sondern nur was ihm streng gebühre, bei der Taufe erhalten. — Er hat ja auch keine Frau und Kinder! dachte er dabei. —

So nahm er denn auch gleich die beiden Goldstücke wieder aus dem Papier, und zählte aus seinen Münzsorten 30 hübsche neue Sechskreuzerstücke ab, die er in ein ähnliches Papier, wie die bereit liegenden 20 Stück Friedrichsd'or wickelte. — „So! Thut drei Gulden!" lachte er in sich hinein, und sofort gab sich auch sein sonst gutmüthiges Herz zufrieden.

Am andern Nachmittage hatte sich die Vetter- und Schwägerschaft zur Taufe eingefunden. Die sogenannte gute Stube neben dem Wochenzimmer war ausgeschmückt und an solchem frischen Märztage sanft durchwärmt.

Die Mitte des Zimmers nahm ein kleiner Tisch ein, mit weißem Damast gedeckt, und mit einem elfenbeinernen Kruzifixe zwischen zwei brennenden Wachskerzen besetzt. Ein silbernes Becken und ein dazu gehöriges Gefäß mit lauem Taufwasser standen davor.

Um drei Uhr erschien statt des Pfarrers der Kaplan Zwenglein mit dem Kirchendiener. Er begrüßte die Gesellschaft, und nachdem er dem Vater und Großvater einige freundliche Worte gespendet, warf ihm der Kirchner das weiße, faltenreiche Oberkleid über den schwarzen Talar, legte ihm die Stola über die Schultern, den schwarzen Kragen mit den Quästchen um den Hals, und so schritt er zur heiligen Handlung.

Der Kaplan, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, war eine angenehme Erscheinung, — schlank von Gestalt, das Gesicht in edlen Zügen von der Natur — möchte man sagen — absichtlich ausgebildet, um ein klerikales Gepräge, — jenen sanften, milden, intuitiven Ausdruck anzunehmen, der das priesterliche Gesicht so eigenthümlich auszeichnet. Ein klangvolles Organ und ein schöner Anstand kamen dazu, dem jungen Geistlichen Gunst und Wohlwollen zugleich mit dem besten Vorurtheil zu erwecken.

Er schien für diese konfessionel gemischte Stadt besonders ausgewählt, um seine Kirche würdig und erbaulich zu vertreten. Man hätte glauben können, es solle

diese Wirkung steigern, als er von der häuslichen Bewirthung, für welche jetzt am Platze des hinweggehobenen kleinen Altartisches eine Tafel gesetzt und gedeckt wurde, sich zurückzog, als ob er, frei von den körperlichen Bedürfnissen der Menschen, nach einer heiligen Handlung sich scheue, durch Mitgenuß auf die Linie der Laien herab zu treten.

Ehe er aber unter seiner Entkleidung die Einladung des Hausherrn zu einer Kollation empfing, hatte der Großvater seinen Neugetauften der Mutter zurückgebracht, indem er sagte: „Hier hast Du Deinen Franz Anton!"

Sie hatte aus ihrem Bette durch die geöffnete Flügelthür der heiligen Handlung beigewohnt, und empfing jetzt, bewegt und mit feuchtglänzenden Augen, das Kind und den Vater. Während sie jenes mit dem linken Arm umschlingend an Herz und Brust drückte, hielt sie die Hand des Vaters fest, die von der Arbeit derb und rauh sich heute in den weißen Glanzhandschuhen so sanft und zart anfühlte. Ein Gemisch von neuen und alten Empfindungen als Mutter und als Tochter, drang über ihre Lippen, bis sie, in Weinen ausbrechend, verstummte, und der Vater, ebenfalls unfähig zu reden, sie auf das Kissen zurücklehnte und ihre Stirne küßte.

Indem faßte ihn der Schwiegersohn sanft am Arm und sagte:

„Der Herr Kaplan will sich empfehlen, Schwiegervater!“

Wie der Alte zurücktrat, legte der Geistliche seine Hand auf des Kindes Haupt und empfahl sich der Mutter mit einem Segenswunsche für ihr Kind.

„Was?“ rief jetzt der Großvater, „Ew. Hochwürden verschmähen es, ein Glas Wein mit uns zu nehmen?“

„Nicht das, Herr Sachsenhuber!“ antwortete der Caplan. „Von Verschmähen keine Rede! Vielmehr bedaure ich, daß ich amtlich verhindert bin, an der Freundlichkeit der geehrten Familie Theil zu nehmen. Ich habe um vier Uhr eine Leiche, und muß wirklich eilen, in's Sterbehaus zu kommen.“

Er verneigte sich und ging.

Der Alte, gerührt, erbaut, wie er war, ärgerte sich jetzt, daß er die beiden Dukaten nicht bei sich hatte. Die abgezählte Stolgebühr genügte ihm nicht, und um anderes Geld aus der Tasche zu nehmen, zerrte er an den feinen Handschuhen, die an den warm gewordenen Händen wie angeklebt saßen. Fortgehen konnte er den Kaplan nicht lassen; er eilte ihm nach, wobei er in die eine und andere Westentasche griff. Vor der Treppe erreichte er den Geistlichen. —

„Hochwürden!“ rief er, „ich muß Ihnen noch als Pathe herzlichen Dank sagen!“

Er streckte ihm seine Hand entgegen, und wie der

junge Kaplan lächelnd die seinige hinreichte, drückte er ihm ein Röllchen mit den Worten hinein:

„Es ist vor der Hand nur die Gebühr, Herr Kaplan, und ich bleibe sehr in Ihrer Schuld! Werde mich aber zur rechten Zeit einfinden.“

Nun kehrte er stracks zu seiner Tochter zurück. Er hatte vorhin bei der Rückgabe des Kindes in seiner Rührung den Augenblick versäumt, der Wöchnerin — das Kissen zu rücken. Jetzt traf er sie ihr Kind stillend. Er ordnete ihr zu bequemerer Widerlage die Kissen, und ließ die andere Rolle darunter gleiten.

Erleichtert und seelenvergnügt über die abgemachten Geschenke, trat er nun unter die Verwandten, die sich indeß, um die Wöchnerin nicht zu stören, hinter die geschlossenen Flügelthüren zurückgezogen hatten.

Der Schwiegersohn brachte ihm ein gefülltes Glas entgegen; er aber ergriff zuerst ein Messer, die Handschuhe aufzuschlitzen.

„Das ist ein so anhänglicher Staat,“ lachte er, „daß man die Angst kriegen möchte. Ich trage so selten Handschuhe, daß d i e da nicht wieder von mir wollen. Man ist wie taub an allen Fingern, wenn ich aber Wein trinke, muß ich das Glas fühlen, wie kühl oder lau es ist! Und nun wollen wir auf Gesundheit und Glück, auf die Zukunft und Rechtschaffenheit meines

Enkels trinken. Franz Anton und Anton Franz — brav von vorn wie von hinten — hoch!"

---

Um mit Rücksicht auf die Wöchnerin doch der Freude des Tages genug zu thun, hatte der Pathe-Großvater die ganze Taufgenossenschaft für den Abend zu sich eingeladen. Die Großmutter eilte voraus, die Bewirthung vorzurichten; die Gäste folgten ihr nach und nach, und so kehrte mit einbrechender Dämmerung die geziemende Stille in die Wochenstube zurück.

Die Hebamme, von dem guten Wein und dem Ehrengeschenke des Pathen auf's Angenehmste gestimmt, besorgte das Kind und ordnete das Bett des Mütterchens für die Nacht. Sie fand nicht zufällig, sondern fingerte das versteckte Pathengeschenk der Wöchnerin hervor. Das Herkommen in den bürgerlichen Familien der Stadt war für sie, was — ohne allen sonstigen Vergleich! — die Abrichtung für den Hund ist, der die Trüffeln zu finden lernt. So kam das Röllchen zum Vorschein, und sie reichte es mit schlauem Lächeln hin.

„Sehen Sie, Madame Thümmig, das ist aus dem Taufbecken unter's Kopfkissen gerutscht, ohne naß zu werden!" sagte sie. Wie denn eine Hebamme gern klug redet, auch eine deutsche, die das Wort Sage nicht vor sich gebracht hat, wie eine französische Sage-femme.

„Ach, vom Vater!“ lächelte Ernestine. „Aber —“ Sie betrachtete mit seltsamer Aengstlichkeit das Röllchen in ihrer Hand, leicht und dünn wie ein Würstchen, wie ein Knackwürstchen.

„Gold, Madame!“ rief die Hebamme. „Nehmen Sie ihm nur das Wickelband ab.“

Ernestine that es, und — die neuesten, glänzendsten Sechskreuzerstücke fielen auf die Steppdecke des Bettes.

Sie erblaßte. Ihre Lippen bebten von einer schmerzlichen Empfindung. Nicht als ob sie sich in einer eigennützigen Erwartung getäuscht fände; ihr Leid galt nicht dem Gelde; aber mit dem bürgerlichen Herkommen verbindet sich bald eine Bedeutung; solche Geschenke werden als Ehrenerweise gemessen, als Zeichen von Achtung oder Abgunst gegeben und empfangen. Und dieser Sinn war es, den Ernestine aus der Rolle heraus wickelte und empfand.

Die Amme hatte die Stücke rasch überzählt.

„Drei Gulden!“ sagte sie kleinlaut, „dreißig Stück — dreimal Zehn!“

„Dreißig Silberlinge!“ flüsterte Ernestine, und bei diesem Einfall voll Erinnerung an ein schmähliches Lösegeld, so unbezüglich der Vergleich auch war, brach sie in helle Thränen aus.

Frau Eisenbach, die Hebamme, sprach ihr zu sich zu beruhigen.

„Ach,“ erwiederte Ernestine, „das hat der Vater doch gethan, weil er es meinem Manne nicht vergessen kann, daß er —“

Sie wollte sagen, daß er seinen Pfarrer durchgesetzt hat; doch besann sie sich noch der kindlichen Rücksicht gegen den Vater und schwieg.

„Erheitern Sie sich, Madame!“ fuhr Frau Eisenbach fort. „Bedenken Sie Ihr prächtiges Kind, das den Kummer, den Sie sich machen, zu trinken bekommt und verwinden muß. Sehen Sie, das ist Ihnen 'was Wunderbares um diese Mittheilungen der mütterlichen Empfindungen an den Säugling. Der Doktor Lucas, den sie nur den Flohdoktor nannten, weil er einmal Flohstiche an einem Kind für Friesel gehalten hatte, machte einmal den Vergleich, daß es mit der Muttermilch sei, wie mit den Quellen unserer Erdhügel, die auch leicht nach dem Boden schmeckten, aus dem sie hervorkommen. Aber, sagte ich ihm, das ist begreiflich, Herr Doktor, daß Erdstoffe sich dem Wasser mittheilen, das doch auch zur Erde mitgehört, und daß Kohlensäure darin aufbraust: doch viel unbegreiflicher bleibt es, wie Kummer und Sorge, oder Hoffnung und Freude, die ja Seelenbewegungen und von geistiger Natur sind, sich durch die Mutterbrust dem Kinde körperlich fühlbar machen, und daß die armen Würmer oft verschreien müssen, was ihnen doch zum Stillen ge-

reicht wird. D'rum, Madamchen, seien Sie heiter, und Ihr Kleiner trinkt Gesundheit und Frohsinn aus den Quellen, die von Wohlwollen und Liebe perlen."

Das ging nun allerdings der guten Frau Thümmig ein; bei ihrem reizbaren Naturell und in ihrem jetzigen Zustande wurde es ihr aber nicht eben so leicht, sich des Leides und der Wehmuth zu entschlagen, die sie über des Vaters nachtragenden Groll empfand. Und, dachte sie bei sich, er war doch so weich uud gerührt im Augenblicke, wo er mir das Schmerzliche anthun konnte!

Nach und nach wurde sie indeß ruhig genug, um sich vorzunehmen, ihrem Manne nichts davon zu sagen. Sie fürchtete, er möchte es für eine Kränkung oder Beleidigung nehmen und einen Auftritt veranlassen, der zu einem Bruch mit dem Vater führen könnte. Sie kannte Beide als sehr stolze Männer.

Franz kam spät vom Schwiegervater nach Hause, und war am folgenden Tage wegen der gestrigen Versäumnisse sehr beschäftigt, so daß er sich über die wohlbemerkte Niedergeschlagenheit seiner Frau leicht beruhigen ließ. Den Vater durfte Ernestine heut nicht erwarten, denn da es ein Markttag war, so konnte sich kaum die Großmutter ein Viertelstündchen von der Gastwirthschaft los machen, um nach der Tochter zu sehen.

Am Morgen des dritten Tages kehrte Franz nach

der frühen Begrüßung seiner Wöchnerin plötzlich vom Komptoir lachend mit der Frage zurück:

„Aber, Ernestine, ich habe ganz vergessen — und Du bist auch mäuschenstille darüber — was Dir der Vater unter's Kissen versteckt hat? Er sagte mir vorgestern beim Gutnacht schmunzelnd: Nun, Franz, Ernestinchen wird doch zufrieden sein? Der Kleine braucht noch nichts, und sie soll sich nach den Wochen einen kleinen Spaß davon machen! — Sag', was ist es denn?"

Sie schwieg, erröthet über den Spott, den sie aus des Vaters Worten herausfühlte. Doch ihre Miene hatte schon zuviel von ihrem Leide verrathen, als daß Franz sich so leicht hätte hinhalten lassen. Vielmehr war er sehr unruhig geworden, und bestand auf ihrer Mittheilung.

Sie reichte ihm, zu bewegt ihn vorzubereiten, das Röllchen mit den 30 Silberlingen hin.

„Was?" rief er, „Das hat er Dir gegeben? Damit sollst Du Dir einen Spaß machen?"

„Franz, lieber Mann, ärgere Dich nur nicht!" bat Ernestine. „Lassen wir's hingestellt sein. Es ist ein kleiner Groll des Vaters wegen des Pfarrers, Du weißt ja, er wird's schon wieder gut machen. Der Vater übereilt sich gern."

„Nein, mir nicht so!" rief Franz. „So darf er mir nicht kommen!"

Er rollte hastig die Silbermünze wieder zusammen.

„Was hast Du vor? Ich bitte Dich, lieber Mann!"

„Laß mich nur, Ernestine! Bin ich ein Bettler, dem der Schwiegervater mit drei Gulden eine Gunst, eine Unterstützung erweist, um ihm die Kosten des Wochenbetts zu erleichtern? Ei, dich soll ja —"

Er eilte fort, so flehend ihm die Frau „Franz, Franz!" nachrief.

Ernestine jammerte über das Unglück, bis Frau Eisenbach mit dem strengen Wort herantrat;

„Madame Thümmig, vergessen Sie doch um Gottes Christi willen Ihr Kind nicht! Ei was, lassen Sie die Männer sich die Hälse brechen und kümmern Sie sich um Ihren Buben! Daß Sie mir ihn aber jetzt nicht stillen, sage ich Ihnen! Er mag ein Weilchen schreien: das dient den Kindern zur Motion."

---

Herr Franz Thümmig traf den Schwiegervater im Brauhaus, und in einem Anzuge, der seine Bestimmung zwischen den Fässern und den Bottichen, dem Dampfkessel und Kühlschiffe zu erfüllen hatte, und sich in Zuschnitt und Farbe mit der Arbeit und dem Schmuz gut vertrug.

Der Schwiegersohn hatte unterwegs seinen Verstand

mit seiner Empfindlichkeit kapituliren lassen, und beide waren zu einem ruhigen Stolz überein gekommen. Er nahm den heitern Alten bei Seite und sprach:

„Meine Frau hat mir aus Ihrem Pathengeschenk ein Geheimniß gemacht, bis ich heut darnach gefragt habe.“

Sachsenhuber, der im Hintergrund einen rührenden Dank vermuthete, schmunzelte und nickte.

Franz, ärgerlich darüber, brachte die Rolle hervor, indem er fortfuhr:

„Sie haben sich zu sehr angegriffen, Herr Schwiegervater, um meiner Frau eine Freude nach ihren Wochen zu machen. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber — ich will's für empfangen annehmen, besser als es gemeint war.“

Er legte die Rolle hart auf den Boden eines aufgestellten Fasses.

Im ersten Moment fuhr der Alte auf, empört über den habsüchtigen Mann, dem zwanzig Friedrichsd'or ein verächtliches Geschenk erschienen; als inzwischen aber Franz noch zugesetzt hatte:

„Drei Gulden Münz, Herr Schwiegervater, hätt' ich allenfalls auch noch zusammen gebracht oder geborgt bekommen!“ wurde der Papa stutzig, nahm die Rolle wägend in die Hand, und öffnete sie mit der bänglichen Ahnung seines Mißgriffs.

Es waren richtig die Sechskreuzerstücke der Stolgebühr.

„Ei, ei!" rief er ein halbes Dutzendmal, und schlug sich vor die Stirn. „Das kommt von den vermaledeiten Glacé-Handschuhen. Muß denn ein Bierbrauer seine schwieligen Finger auch noch mit Leder überziehen, um sich zu blamiren?"

Er reichte dem Schwiegersohne die Hand und erzählte ihm seinen Mißgriff mit ärgerlichem Lachen. Als er aber hörte, wie gekränkt es seine Ernestine aufgenommen, ward er recht böse und zornig. „Was, und das Pfäffchen behält auch noch mein Geld," rief er, „und will nicht merken, daß ich, — daß ein offenbarer Irrthum vorgefallen! Die zwei Dukaten hätt' ich ihm gegönnt: aber nun er so unbescheiden ist, soll er auch nur die Stolgebühr haben."

Er rollte die Münzen wieder zusammen, indem er freundlicher sagte:

„Geh' einstweilen hinein, Franz, zu meiner Frau. Sie wollte eben zu Euch. Wartet nur ein Viertelstündchen und Du kannst der guten Ernestine die rechte Rolle mitbringen. Die arme Ernestine!" — —

Franz ging nach der Stube, die Schwiegermutter zu begrüßen, als ihm plötzlich das Bedenken aufstieg, ob der Alte nicht etwa gar sein Geschenk von dem Kaplan zurückfodern wolle. Er eilte zurück, ihm zuzureden, da fand er ihn nicht mehr.

Die Hast, mit welcher Meister Sachsenhuber über die Straße eilte, und der Anzug, der ihn als Flüchtling seines Geschäftes bezeichnete, mußte jedem Begegnenden auffallen, der ihn kannte. Auch hielt er keinem Grüßenden Stand, sondern nickte nur mit ablehnender Hand.

So kam es, daß einer seiner gewöhnlichen Gäste, der eben aus dem Fenster mit einer vorübergehenden Schwägerin sprach, nicht ohne Besorgniß äußerte:

„Ei, was hat der Sachsenhuber vor? Sollte seine Tochter in ihren Wochen unwohl geworden sein? Denn offenbar läuft er nach dem Doktor! Sollte mir leid thun um die liebe Frau! Und er war so stolz auf den Enkel."

Auch die Schwägerin schien diese Besorgniß zu theilen, denn als ihr um die nächste Ecke eine Freundin begegnete, flüsterte sie ihr zu:

„Denke Dir, liebe Sophie, Frau Ernestine Thümmig liegt sterbenskrank; ihr hübsches Kind hat die Krämpfe. Eben ist der alte Sachsenhuber zum Doktor gelaufen — im Kamisol und Unterhosen."

„Um Gotteswillen!" seufzete Sophie, und eilte mit der Trauerkunde weiter, indem sie sich nach irgend einer bekannten, theilnehmenden Seele umsah, der sie den Tod des Kindes und die Krämpfe der Wöchnerin berichten könnte.

Doch wir folgen lieber dem Alten, der jetzt auf der hohen Treppe des Pfarrhauses die Schelle zieht, und die sehr befahrene Straße hinab blickend, nicht hört, daß hinter ihm ein Fenster aufgeht. Es war die Köchin, die erst hustet und dann ihm zuruft:

„He da! Geh' Er in Gottes Namen. An der Thür wird nichts verabreicht.“

Aber wie erschrak sie, als der Angerufene sich umkehrend ein bedeutendes, wohlgenährtes Gesicht zeigte und finster erwiederte:

„Was gackert Sie da? — Sie —“ Die Hagelgans, die er auf der Zunge hatte, verschluckte er glücklicher Weise mit Haut und Federn, und fuhr fort: „Ich bin kein Bettler, ich bin der Herr Sachsenhuber, wenn Sie 'n kennt, und wenn Sie ihn nicht kennt, so mache Sie doch auf und höre Sie, was er will!“

Bei diesem verständlichen Zuspruche zog die Köchin die Thür auf.

„Ich habe den Herrn Kaplan Zwenglein zu sprechen, sagte er. „Ist er zu Hause?“

„Wollen Sie sich nur hinauf bemühen,“ antwortete sie, ihre Schürze glatt streichend, „zwei Treppen hoch, die erste Thür links, wenn's gefällig ist.“

So lass' ich mir's gefallen, Jungfer!“ sagte er, „Jungfer Köchin, und nun sehe ich, daß Sie auch freundlich sein kann. Also zwei Treppen?“

Als er oben auf des Kaplans „Herein!" das freundliche Zimmer betrat, das vom Dufte blühender Hyacinthen durchzogen war, trat ihm der junge Geistliche höflich entgegen und erblaßte ein wenig, als er Herrn Sachsenhuber in seinem heut nicht sehr festlichen Anzug erkannte. Doch faßte er sich mit der freundlichen Anrede:

„Ach, Sie sind's Herr Sachsenhuber? Seien Sie mir willkommen!"

Das milde, seelenvolle Gesicht, der sanftte Klang der Stimme, setzten den gespannten Mann unvermerkt aus Dur in Moll über.

„Aha!" sagte er, „der junge, hochwürdige Herr ist ein Liebhaber von Blumen? Hyacinthen? Ah!"

Er sog mit Wohlgefallen den Duft ein, als ob er sich auf ein neutrales Gebiet flüchten wolle, oder „durch die Blume" reden müsse, und fuhr fort:

„Ich habe dies Jahr auch einige Beete der schönsten Tulpen und Narzissen, Krokus oder Safran gezogen. Die Sommergewächse halten sich nicht in meinem Garten draußen, die Rosen vollends nicht. Meine Biergäste brechen Alles ab, und zertreten mir die Rabatten oben drein."

Als er schwieg, fragte der immer noch etwas befangene Kaplan:

„Und — was bringen Sie mir, Herr Sachsenhuber?"

„Bringen? Auch noch?" entgegnete der Alte. „Eigentlich komme ich — zu holen! — Verzeihen Sie, aber der Mensch, wissen Sie als geistlicher Herr am besten, — der Mensch irrt, und der Brauer Sachsenhuber — ist ein Mensch. Ich habe letzt bei Ihrem Weggehen — was man sagt — einen Mißgriff gemacht und habe Ihnen die Geldrolle gegeben, die für meine Tochter bestimmt war. Ich wollte Sie nun bitten, Herr Kaplan — aber Sie müssen mir's zu gut halten. Wir sind ja beide Menschen, und können irren, ich im Geben und Sie im Nehmen!"

Der Kaplan erröthete und stand eine Weile mit niedergeschlagenen Augen, dann sprach er mit weicher, bebender Stimme:

„Was müssen Sie von mir gedacht haben, Herr Sachsenhuber? Glauben Sie mir, ich war auch zuerst sehr erschrocken, als ich die Rolle öffnete und die unerwartete Summe — die Hand voll Gold hatte. Aber wie hätte ich bei näherer Erwägung denken sollen, daß es ein Mißgriff von Ihnen sei? Ich hörte, Sie wären ein sehr wohlhabender, ein reicher Mann; Ihre einzige Tochter hatte Ihnen den ersten Enkel geschenkt; zum erstenmale Großvater, waren Sie zugleich Pathe. Bei der Taufe hatte ich über die reiche, geschmackvolle Einrichtung bei Ihrem Herrn Schwiegersohn zu erstaunen. Und Sie selbst waren so freundlich gegen mich, eilten

mir nach, drückten mir so bedeutsam die Hand, als wollten Sie sagen: Behalt' es nur! Lass' Dir's nicht zuviel sein! Und so behielt ich's als beabsichtigten Ausdruck Ihrer Freude. Ich konnte kein Versehen vermuthen."

„Gewiß, gewiß!" fiel Sachsenhuber ein. „Ich habe mir's gleich auch so gedacht."

Er hustete, als ob die kleine Lüge der Verlegenheit ein Kratzen im Hals zurück gelassen hätte. Der junge Geistliche sprach dann mit innerer Bewegung weiter:

„Das ist mir lieb, Herr Sachsenhuber, daß Sie mich also nicht falsch beurtheilen! Und so darf ich Ihnen nun als wohldenkendem Manne weiter bekennen, daß ich —. Ich habe eine alte Mutter, die es sich hat sauer werden lassen, mich auf das Gymnasium zu thun, und meinen Bruder in eine Lehre zu geben. Einige Schulden haben sie bisher schwer gedrückt, und nun befiel sie noch eine böse Winterkrankheit, — Doktor, Apotheker, Heizung, bessere Kost — sehen Sie, zu dem Allem schien mir nun das Röllchen wie vom Himmel durch Ihre Hand beschert. Von dem, was dennoch übrig blieb, habe ich meine liebe Schwester, die Verlobte eines braven Jugendfreundes, durch eine unerwartete Aussteuer beglückt. Und so ist mir denn von dem schönen Gelde —" er eilte an sein Pult und kehrte mit zwei Friedrichsd'or zurück — „für mich selbst nur das — nur so viel übrig geblieben, was ich für einige kleine

Bedürfnisse verwenden wollte. Nur dies kann ich Ihnen jetzt noch zurück geben, und müßte Sie wegen des Fehlenden um — freilich etwas längere Geduld bitten!"

„Ei, was denken Sie von mir, junger hochwürdiger Herr!" fuhr Sachsenhuber auf. „Meinen Sie denn, ich sehe nicht, was Sie für ein guter Sohn und rechtschaffener Bruder sind? Geben Sie mir die Hand! Sie haben mir eine rechte Freude bereitet, daß Sie mich so mit meinem bißchen Geld an — Ihrem goldnen Herzen haben Theil nehmen lassen. Ich danke Ihnen, Herr Kaplan und braver Mensch! Als letzterer aber haben Sie nun Alles ausgegeben und den geistlichen Herrn vergessen. D'rum erlauben Sie mir noch, daß ich auch den Kaplan anerkenne, der das Kind getauft hat. Hier, das gebührt dem schwarzen Talar: es ist nur die Stolgebühr!"

Er legte das Silbergeldröllchen auf den Tisch und eilte fort, seine Rührung zu verbergen.

# III.

# Ein geprüftes Herz.

## 1.

Frau Sabine Martens bewohnte ein artiges Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore. Nach dem Testament ihres verstorbenen Mannes war es ihr und der unverheiratheten Tochter Betty als Eigenthum zugefallen, während das große Geschäftshaus in der Stadt den beiden Söhnen blieb, die sich in die Vornamen des Vaters Robert Anton und in die beiden hinterlassenen Geschäfte getheilt hatten, so daß Robert die Wechselbank und Anton die große Fabrikanlage vor der Stadt besaß.

Das Haus der Mutter lag hinter einem kleinen Vorgarten auf einem Hügel, die Vorderseite mit einer Veranda gegen die Stadt und auf die Bockenheimer Allee gerichtet, die Rückseite mit dem herrlichen Ausblick auf den sanften Zug des Taunusgebirges und die darunter hingestreckte Ebene.

Hier im Seitenbau, der die Morgen- und Abend-

sonne hatte, bewohnte Betty ihre besondern Zimmer für liebe, einsame Stunden, wenn sie zur Harfe sang, lesen, Briefe schreiben, oder auch nur träumen und irgend eine ungesellige Stimmung verwinden wollte. Nicht als ob sie überhaupt ungesellig oder auf schwermüthige Saiten gestimmt gewesen wäre: aber sie hatte schon in Mitte der Zwanziger ein Bedürfniß, das Manche erst nach Jahren und schweren Erlebnissen, Andere gar nie empfinden, und Viele nicht einmal begreifen können, das Bedürfniß der Einkehr in uns selbst, wenn die Seele den Ahnungen des Ewigen lauscht, die durch unsere Brust ziehen. Was Betty in solchen Stunden schrieb, unterzeichnete sie gern mit dem ernstern Namen Elisabeth.

An einem der Nachmittage des herrlichen Maimonats 1847 hatte sie einen recht herzlichen Brief an eine entfernte Freundin geschrieben, und ihr zur Verlobung Glück gewünscht. Bewegt, wie sie von ihrer Herzensergießung blieb, als sie den Brief geschlossen hatte, griff sie nach ihrer Harfe. Sie liebte für solche Empfindungen dies Instrument ihrer Einsamkeit mehr, als das Piano im Gesellschaftszimmer der Mutter. Sie fiel auf die ihrem Brief so verwandte Arie aus der Schöpfung: „Mit Würd' und Hoheit angethan.“ Ihre Stimme hatte einen tiefen, seelenvollen Klang, verrieth sich aber nur für einen engern Raum stark genug; obwohl die Sängerin,

die sich allein zu Hause wußte, ihren augenblicklichen Gefühlen den vollen Ausdruck gab.

Inzwischen kam, von Bockenheim her, ein Wagen angefahren, und die Mutter, am Arm ihres Sohnes Robert, bestieg die hintere Treppe. Als sie durch das offene Fenster des Seitenbaues die Worte vernahm:

„An seinen Busen schmieget sich —
Die Gattin hold und anmuthsvoll" — —

warf Frau Sabine einen betroffenen Blick nach ihrem Sohn, und brach, als sie sich verstanden sah, in ein helles Lachen aus. — „Ist das nicht merkwürdig, Robert?" flüsterte sie stehen bleibend. „Ist das nicht ominös, höchst vorbedeutsam? Sie singt vom Paradiesesglück der Ehe im Augenblicke, wo wir in Gedanken mit einem Adam für sie die Treppe betreten. Hm, Robert?"

„Allerdings, liebe Mutter!" erwiederte mit abwehrender Miene der Sohn. „Aber, nur Nichts übereilt. Du kennst Betty!"

Schon auf das laute Gelächter war Stimme und Harfe verklungen, und kaum hatten die Ankommenden das Wohnzimmer betreten, als auch Betty sich einfand und den Bruder begrüßte.

„Schade, daß Du nicht mit uns warst, Betty!" lächelte Frau Sabine. „Wir haben eine recht liebe Bekanntschaft gemacht — an dem neuen Gutsbesitzer und an der Besitzung selbst."

„Ich kannte wohl das Gut schon,“ fiel Robert besorglich ein; „doch ist die Einrichtung neu, und ich muß gestehen, außerordentlich geschmackvoll.“

„Nun ja wohl, aber noch einfach genug, wie es sich für ein Landgut paßt, und — wie es ganz in Deinem Geschmack wäre, Betty.“

„Herr von Dahlen ist ein recht gebildeter Mann!“ lenkte Robert, etwas unruhig über die Absichten der Mutter, das Gespräch ab.

„Sehr liebenswürdig!“ setzte diese lebhaft hinzu, „ein rechter Gewinn für unsere Nachbarschaft.“

„Hast Du ihn schon früher gekannt, Robert?“ fragte Betty.

„Nein, liebe Schwester, weder von Person noch von Namen. Es ist, glaube ich, eine Mecklenburger Familie. Ich lernte ihn erst durch seine Wechsel und Empfehlungsbriefe kennen: die waren gut, solid, und so fand ich auch den Mann, und konnte ihm gefällig beim Ankauf der Besitzung sein.“

„Ein Mann auf Sicht gestellt, Robert! Nicht wahr?“ lächelte die Mutter.

„Recht treffend gesagt, liebe Mutter.“

„Und den jedes Mädchen unbedenklich ‚acceptiren‘ kann, Robert?“ fuhr die Mutter mit Seitenblicken auf Betty fort. „Ich bin recht begierig, wie er's angreifen, bei welchen Familien er anknüpfen wird. Er hat uns gleich,

wenn auch scherzweise, gestanden, daß er sich zu verheirathen denke. Und das versteht sich wohl auch bei einem Gutsbesitzer, der selbst wirthschaften will, von selbst. Aus zufälligen Aeußerungen scheint mir aber auch, daß er sich beim Ankauf und der Vervollständigung des Inventars ziemlich verblutet hat, und auf bereites Vermögen einer Frau mehr als auf — andere Aeußerlichkeiten sehen muß. Ich habe ihn auf morgen zu unserm Wochenabend eingeladen. Gewiß macht er morgen Vormittag erst seinen Staatsbesuch. Wir müssen uns bereit halten, Betty, ihn recht freundlich zu empfangen."

Betty, die ihre nie absichtslose Mutter kannte, verstand diesen Ton, diese Blicke. In ihrer Elisabethstimmung etwas empfindlich berührt, entgegnete sie:

„Ich werde Deine Absichten unterstützen, liebe Mutter. Ich merke schon, was Du im Sinne hast: Du klagst täglich über unsere schlechte Kaffeemilch, und rechnest nun darauf, daß Herr von Dahlen aus besonderer Freundschaft uns mit guter Sahne versorge."

Die Mutter lachte laut auf. — „Siehst Du, Robert," sagte sie, „welche gute Wendungen Deine Schwester hat? Aber, Du hast Recht, Betty. Herr von Dahlen hat es mit einem starken Kuhstall auf die nahe Stadt abgesehen. Sein Milchkarren muß an unserm Hause vorüber, und ich werde ihm sagen: Bedenken Sie uns ja, Herr Nachbar, wir wohnen an Ihrer — ‚Milchstraße'.

Ha, ha! Vielleicht sucht er aber auch auf seiner Brautfahrt den Polarstern in der Milchstraße."

„Adieu, liebe Mutter!" lachte Robert, und griff nach seinem Hute.

„Du eilst so, Robert?"

„Mein Wagen wartet, die Pferde werden unruhig."

„Die Pferde oder Du, Robert?" lachte die Mutter.

„Beide," versetzte Betty. „Robert fürchtet unsere Witze, wie seine Apfelschimmel die Bremsen."

„Kommst Du nicht auch ein wenig morgen Abend, lieber Robert?"

„Zu Deinen Malern und Poeten?" antwortete er in der Thür. „Ich indossire diese Wechsel lieber. Für mich an die Ordre meiner Frau, — Werth in Rechnung!"

Er eilte lachend fort. Frau Sabine sagte, nicht ohne Empfindlichkeit:

„Es ist recht Schade um Robert. Er bekommt von den vielen Börsenjuden, mit denen er zusammenkommt, ordentlich etwas Jüdisches in seinen Ton. Sonst hatte er viel mehr Sinn für das Aesthetische."

Robert war aber den Künstlern und Kunstverwandten durchaus nicht so abgeneigt, als es seiner wegwerfenden Aeußerung nach schien. Er hegte nur einen schweigsamen Widerwillen gegen die Art und Weise, wie es die Mutter, als Beschützerin der Künstler und Literaten, seit dem

Tode ihres Mannes trieb, der sie früher damit in engern Grenzen gehalten hatte.

Sie war allerdings auch in ihrer äußern Erscheinung eine noch recht frische und anziehende Frau. Unter dem Einflusse von Familienverbindungen hatte sie ungewöhnlich früh geheirathet, rasch auf einander ihre Kinder bekommen, und dabei sich selbst erst recht frauentlich entwickelt. Nun seit einigen Jahren Witwe, fand sie mit ihrem noch jugendlichen Herzen gewissermaßen jetzt erst, nach ihrer Heirath, die Zeit der Eroberungen, um die sie als Mädchen gekommen war. Die Rücksichten auf ihre Kinder und auf ihre Stellung in der Gesellschaft beschränkten ihr jedoch das Feld, und gestatteten ihr kaum maskirte Eroberungszüge.

Eigentlich kokett konnte man sie nicht nennen; sie war aber sehr empfänglich für die Huldigung interessant aussehender Männer, und ihr Herz bedurfte eines vertrauten Freundes, ohne daß es grade eben so anhänglich, als bedürftig gewesen wäre. Lebhaft und nicht ohne gesellige Bildung und Talente, galt sie sogar für geistreich, obschon sie dafür vielleicht mehr Kredit als Baarschaft hatte. Bei ihrer Lebhaftigkeit und im Selbstgefühl ihrer günstigen bürgerlichen Stellung vergaß sie sich leicht, und stand eben im Verdacht, einem der ältern Maler Namens Ilgen, einem genialen Lebemann, allzuviel Vertraulichkeit zu gestatten.

An bestimmten Abenden für Künstler, Musiker und Literaten machte sie die splendide Wirthin, was allerdings viele der jungen Leute anzog. Man ließ sich die Aussprüche der Hausfrau, um ihrer Flaschen willen, gern gefallen, und beide waren stark moussirend. Am Schluß der lustigen Abende öffnete sich dann den Abgehenden ein breiter Cigarrenkasten mit echten Havannablättern, die unterwegs manche lose Nachrede in ihren Wohlgeruch hüllten. Am jüngsten Christabende, dem dritten ihrer Witwenschaft, war große Bescherung gewesen, und jetzt trug sich Frau Sabine mit Entwürfen zu Sommerpartien in's nahe Gebirge.

Alles dies machte der Tochter heimlichen Kummer und den Söhnen lebhaften Verdruß, ohne daß sie es bis jetzt gewagt hätten, der Mutter Einsprache zu thun. In Abwartung eines schicklichen Anlasses dazu hielten die Söhne sich von den ästhetischen Abenden zurück, schickten aber ihre Frauen, um durch sie der geselligen Haltung mehr Gewicht zu geben. Auch einige junge Damen, Freundinnen Elisabeth's, erschienen gewöhnlich und unterhielten den Anstand des Abends.

Diese Gesellschaft traf Herr von Dahlen am nächsten Abende, nachdem er vorher seinen Staatsbesuch abgelegt hatte.

Elisabeth, nicht ohne Ahnung der Hinterhaltsgedanken ihrer Mutter, war noch am Abende vorher mit sich zu

Rathe gegangen. Sie machte sich klar darüber, daß sie zwischen den Absichten der Mutter, die auf einen passenden Schwiegersohn ausgingen, und der Aufmerksamkeit des Herrn von Dahlen, der sich nach einer Frau umsah, mit der größten Unbefangenheit am besten durchkäme. Bei seinem ersten Besuch erschien ihr aber Herr von Dahlen selbst viel gehaltener, als sie es sich gedacht hatte. Sie entdeckte keine prüfenden Blicke in seiner Artigkeit, kein Bemühen selbst in's Auge zu fallen, und da sie ohnehin nie voraussetzte, sie könne durch ihre Erscheinung Eindruck auf Männer machen: so fiel es ihr um so leichter, sich unbefangen zu erhalten.

Elisabeth dachte nämlich sehr bescheiden von ihren Reizen für die Männer. Ihre Züge freilich und die eigenthümliche Bläſſe des Gesichts hatten wenig Einnehmendes: nur das schöngeformte Auge und das reiche Haar, beide gleich dunkel und glänzend, fielen in Betracht. Ihre Gestalt aber war höchst edel, und sie bewegte sich mit eigenthümlicher Anmuth.

Gegen diese Erscheinung hätte kein Mann auffallender abstechen können, als Herr von Dahlen, der mit dem schönsten männlichen Kopf und lebhafter Gesichtsfarbe, auf breiter derber Gestalt, doch Elisabeth nicht überragte. Auch der heitere, wiewohl unbedeutende Ausdruck der Züge und die etwas hastige Geberde fiel neben Elisabeth's ernster Haltung auf. Innerlich, in der Den-

kungsart und Lebensanschauung, fanden sich Beide schon mehr überein.

Dies ergab sich bald im Laufe des Abends, indem Fritz von Dahlen, der in den leichten Ton der Maler und Literaten nicht eingehen konnte, sich meist zu Elisabeth hielt, die hinwider auch an ihm einen Rückzug ihrer Unzufriedenheit fand. Um aber nicht so vertraulich mit dem neuen Gaste da zu sitzen, zog sie ihre Freundinnen heran, — Friederike Kaßner und Antonie Lüdemann, zwei sehr liebenswürdige Mädchen, — die blonde, zierliche Fritze zumal durch ihre Schönheit und anmuthige Munterkeit ungemein einnehmend.

Gerade diese fröhliche Schönheit war Elisabeth's vertraute Freundin. Eine wahre Zärtlichkeit herrschte zwischen Beiden, in welcher die reizende Freundin so hingebend, als die ernste neidlos erschien.

Der ästhetische Abend brachte es mit sich, daß gesungen und gespielt wurde. Friederike hatte mit einem Künstler ein Duett einstudirt, welches Elisabeth auf dem Piano begleitete. Antonie sang eine Arie, Elisabeth spielte mit einem jungen Musiklehrer ein Duo für Piano und Violine. — Nach jedem Vortrage fanden sich aber die drei Freundinnen immer wieder um den artigen, bescheidenen Gutsnachbar zu einer abgeschlossenen Unterhaltung ein; so daß es sehr bald die andern jungen Männer verdroß und gegen den Fremden verstimmte.

„Sie haben uns ja einen neuen Paris zugeführt, Frau Martens!“ sagte ein junger Literat. „Sehen Sie nur, wie anmuthig er zwischen seinen drei Göttinnen verkehrt! Ich wäre begierig, welcher derselben er den Apfel der Schönheit zutheilen würde. Sie hatten ja zum Christabend so schöne Aepfel, verehrteste Frau: fände sich für ihn keine der Goldreinetten mehr, um damit seine Wahl zu entscheiden?“

Der Scherz fand Beifall; nur der Maler Ilgen mißbilligte ihn. Aelter und bedächtiger hielt er schon als Verehrer der Hausfrau darauf, daß nichts Verdrießliches vorfallen durfte.

„Der Apfel fände sich wohl,“ erwiederte leise Frau Sabine, „nur würde es mir nicht wohl anstehen, die Göttin der Zwietracht in meinem Salon zu machen. Laßt mir heute Herrn von Dahlen ungeneckt und gönnt ihm das Vorrecht des fremden Gastes. Euer leichtfertiger Ton fällt ihm ohnedies schon auf.“ —

Bei dieser Zurechtweisung blieb es jedoch nicht. Dem jungen Literaten, der mit heimlicher Neigung für Friederiken sich ihr gern genähert hätte, wurmte es, daß sie sich von dem Fremden an eines der kleinen Tischchen führen ließ, an welche man sich zum Abendbrote vertheilte. Ein paar in seinem Aerger rasch getrunkne Gläser Hochheimer steigerten seinen Verdruß um so lebhafter, als er von seinem Platze aus die Geliebte in

der ungezwungensten Unterhaltung mit Dahlen beobachten konnte. Er hatte Dahlen's Visitenkärtchen vom Spiegel an sich genommen, und nicht üble Lust, seinen Zorn an dem gestochenen Namen mit stechender Gabel auszulassen, als ihm der Vornahme Friedrich auffiel. Friedrich und Friederike reizte ihn durch ominöse Vorbedeutung zu einer Neckerei, zu deren Ausführung ihm selbst aber der Muth fehlte. Er flüsterte den „prächtigen" Gedanken einem jungen Maler zu, der eitel genug war, den Spaß zu übernehmen. Er klopfte an sein Glas und erhob sich mit den feierlichen Worten:

„Wir dürfen die schöne Pflicht nicht länger versäumen, unsern neuen, liebenswürdigen Nachbar in diesem fröhlichen Kreise willkommen zu heißen. Daß ich, der Jüngsten einer, mir das Wort nehme, ist ein unschuldiger Egoismus. Ich heiße nämlich Friedrich, wie Herr von Dahlen, mit dem Vornamen, und schließe mich daher gleich mit in das Beste ein, das wir einem Unvermählten wünschen können. Füllen Sie die Gläser, meine Freunde, und unterstützen Sie mich in dem Wunsche:

„O fände immer doch zu ländlich-süßem Glücke,
Ein jeder Friederich die rechte Friederike!
Viel näher liegt das Glück dem edeln Herrn von Dahlen:
Ich bin darauf beschränkt, die Schönste mir zu malen."

Der Glückliche lebe hoch!" — —

Zuerst nahm es Herr von Dahlen für eine ernstlich

gemeinte Artigkeit, und wendete sich seinen Nachbarinnen zu, mit ihnen anzustoßen; da hatte Friederike ihren Platz sehr übereilt verlassen, und war hocherröthet der Frau Martens entgegengeeilt, die zu ihr kam, und sie mit leiser Zusprache zurückführte, wo Beide mit Herrn von Dahlen freundlich anstießen. Dieser, wie er sich jetzt des Namens Friederike besann, merkte nun den Scherz Er war besonnen genug, keinen Verdruß zu zeigen, ja er versöhnte sich heimlich mit der Neckerei, als er in unbefangener Unterhaltung mit Friederike der liebenswürdigen Verlegenheit inne ward, die das reizende Mädchen heute nicht mehr überwinden konnte, und in die er selbst so reizend mit verflochten war. —

Im Uebrigen verlief der Abend ohne weitere Störung heiter und vergnügt, und Alles bemühte sich, dem fremden Gaste bis zum Aufbruch artig und zum Abschied herzlich zu sein.

## 2.

Dennoch nahm Fritz Dahlen, als er jetzt gegen Mitternacht unter den hohen Bäumen der Landstraße dem nahen Bockenheim zuwandelte, keine ganz ungetrübte Zufriedenheit mit sich. Wenigstens hatte ihm der Ton der jungen Männer nicht sehr gefallen, und das allzufreie Benehmen der Hausfrau, besonders gegen den Maler Ilgen, schien ihm noch weniger angemessen. Indeß empfand er, bei näherm Betracht, Beides doch mehr nur als eine Störung seiner Unterhaltung und Stimmung mit den liebenswürdigen Mädchen, und der Spaß mit Friedrich und Friederike gefiel ihm immer mehr. Er erinnerte sich mit lebhaftem Vergnügen des Eindrucks, den die Anspielung auf das schöne Fräulein gemacht hatte, — ihres Erröthens, ihrer Aufregung. Der Vollmond spielte im Dufte, der die blühenden Bäume und Stauden in den Gärten rechts und links und das nächtliche Thal durchwebte. Eine Nachtigall schlug im nahen Park, und

weckte Liebessehnsucht und träumende Hoffnung in der Brust des jungen Wanderers.

Auch unser Herz ist empfänglich für die Fruchtbarkeit einer Frühlingsnacht. Es war doch etwas ganz Anderes, etwas sehr Oedes, Unlebendiges gewesen, als Fritz Dahlen beim Ankaufe des reizenden Landguts überlegt hatte, er müsse wohl daran denken, eine rechte Hausfrau hier einzuführen. Er konnte es in der Sprache seines Berufs — ein Ausstellen des Herzens nennen. Nun aber waren Empfindungen und Wünsche für eine bestimmte liebenswürdige Person in diese Furchen gefallen, eine Mainacht athmete darüber hin, und die Nachtigall zog und schmetterte Sehnsucht und Verlangen aus ihrer gefiederten Brust, als ob sie Beides in der Seele des jungen Mannes erwecken wollte.

Diesem wurde jetzt recht klar, nicht was sein Haus, sondern was zunächst auch sein Herz bedurfte. Jenes hatte er noch gegen Frau Martens, die eine Tochter besaß, halb scherzend aussprechen können, das neue Verlangen schloß er tief in seine Brust ein, und als er nach ein paar Tagen die freundliche Nachbarin wieder besuchte, kam er mit dem ausdrücklichen Vorsatze, sich nicht übereilt zu verrathen.

Er fand sie im Garten beschäftigt, auch die zarteren Gewächse aus dem Treibhause an die Luft bringen zu

lassen, nachdem selbst Pankraz und Servaz ohne Tücken vorübergegangen.

Frau Sabine empfing ihn auf's Heiterste. Sie gab dem Gärtner einige Anweisungen, und führte den Gast in eine schattigere Partie des kleinen Parks.

„Nun," lächelte sie, „haben Sie sich über meine kleine ausgelass'ne Gesellschaft beruhigt?"

„Beruhigt, Frau Martens? — —"

„Meinen Sie denn, ich hätte es Ihnen nicht angesehen, wie sehr Sie befremdet waren, Herr von Dahlen?"

„Nein, ich habe keine Ausflucht vor Ihren klugen Augen!" antwortete er. „Aber man kann befremdet und doch nicht grade beunruhigt sein. Ich habe Ihnen vielmehr zu danken, daß Sie mich gleich in die süddeutsche Tonart eingeführt haben. Bei uns im Norden geht's allerdings etwas — wie man es nennt — steifer zu; aber es ist auch kälter dort, und ich denke, es soll mir nicht gar zu schwer werden, die Luft der Gegend und den Ton der Gesellschaft wohlthuend zu finden. Was mich anfangs ein wenig beirrte, war der Ernst und die Zurückhaltung ihrer Fräulein Tochter, die doch in dieser Atmosphäre aufgewachsen ist. Ich wußte nicht gleich, ob ich mir unter ihren seelenvollen Augen eine Theilnahme an der Munterkeit der Maler erlauben dürfte, oder ob sie mir's übel nehmen würde."

„Gut, lieber Herr von Dahlen," entgegnete sie, „es ist lieb von Ihnen, daß Sie mir das gleich so freundlich bemerken. Auch meine Tochter hat für Sie und Ihre Gesinnung eine gute Meinung gefaßt. Es wird ihr leid sein, daß sie eben in der Stadt abwesend ist; aber ich kann um so freier von ihr reden. Meine Betty ist allerdings auf die unbefangene Tonart meiner Künstler nicht recht gestimmt. Nicht daß sie solche Lustigkeit mißbilligte: nein, sie kann nur nicht recht eingehen. Sie ist in ihrem Naturell vielleicht eher etwas norddeutsch. Meine Betty war von jeher sehr ernst, und unser Arzt, zugleich ein großer Seelenkenner, hat mich einigermaßen klar darüber gemacht, denn sie war das fröhlichste Kind. Und ich sage Ihnen, daß schönste, das reizendste neunjährige Mädchen. Sie war das Entzücken aller Menschen, bezaubernd auf den Kinderbällen. Sie ist mit fünf und mit neun Jahren gemalt, und ich zeige Ihnen gelegentlich die Bildchen, die ich meiner Tochter gern aus ihrer schmerzlichen Erinnerung entfernt halte. Da bekam sie gegen ihren zehnten Geburtstag — ich weiß nicht ob die sogenannten wilden Blattern oder die natürlichen, die sich hinter der vielleicht zu schwachen Lymphe der Impfnadel noch eingeschlichen, und sich zumeist auf das Gesicht warfen. Die sonst so feinen Züge verloren sich in der eigenthümlichen Blässe des sehr zerstörten Teints."

„Und doch finde ich das Gesicht so ausdrucksvoll," wendete von Dahlen ein, „so beweglich beim Sprechen. Es hat etwas Einnehmendes, ohne im gewöhnlichen Sinne schön zu sein."

„Sie sind sehr freundlich, Herr Baron," erwiederte sie. „An Seele fehlt es freilich meiner Tochter nicht, aber es gehört eben ein feiner Blick dazu, den Ausdruck derselben zu lesen."

„An der vollendeten Gestalt, an diesen klassischen Formen hat aber die leidige Krankheit doch Nichts zerstören können!" rief Dahlen.

„Finden Sie?" lächelte die Mutter. „Nun ja, das Gesicht hat leider! die ganze Heimsuchung zu tragen gehabt. Ich sage leider: denn das Gesicht gilt doch jungen Mädchen am meisten, und selbst meine ernste, solide Betty kann nicht darüber hinaus."

„Nicht? Wie denn so?" fragte er. —

„Ei nun, lieber Herr von Dahlen," lachte sie. „Ist Ihnen der Geschmack meiner Tochter an dunkeln Kleidern noch nicht aufgefallen? Sie meidet lieber eine Gesellschaft, ehe sie sich nach der Forderung der Mode kleidet. Und dahinter steckt am Ende doch Nichts, als mädchenhafte Eitelkeit, sage ich Ihnen ganz im Vertrauen."

„Ich begreife das nicht recht" erwiederte Dahlen, „aber das Alles, verehrte Frau, wird sich geben. Die innere Liebenswürdigkeit wird zuletzt siegen, wird Betty

das Vertrauen zu sich selbst geben, von dem sie sich vielleicht manchmal, bei der Aufmerksamkeit eitler Männer gegen junge Damen, etwas verlassen fühlt."

„Sehen Sie, bester Baron, da haben Sie's getroffen!" rief Frau Martens. „Und das wollte ich Ihnen vorhin eben sagen. Jene Heimsuchung der Krankheit nach so viel kindlich erlebter Bewunderung hat einen bleibenden Eindruck im Gemüth meiner Tochter hinterlassen. Die tiefsten Erfahrungen, meint unser Arzt, kommen unserer Seele unbewußt durch die frühesten Eindrücke, besonders des Schmerzes. Daher nun der hohe Ernst meiner Betty, ihr Rückzug in's eigene Innere, was ihren Jahren noch gar nicht zukommt, ihr Mißtrauen gegen sich selbst, das von dem kleinsten Beweise von Vertrauen so beglückt wird. Ich habe mit stiller Zufriedenheit bemerkt, lieber Herr von Dahlen, wie unbefangen und freundlich Sie meiner Tochter begegnen. Sie empfindet das auch. Uebrigens macht es mir keine Sorgen, wenn Betty ledig bleibt, was auch ihr eigener Wunsch ist: sie ist ja von ihrem seligen Vater so günstig gestellt, daß sie mit ihren schönen innern Gaben das behaglichste Leben vor sich hat."

Auf diese mütterlichen Worte versetzte Dahlen mit Höflichkeit:

„Sie haben mir ein höchst schätzenswerthes Vertrauen

geschenkt, Frau Martens; ich bin um so stolzer darauf, als ich es noch gar nicht habe verdienen können."

Er verneigte sich auf die Hand der hübschen Frau, und sie überzeugte sich an seiner Miene, daß er es nicht anzüglich meinte. Nur der rasche Uebergang fiel ihr auf, als er fortfuhr:

„Werden Sie mir aber verzeihen, wenn ich nun gleich auch mit einer Bitte komme? Wollten Sie mich nicht bei den Freundinnen Ihrer Fräulein Tochter einführen? Wenigstens bei den beiden, die ich jüngst hier kennen gelernt, und deren Eltern ich meinen Besuch machen möchte, bei Fräulein Kaßner und Fräulein — wie —?"

„Lüdemann?" fragte sie lächelnd.

„Ja, Lüdemann," antwortete er mit fragender Verneigung.

„Recht gern, lieber Herr von Dahlen," sagte sie. „Der Name Kaßner ist Ihnen schon eher im Gedächtniß geblieben: nicht wahr, eine höchst angenehme Erscheinung?"

„Sehr liebenswürdig," versetzte er, „und recht gescheit, wie es scheint, auch — aus guter Familie, — sieht man ihr an."

„Sie interessiren sich — es freut mich recht, lieber Herr Nachbar; ich habe Riekchen sehr gern, — die innigste Freundin meiner Tochter. Sie werden sie oft

bei uns finden. Es freut mich, daß sie Ihnen gefällt: denn sonst steht sie mit all' ihrer Schönheit nicht sehr in Gunst bei den jungen Herren. Ich weiß nicht, ich begreife es nicht; — aber sie spekuliren ein wenig zu zu viel, unsere jungen Männer. Es ist recht abscheulich! Indeß — wenn man die steigende Theuerung, den zunehmenden Aufwand des gesellschaftlichen Lebens bedenkt, so kann man das an sich Tadelnswerthe doch nicht so schlechthin verwerfen. Fräulein Kaßner kleidet sich — sehr geschmackvoll, werden Sie bemerkt haben. Unsere Maler lassen auch dem lieben Mädchen alle Anerkennung widerfahren; es habe nur, sagen die gottlosen Mäuler, zu wenig Perspektive. Den Sonntag, wenn's Ihnen recht ist, wollen wir Besuche machen. Kommen Sie dann gegen Mittag hierher. Ich nehme diesen Tag, damit wir auch den Papa Kaßner zu Hause finden. Er ist viel auf dem Komptoir von Kroll-Branconi, mit dem er associirt ist. Je nun, — er muß eben arbeiten, er ist sehr thätig, um für seine Kinder etwas vor sich zu bringen."

Herr von Dahlen dankte für die Gefälligkeit der freundlichen Frau, versprach den Sonntag sich einzufinden, und empfahl sich.

Frau Martens glaubte ihm eine kleine Verstimmung anzumerken, und sah ihm lächelnd nach. — — „Hab' ich's getroffen?" sagte sie. „Es scheint: denn Sie

machten ein Gesicht, lieber Herr Nachbar, als hätten Sie mich verstanden, und dann hab' ich's freilich getroffen. Sie verlangen aber auch des Schönen zu viel auf einmal, bester Herr von Dahlen: erst ein schönes Landgut, dann eine schöne Frau hinein, und eine schöne Mitgift dazu, zum ländlichen Glücke — die rechte Friederike? Oho! mein kluger Herr von Dahlen! Es ist nicht Alles eine Prophezeihung, was sich reimt."

## 3.

Die verabredeten Besuche wurden als Staatsbesuche leicht und kurz abgemacht. Der neue Gutsnachbar konnte mit seinem Empfang zufrieden sein. Man kannte den Werth des angekauften Besitzes, der bisher einer der angesehensten Frankfurter Familien gehört hatte, und ließ den adeligen Namen des neuen Gutsherrn gelten, der jedoch nicht zu hoch über das Selbstgefühl eines Frankfurter Bürgers hinausging, so daß ein freundlicher Umgang der mittlern Familien mit einem Herrn von Dahlen so schicklich erschien, wie die ersten Bankierhäuser mit den Bundestagsgesandten verkehrten.

Bald folgten auch die Höflichkeitseinladungen, bei denen die Urheberinnen der neuen Bekanntschaft, Frau Martens und ihre Tochter, nie fehlen durften. Und da zu diesen Abendgesellschaften oder Mittagsschmäusen in den verschiedenen Häusern auch noch andere Gäste als Freunde der Familien eingeladen wurden, so gab das

dem Ehrengaste nur Anlaß, seine Bekanntschaft mehr und mehr auszudehnen.

Die Gesellschaft gleicht darin einem Teiche: der erste, engste Kreis, den ein einfallender Körper um sich bildet, gibt nur den Anstoß zu immer erweiterten Kreisen.

Dieser Verkehr, die mannigfaltigen Einrichtungen auf dem Gute und was die Jahreszeit an Geschäften des Feldbaues mit sich brachte, hielten den jungen Mann tüchtig in Athem. Doch versäumte er darüber das Haus der Frau Martens nicht. Denn auch abgesehen von den Rücksichten, die er gerade gegen diese Familie gern aufrecht erhielt, lag ihm das Gartenhaus auch am nächsten und erlaubte ihm, auf ganz häuslichem Fuß, auch in den Abendstunden, aus seiner Einsamkeit herüberzukommen.

Indeß legte er doch eine gewisse norddeutsche Umständlichkeit nicht so bald ab, und kam fast nie ohne irgend eine Artigkeit oder Aufmerksamkeit, die er sich als Entschuldigung seines Besuches dienen ließ. Sein Treibhaus, auf das er Etwas verwendete, bot ihm schöne Blumen oder seltnere Pflanzen, er besaß als Norddeutscher eine artige Büchersammlung, die er mit Geschmack vermehrte, und seitdem er in Elisabeth's Harfengeheimniß eingeweiht war, verschaffte er sich manche hübsche Komposition für dies hier am Orte weniger betriebene Instrument.

Wie leicht und artig er auch diese Darbietungen zu machen suchte, so geflissentlich erschienen sie doch in den Augen der Mutter. Sie unterließ nicht, ihrer Tochter Andeutungen über die Absichten zu machen, die offenbar — wie sie lachend meinte, — durch die Blume sprächen. Dies beunruhigte Elisabeth. Sie fand sich dadurch in der eigenthümlichen Aengstlichkeit bestätigt, die sie, abgesehen von jenen zwischen ihr und der Mutter getheilten Höflichkeiten, noch besonders aus der herzlichen Vertraulichkeit schöpfte, in welche sich Herr von Dahlen zu ihr gesetzt hatte. Aengstlichkeit konnte es heißen, ein Bangen, nicht der süßen, ahnungsvollen Mädchenerwartung, sondern des Zweifels an ihrem eigenen Herzen.

Sie hatte eine gute Meinung von dem Nachbar gefaßt, hielt aber dies Vertrauen nicht für Liebe, und überredete sich, ein Zug der Neigung müsse der Meinung, die man sich von einem Manne bilde, eher vorausgehen, oder doch die Meinung überholen. Sie war geneigt, an die Absichten des schätzbaren Mannes zu glauben, nicht aber, sie zu wünschen. Hätte Elisabeth nicht seit ihres Vaters Tode viel von dem hingebenden Vertrauen der Tochter zur Mutter eingebüßt; so würde sie sich mit ihr über solche Bedenken und Zweifel berathen haben. Statt dessen widersprach sie lieber den Andeutungen der Mutter, und lehnte zuletzt, um gegen

sie Recht zu behalten, eine etwanige Bewerbung von Dahlen im Voraus ab.

Frau Martens war sehr unzufrieden mit dieser Stimmung der Tochter. Sie konnte sich keine wünschenswerthere Partie für Betty denken, als mit einem Manne, der bei so viel persönlicher Geltung auch durch seine bürgerliche Stellung ein neues Element in ihre übrigen, rein kaufmännischen Verbindungen brachte. Sie hielt aber mit ihrer Empfindlichkeit an sich, und sprach nur ihre Verwunderung darüber aus, daß Betty einen solchen Mann nicht zu schätzen wisse. — „Sei versichert," sagte sie, „daß jede Deiner Freundinnen einer solchen Bewerbung froh wäre. Ich lasse es sogar noch dahin gestellt sein, ob Dahlen nicht zwischen Dir und Friederike noch in Wahl steht. Er begegnet ihr so aufmerksam und artig, als er sich vertraulich und herzlich zu Dir stellt. Man könnte glauben, er huldige ihr als einer Geliebten, und sehe Dich für seine Freundin an."

Frau Martens sagte dies aus richtiger Beobachtung, aber mehr mit der Absicht, ihre Tochter durch Eifersucht zu reizen und geneigter zu machen. Betty antwortete aber kurz:

„Ich stelle mich durchaus nicht über meine gute Friederike, allein ich könnte doch eine Bewerbung nicht hoch anschlagen, die erst aus einer langen Wahl zu meinen Gunsten ausfiele. Das wäre am Ende nicht ein=

mal Liebe, sondern — das Facit einer Berechnung."

„Liebes Kind," versetzte die Mutter, „Du kennst die Welt und den Gang des menschlichen Herzens nicht. Die Empfindungen eines Mannes, von den Interessen des Lebens noch mehr getrübt, als die ruhige Quelle der Gefühle in einem Mädchenherzen, bedürfen der Zeit, um sich selbst klar zu werden. Gönne dem braven Manne so viel, als Du selbst vielleicht nöthig hast, um über Dein Inneres recht heiter zu werden. Denn gerade was ich Dir eben bemerkt habe, spricht zu Deinen Gunsten. In dem einfach vertraulichen Benehmen gegen Dich legt Dahlen seine Anerkennung Deiner gediegeneren Eigenschaften an den Tag, während er sich gegen das blos hübsche Mädchen als galanter Mann erweist. Es ist eine alte Eitelkeit der Männer, keine weibliche Schönheit ohne Huldigung zu lassen. Sie meinen eben ihrem Geschmack und ihrer Empfänglichkeit für weibliche Reize ein Zeugniß schuldig zu sein."

Hierbei ließ es die kluge Frau Sabine vorerst bewenden, und hoffte damit dem Spiel der Bewerbung und der Gegenneigung Raum zu gönnen. Sie glaubte noch gar nicht an eine entschiedene Gleichgültigkeit ihrer Tochter gegen den — Baron, wie sie den Nachbar gern nannte. Es war ihr nicht unbemerkt geblieben, daß Betty sich seit einiger Zeit gegen sie verschloß, und von einer Unzufriedenheit

mit dem gesellschaftlichen Geschmack der Mutter zu einer Art von trotzigem Widerspruch auch in andern Dingen aufgeregt wurde. Eben darum aber wünschte Frau Martens um so mehr eine baldige Verheirathung der Tochter, — nicht sowohl um selbst freiere Hand zu bekommen, denn diese Aengstlichkeit hätte sie ihrem mütterlichen Ansehen nicht vergeben; sondern um die Tochter dadurch — wie sie sich überredete — zu mehr Heiterkeit und Zufriedenheit kommen zu sehen.

In diesem heimlichen Wunsch und Anliegen begegneten ihr unvermuthet ihre beiden Söhne. An einem der Wochentage, an welchem Elisabeth ein Kränzchen in der Stadt hatte, ließen sie sich zum Thee ansagen. —

„Wir kommen in einer Familienangelegenheit," sprach Robert, sobald Betty sich empfohlen hatte, „und da wir dabei die Schwester ausgeschlossen haben, so kannst Du Dir denken, beste Mutter, daß es eben ihr gilt. Du weißt, wie kleinstädtisch unser Frankfurt in häuslichen Angelegenheiten ist. Offen gesagt, machen die Abendbesuche des Herrn von Dahlen bereits einen Gegenstand der Unterhaltung in unsern Kreisen aus."

„Man munkelt von Absichten," fiel Anton ein, „das Wort zweideutig genommen, Frau Mutter. Unsere Freunde meinen nämlich Absichten des Herrn von Dahlen auf unsere Betty, unsere Neider aber lassen Absichten der Frau Mutter auf den reichen Gutsbesitzer vermuthen.

Ich bin schon gefragt worden, ob wir Gratulationen annehmen. Und — nichtwahr, das sind unangenehme Fragen, Frau Mutter!"

„Um es kurz zu machen," fuhr Robert fort, „so scheint es uns an der Zeit, mit einem ältern Plan, den schon der selige Vater hegte, nicht länger zurückzuhalten. Unser Buchhalter Oelrichs hat sich um unser Haus verdient gemacht, und ist unserm Geschäft innigst vertraut. Wir möchten ihn festhalten, und für immer in unser Interesse ziehen. Er ist ein solider, gebildeter, durchaus sittlicher Mann und interessirt sich längst für Betty."

„Oelrichs?" lächelte Frau Sabine.

„Du lächelst?" fiel Robert ein. „Seiner Person kann das nicht gelten, liebe Mutter: er ist ein ganz hübscher Mann und höchstens zwölf Jahre älter als Betty. Ein ganz passendes Verhältniß bei dem gesetzten Wesen unserer Schwester. Es ist also nur seine Stellung, die Dich stört?"

„Aber wir geben ihm eine passende," versetzte Anton. „Und was hat denn die Betty für große Ansprüche in unserer töchterreichen Stadt?"

„Laß mich der Mutter erklären!" wendete Robert ein, der schon wußte, daß die Mutter ihn lieber hörte. „Wir stehen im Begriff, ein bedeutendes Etablissement in Offenbach zu erwerben, und haben im Sinn, Herrn Oelrichs als Kompagnon an die Spitze desselben zu

setzen. In dieser ehrenvollen Stellung würden wir ihn noch dadurch unserm Hause verpflichten, daß wir ihm die Schwester gäben."

„Und er würde seinen Wohnsitz in Offenbach haben?" fragte die Mutter.

„Die Leitung des Geschäfts erfordert seine stete Gegenwart," antwortete Robert.

„Und die Frau Mutter behält ja Betty in der Nähe!" setzte Anton hinzu, „wenn auch just nicht so nahe, als sie es sich in Bockenheim denkt."

„Ich denke mir gar Nichts!" fuhr ihn die Mutter an. „Die Frage ist um Betty's Glück, und ich glaube nicht, daß sie das mit Oelrichs wird versuchen wollen."

Die Sache wurde nun in's Einzelne verhandelt, das neue Geschäft und die Theilnahme Oelrichs bestimmt, wobei allerdings auf Betty's Vermögen gerechnet war, das dem neuen Geschäfte zugewendet werden sollte. Betty war mündig geworden, trat in den Genuß ihres Eigenthums, und die Mutter hatte von dieser Seite kein Interesse gegen die Heirath. Sie wollte sich mit der Tochter darüber berathen. — „Ich habe Betty auf die vermuthlichen Absichten des Barons aufmerksam gemacht," sagte sie. „Ihre Aeußerungen waren ablehnend, doch weiß ich nicht, wie viel Ernst oder nur mädchenhafte Rückhaltung dabei ist. Mir selbst, gestehe ich, wäre eine Verbindung mit Herrn von Dahlen lieber,

und sähe respektabler aus, als daß wir der Tochter des Hauses einen Mann aus dem Geschäfte geben, — in Ermangelung gleichsam eines bessern. Doch will ich nicht gegen Oelrichs sein, und er kommt mir sogar ganz gelegen, um Betty bei solcher doppelten Bewerbung vielleicht eher zu einer Wahl zu bewegen. Sie wird durch Vergleich zweier Bewerber leichter klar darüber werden, was ihr zusagt. Würde sie aber zwei Körbe auf einmal geben wollen, so will ich wenigstens darauf sehen, lieber Anton, daß Dein guter Oelrichs keinen schlechtern bekommt, als der Baron."

„Sage die Frau Mutter nicht Baron," fiel der etwas plumpe Anton ein. „Der Gutsbesitzer ist ein gewöhnlicher Herr Von, und wir wollen die Betty nicht mit dem Klingklang einer Baronin bestechen."

Robert, mit seiner bessern Weltmanier, trat jetzt schnell dazwischen, um es zu keinem Zank kommen zu lassen, der zwischen Anton und der Mutter immer nahe lag. Er setzte mit guter Manier die Vortheile auf beiden Seiten aus einander, wobei Oelrichs nicht zu kurz kam.

So verließen beide Brüder die Mutter gleichsam hinter einer Wage für zwei Bewerber, wovon doch noch keiner sich mit seiner persönlichen Ansprache in eine der Wagschalen gelegt hatte. Die Sache brachte nun für Frau Martens eine unruhige Nacht. Sie mußte sich ge-

stehen, daß gerade der von beiden, den sie um einer ihr wünschenswerthen Verheirathung der Tochter willen zuletzt doch gern noch festgehalten hätte, der brave Buchhalter, wohl der erste sein werde, den sie aufgeben müsse.

Und in der That blieb ihr darüber auch nur so lang einiger Zweifel, bis sie der Tochter am nächsten Morgen nach dem genommenen Kaffee das Anliegen der Brüder mit aller Freundlichkeit eröffnet hatte.

„Ach, der gute Oelrichs!" rief Betty mit einem Ton, in welchem der fertige Korb lag, und mit einem Lächeln, das ihn mit Rosenblättern füllte. — „Hat er mich darum jüngst bei Robert's Geburtstagsschmause mit so feierlicher Haltung zu Tische geführt? Den Anlauf dazu merkte ich ihm früh genug ab; was ihn aber dazu trieb, hätte ich mir nicht träumen lassen. Sie hätten nur sehen sollen, Mutter, wie er sich ein Viertelstündchen lang zwischen den Herrn, die mich umstanden, langsam durchwand, die blassen Handschuhe angezogen, den neuen Seidenhut in der Linken. Endlich war er mir zunächst gekommen und unterhielt sich mit dem Senator Schramm, mir mit halbem Rücken zugekehrt, um gar Nichts von seinem Vorhaben merken zu lassen, bis es hieß: „Wenn's gefällig wäre!" Jetzt aber fuhr er wie ein Kreisel herum, streckte, den Senator abschneidend, mir seinen Arm hoch entgegen und verneigte sich. Wir

waren den kurzen Gang in den Speisesaal nicht in gleichem Schritt, und ich fürchte, so was würde uns auf dem langen Lebenswege doch sehr ermüden und — ungraziös aussehen."

Solcher Scherz war zu sehr im Geschmack der Mutter, als daß sie nicht hätte wenigstens lächeln müssen.

„Ich dächte, liebe Betty," wendete sie ein, „ein solches steife Benehmen müßte Dir als Darlegung einer ersten, noch ungetragenen, noch unzerknüllten Liebe eher gefallen. Alles Neue, weißt Du, trägt sich anfangs steif."

„Spaß, liebe Mutter!" versetzte Betty. „Das Steife liegt auch oft im Stoffe. Wir wollen die Sache kurz und für den guten Oelrichs recht zart abmachen. Wenn meine Verheirathung für das Offenbacher Unternehmen durchaus nöthig wäre, so sollte es mir leid thun. Ich hätte dann lieber gewünscht, das Etablissement wäre für meine Heirath, als meine Heirath für das Etablissement schicklich gewesen. Ich denke mir, es wird in dem neuen Geschäftsvertrag ein geheimer Artikel aufgenommen sein, etwa lautend: „Gegen obbesagte Vergünstigungen verpflichtet sich Herr Oelrichs, als Associé des Hauses Robert Anton Martens, die noch unverehelichte Tochter Elisabeth Martens zu heirathen, und sich dieser Verbindung gemäß einzurichten." Sagen Sie den Brüdern, beste Mutter, sie möchten diesen Artikel einfach streichen,

und mir zum Zeichen, daß es abgemacht sei, ein Päckchen Offenbacher Pfeffernüsse mitbringen. Ich wünsche dem Etablissement Glück, und dem guten Oelrichs wird es nicht fehlen, eine liebenswürdigere Person heimzuführen, als die er jüngst zu Tische geführt hat. Er soll nur den Arm nicht so hoch halten!"

## 4.

Diese Antwort, die sich gerade durch ihren scherzhaften Ton in ihrem entschiedenen Ernste verrieth, wurde von Frau Martens in der ganzen Bündigkeit, mit der sie gegeben war, den Söhnen überliefert. Beide kannten die Schwester genug und hatten zu viel Geschäftsstolz, um weiter in Betty zu dringen und ihres Vermögens bedürftig zu erscheinen. Der ältere und gewandtere Robert verrieth auch nicht das Mindeste von seinem Verdruß, während Anton, wenigstens eine Zeit lang, der Schwester kurz und unfreundlich begegnete, und manches empfindliche Wort nicht unterdrücken konnte.

Bei Ausfällen der Art gegen die Schwester sah die Mutter lächelnd und nickend nach Betty hin. Durch solches freundliche Einverständniß dachte sie der Tochter eine desto entschiednere Richtung nach dem Bockenheimer Gutsbesitzer zu geben. Indeß verrieth sich im Laufe

der nächsten Wochen Nichts von Annäherung der Art; außer daß Herr von Dahlen manche häusliche Einrichtung, die auf seine Verheirathung zielte, nicht ohne einige Befangenheit mit Frau Martens in Ueberlegung zog. — „Die norddeutsche Lebensart bringt in Manchem einen andern Zuschnitt mit sich," sagte er, „ich möchte es aber hier mit dem süddeutschen Geschmack treffen, und in Nichts von den hiesigen Gewohnheiten abweichen."

Frau Sabine, die sich jedes Anlasses versah, für ihr mütterliches Anliegen Etwas zu versuchen, ließ sich über solche Gegenstände in's Behagliche aus, wußte aber jede Entscheidung so leichthin ihrer Tochter zuzuschieben, indem sie sagte: „Nicht wahr, Betty, so würdest Du es auch machen?" Oder: „Gewiß wäre es so auch nach Deinem Geschmack, meine Tochter!" Oder: „Bei uns wenigstens hat es Betty so eingerichtet, Herr von Dahlen!"

Betty fühlte mit Unwillen die Nebenabsicht der Mutter durch; indem aber Dahlen sich ihr dabei mit der freundlichsten Unbefangenheit zuwandte und ihre Meinung erwartete, bewegte es sie auf's Eigenste. Er durchschaute also die Mutter nicht, und das ersparte ihr eine Verlegenheit. Sie schrieb es ihm zu gut, und ihre Zufriedenheit mit seinem ehrlichen Sinn milderte den Verdruß über die Mutter. Glücklicherweise war keine

dritte Person anwesend, die Betty's Unruhe und Erröthen hätte mißverstehen können. — — —

So war der Juli herbeigekommen, als Herr von Dahlen, ehe die Arbeiten der Ernte angingen, sich zu einem kleinen Fest entschloß, mit welchem er seine Erkenntlichkeit gegen so viel Freundliches, als ihm die besuchten Familien erwiesen hatten, in seiner Junggesellenwirthschaft an den Tag zu legen dachte. Er hatte da verschiedene, jedoch lauter mehr oder weniger befreundete Familien vor sich, die er mithin unbedenklich zusammen laden konnte.

Es war mit dem kleinen ländlichen Fest auf einen ganzen Tag abgesehen; so daß man schon zum Morgenkaffee nach dem Gute fuhr oder wandelte. Dahlen als Wirth hatte mit Zuziehung einiger Künstler aus dem Kreise der Frau Martens eine sinnige Anordnung für den langen Tag getroffen, dergestalt, daß dieselben zugleich als Gehülfen sich bei der abwechselnden Unterhaltung der Gäste mitbethätigten.

Der Tag war herrlich, zwar etwas schwül, aber von bewegter Luft gefächelt, und der Himmel mit Federwölkchen leicht bedeckt. Der Kaffee wurde im Schatten riesiger Kastanien genommen, unter deren breiten Aesten man einen reizenden Blick nach dem Gebirge hatte. Ein kleines Morgenconcert folgte, worauf eine Fahrt in Omnibus nach einem Vorsprung des Höhenzuges unter-

nommen wurde. Hier war ein weites Zelt unter einer wehenden Fahne errichtet, und unter dem Ausblick in's Thal und nach der Stadt wurde das zweite Frühstück aufgetragen, wozu aus einiger Entfernung ein paar Waldhörner frische und muntere Melodien spielten. Inzwischen wurde zu Hause, unter denselben Kastanien, die Mittagstafel gedeckt, und im Pavillon des Hauses die Musiker voraus gespeist, die hernach mit ausgesuchten Musikstücken ein feines Mahl aus angenehmer Ferne zu begleiten hatten.

Der Nachmittag wurde unter kleinen Spielen und heitern Possen der verkleideten Maler hingebracht, bis gegen Abend die Musik herantrat, und mit einer Polonaise Alt und Jung zur Bewegung aufbot. In wiegenden Schritten zogen die fröhlichen Paare durch die Gänge des kleinen Parkes, während dessen die Tafel unter den Kastanien weggeräumt und ein elastischer Dielenboden gelegt wurde, von kleinen Tischen umstellt. Hier langte zur rechten Zeit die Polonaise an, und sprang in einen Walzer über. Die jüngern Füße machten gleich den Sprung mit, die erschöpften Paare taumelten nach den Sesseln, die an den Tischen standen, und langten nach den Erfrischungen.

Und wie nun vor der sinkenden Sonne ein Gewitter majestätisch heraufzog, schien auch Das wie vom Wirthe bestellt, um die Gäste aus einer andern Tonart zu

unterhalten, und für eine bunte Gartenbeleuchtung ein früheres Dunkel heraufzuführen.

Es gehörte zum rechten Genuß des ländlichen Festes, daß es Einer oder der Andere immer wieder zum Bewußtsein und Bekenntniß brachte, — eines so fröhlichen, seligen Tages wisse man sich nicht zu erinnern. Dann wurde immer wieder ein Lebehoch auf den Wirth ausgebracht, der sich heut die liebenswürdigste Frau verdient habe. Wünsche auf Wünsche wurden laut, Tusch auf Tusch der Musik folgte, und nicht lange, so mischte der Donner seine Bässe hinein.

Seelenvergnügt wandelte von Dahlen umher, das volle Glas gehoben, um mit den Männern anzustoßen, und die Frauen zu versichern, wie glücklich ihn ihre lachenden Augen machten.

„Ja," rief er endlich von seinem Platze, „ein so herrliches Jahr haben wir auch lange nicht gehabt. Der letzte Nachwinter ließ es kaum erwarten. Ich hatte den Sommer vorher, ehe ich mich durch eine Ansiedlung festsetzte, eine Schweizerreise gemacht, und auf dem Rigi wohl fünf Tage lang auf einen günstigen Sonnenaufgang gewartet. Fünf mir unvergeßliche Tage! Denn eigentlich galt mein Verweilen nicht dem Sonnenaufgang, sondern einem neuen Freunde, einem genialen jungen Manne, Doktor Lehfeldt. Wir hatten uns im Hospiz Maria zum Schnee gefunden, wo uns der Regen

über Nacht hielt, und bestiegen am andern frischen Morgen den Berg. Ein heiterer Sonnenaufgang, der Tag für Tag auf sich warten ließ, diente uns zum Vorwand unsers Verweilens. Wie gern wären wir noch länger geblieben! Aber Lehfeldt und ich mußten fort. Die letzte Nacht brachten wir noch bei einem guten Feuer im Ofen und einigen Flaschen Champagner in der gehobensten Stimmung, unter den herzlichsten Gesprächen zu, bis das Alpenhorn die Schlafenden zum Sonnenaufgang weckte, der zu unserer Trennung die Scheidewege hier nach Goldau, dort nach Weggis hinab beleuchtete. — — Kommen Sie, meine Freunde, helfen Sie mir auf das Wohlergehen meines Freundes Lehfeldt, auf ein glückliches Wiederbegegnen trinken. Ein prächtiger Mensch, auf mein Wort! Er lebe hoch!"

Alles stimmte in das „Hoch" ein, obgleich Niemand sich für den unbekannten Doktor Lehfeldt interessirte. Jeder gönnte sich den Anlaß ein Glas zu leeren und gönnte dem Wirthe die gutmüthige Erinnerung an vergnügte Stunden. Herr von Dahlen sprach weiter:

„Auf meiner Hierherreise brachte ich den Nachwinter in Fulda, bei einer mir verwandten Familie zu, die in der Nähe der Stadt auf einer gepachteten Domäne lebt. Es war eine stille, trübe Zeit. Nichts als wechselnde Bilder von Noth, Armuth und schlechter Gesinnung bettelnd umherziehender Schaaren in Folge einer schlech-

ten Ernte des letzten Jahres. Nach seltsamen Frühgewittern kam in der Nacht zwischen dem 17. und 18. April ein entsetzlicher Schneefall. Und nun folgte der herrlichste Mai, den ich dann zum Theil schon hier verlebt habe. Eine rasche und vortreffliche Saatenentwicklung war unter dem Schnee hervorgekommen, und verherrlichte das Pfingstfest. Haben Sie je eine gleiche Blüthenpracht erlebt, meine Freunde, als wir dieses Jahr hatten? Und welcher Fülle von Obst sehen wir entgegen und genießen sie schon! Sehen Sie nur, — die Aepfelbäume können ihre Last kaum tragen, und ihre beladenen Aeste — Arme hätte ich bald gesagt! müssen unterstützt werden, — eine Unterstützung des Reichthums! So sehr hat die Natur sich mit Wohlthaten erschöpft. Doch lebt der Mensch, wie die Schrift sagt, nicht allein von Brote: daher möge denn auch recht bald Das nachkommen, was unserm bürgerlichen Dasein eine höhere Bedeutung gibt, was es zu einem gemeinsamen, nationalen Dasein erhebt."

„Hoch, hoch und recht bald!" riefen Mehrere. Alle stießen jubelnd an, die Musik brachte ihren Tusch, und ein naher Donner rollte mit heftigen Blitzen nach.

„Hört Ihr!" rief Maler Ilgen, „der Himmel gibt seine Zusage!"

„Und sprengt Weihwasser dazu!" fiel ein Anderer ein. „Es tropft, es kommt ein Guß. Vielleicht erfüllt

sich das schöne Adventslied: „Regnet, ihr Wolken, den Gerechten herab!" — Die deutsche Einheit herab!"

Eine lachende Unruhe entstand unter den Frauen; man griff nach den abgelegten Tüchern, Mantillen und Hüten und eilte dem Hause zu. Ein Platzregen rauschte durch die hohen Kastanien nieder. — „Wir amüsiren uns doch!" rief ein verspäteter Gast, der seinen Hut nicht finden konnte, mit Hampelmann's Worten aus der bekannten Lokalposse.

Und in der That hatte nur noch eine solche unvermuthete Störung gefehlt, um den vergnügten Tag auf's Lustigste zu beschließen. Doch ließ man erst den unberufenen Regenguß ein „fait accompli" werden, ehe die für den ganzen Tag gemietheten Omnibus vorfahren durften.

Und nun kreiste Alles dankend und grüßend durch einander. Herr von Dahlen geleitete Frau Martens und Elisabeth nach einem der Wagen. Erregt, wie er war, erwiederte er den Dank Beider mit der lebhaften Versicherung, wie glücklich es ihn mache, sie bei sich so vergnügt gesehen zu haben. Und während Ilgen der Mutter in den Wagen half, flüsterte der so glückliche Gutsbesitzer Elisabethen zu;

„Wie sehr wünschte ich meine schönsten Hoffnungen an diesen frohen Tag zu knüpfen, verehrte Freundin!

Erlauben Sie mir, Sie morgen früh gegen zwölf Uhr in Ihrem Harfenzimmer zu besuchen?"

Ehe die Erschrockene eine Antwort fand, rief die Mutter:

„Nun, Betty?"

„Ich komme," flüsterte sie, und Dahlen half der Bebenden auf den Wagentritt.

Inzwischen füllten sich auch die andern Wagen. Dahlen eilte da- und dorthin. „Gut' Nacht! Schönsten Dank! Gute Nacht!" rief es durch einander.

Dahlen sah den Abfahrenden nach. Bald stand er allein. Lachen und Singen verscholl immer weiter nach der Stadt hin. Er blickte zum Himmel auf: die Sterne funkelten aus dem abgeregneten Gewölk. Ein leiser Wind ging durch die Bäume und schüttelte die tropfenden Aeste. Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust, und die Kirchenuhr schlug mit schwerem Hammer die Zwölf der Mitternacht.

## 5.

Elisabeth entkleidete sich in Erwartung einer schlaflosen Nacht. Sie fühlte sich höchst aufgeregt. Die ängstliche Unruhe, die sie früher aus der räthselhaften Annäherung Dahlen's geschöpft hatte, kehrte jetzt, aus bisheriger Beschwichtigung, nur um so heftiger und mit Herzklopfen zurück. War es, weil nun eine Bewerbung entschiedener hervortrat? Dies schien allerdings in so fern der Fall zu sein, als damit die alten Zweifel an ihrem eigenen Herzen sich erneuerten, indem sie die entschiedenste Hochachtung für Dahlen empfand, ohne daß sie ihn zu lieben glaubte.

Dies Bedenken rief den vergangenen Tag noch einmal recht lebhaft zurück. Sie hatte eine recht herzliche Freude an dem Nachbar gehabt. Wie liebenswürdig und wie selbstbeglückt war er nicht als Wirth erschienen! Wie sinnig hatte er Alles angeordnet, wie aufmerksam seine Gäste und besonders die Frauen wie zart behandelt?

Was er gethan und gesprochen, verrieth durchaus ein edles Gemüth, und die Innigkeit, womit er eines entfernten Freundes und der mit dem Doktor Lehfeldt auf dem Rigi verlebten Tage gedacht hatte, ließ einen Mann erkennen, der einer gleich warmen und treuen Liebe fähig sei. Aber alles Das, was sie mit Freuden anerkennen mußte, und worüber sie sich jetzt so klar machen konnte, hob ihren Zweifel, ihre Unentschlossenheit nicht. Sie fühlte sich bei allem Dem fremd gegen seine persönliche Erscheinung: sie konnte sich nicht an seinem Herzen ruhend, hingebend empfinden. Sie hätte seiner freundschaftlichen Theilnahe hundert Anliegen anvertrauen können, zuletzt aber doch gestehen müssen, daß sie noch Einiges in ihrem Herzen zurückbehalte, was nicht so recht für ihn gehöre. Hatte sie sich ja noch nicht einmal mit ihrer Harfe vor ihm hören lassen. Und — nun wollte er sie geradezu in ihrer Harfeneinsamkeit besuchen; war das nicht — ein wenig zudringlich?

Sie warf unüberlegt einen Blick nach der Ecke, wo das Instrument stand. Eine abergläubige Empfindung, wie solche so gern ein zweifelhaftes Herz, eine aufgeregte Phantasie beschleicht, trieb Elisabethen an, die vertrauten Saiten als ein Orakel zu befragen. Die Saiten stehen in wunderbarer Sympathie mit der Seele der Natur: wie — wenn sie die Harfe in das geöffnete Fenster setzte, um zu versuchen, ob sie zu der verhäng-

nißvollen Frage des Herzens schweigen, oder von dem geheimnißvollen Athem der Nacht erklingen werde?

Sonderbarer Einfall! Doch gedacht, gethan!

Sie war feierlich erregt. Wie sie das Instrument auf die Fensterbrüstung erhob, glitt das leichte Tüchlein ihres Nachtkleides von den Schultern. Ein lebhafter Windstoß setzte die Saiten in einen volltönenden, nachbebenden Akkord, und überschauerte zugleich die entblößte Schulter. Elisabeth erschrak: das Frösteln erregte ihr eine sonderbare Vorstellung: es kam ihr vor, als ob Glassplitter ihre rechte Achsel träfen. Rasch setzte sie die Harfe nieder, schloß das Fenster, und hob ihr Tuch vom Boden auf. Wie sie es umschlug, war es ihr, als ob Dahlen's Hand ihr behülflich wäre: sie wendete sich mit einem leisen Schrei ab, und blies das Licht aus.

So wunderliche Empfindungen, wie sie ein mit sich uneiniges Herz verriethen, waren nicht gemacht, es so bald zur Klarheit und Entschlossenheit kommen zu lassen. Doch der neue Tag, der früh genug durch das östliche Fenster dämmerte, brachte die Schlummerlose zu verständiger Betrachtung. Sie überlegte, wie phantastisch ihre Vorstellungen von der Liebe zu einem Manne sein möchten, und wie doch aus der wahrhaften Erkenntniß von dem Liebeswerthe eines edeln Mannes auch eine persönliche Zuneigung für ihn entspringen und erwachsen müsse. — Und wenn Du nun selber, sagte sie sich, mit

Deiner äußern Erscheinung einem Manne begegnetest und ihn abstießest, ehe er Dein Innerstes nur erkannt hätte: was würde Dir es helfen, daß Du Dich persönlich mit aller Hingebung des Herzens zu ihm gezogen fühltest? Ist denn die Hingebung, die Dir der rechtschaffene Mann im Zusammenleben abgewinnt, nicht mehr werth, als die Du ihm auf Gerathewohl entgegen bringst? — —

Und sei es nun, daß ein heitrer Sommermorgen einem verzagten Herzen Muth und Hoffnung einzuflößen gemacht ist, oder daß die Eigenheit des menschlichen Herzens hinzukam, die unsere überspannnten Empfindungen zuletzt gern auf unsere Selbstliebe zurückführt: genug, Elisabeth stand auf, kleidete sich mit Sorgfalt und mit dem ruhiger gefaßten Entschlusse, den Freund zu empfangen, und wenn er es verlangte, ihm die ehrlichste Zusage für das Leben in die Hand zu legen. — —

Beim Frühstück eröffnete sie sich der Mutter. Gestern Abend hätte sie es nicht über sich vermocht, — uneinig, wie sie sich mit der Mutter, ja mit ihrem eigenen Herzen fand. Jetzt hatte sie gekämpft, Angst und Zweifel überwunden; sie war einverstanden mit sich und mit ihr. — Eine wehmüthige Ergebung, eine kindliche Demuth war über sie gekommen, und so trat sie, die Hände gefaltet, mit dem Bekenntniß der schlaflosen Nacht vor die Mutter.

Frau Sabine, höchst erfreut, umarmte die Tochter; bestätigte sie in ihrem Vorhaben, und sprach sich über das Glück ihrer Zukunft in eine wahre, mütterliche Rührung hinein. Das reine kindliche Verhältniß that auch ihr wohl. Als die Zeit des zu erwartenden Besuches heran kam, sagte sie:

„Nun geh', mein Kind, und empfange ihn, wie er es gewünscht, im Harfenzimmer. Ich setze mich hinab in den Garten unter die Platanen. Seid Ihr einig, so bringst Du ihn hinab, daß ich Euch umarme. Ich denke einstweilen über Eure Einrichtung nach; denn von einer langen Brautschaft wird keine Rede sein, und ich werde seinen Wünschen entgegenkommen."

Dahlen fand sich eine gute halbe Stunde früher ein, als er sich angekündigt hatte. Wahrscheinlich trieb ihn die eigene Unruhe, ohne daß er daran gedacht hätte, die Unruhe eines erwartenden Mädchenherzens dadurch abzukürzen. Elisabeth empfing ihn mit absichtsloser Feierlichkeit. Sie flüchtete sich mit mädchenhaftem Bangen hinter den schönen gestrigen Tag, und führte den Freund, der jeden Augenblick auf sein Anliegen kommen wollte, durch alle Einzelheiten des Festes. Es war eine Flucht des Herzens, auf der sie aber so gesprächig und aufgeregt wurde, das Dahlen sich dadurch nur erleichterter fühlte mit Muth sein Vorhaben auszusprechen. —

„Und nun, meine theuerste Freundin," sagte er mit

ruhiger Fassung, „lassen Sie mich das zarteste Anliegen vorbringen, in welchem mich der gestrige Tag bestärkt hat. Ich trage es in mir seit jenem ersten, schönen Abende bei Ihnen. Ich hoffe, das stille, aber innige Vertrauen, das ich bisher zu Ihnen gehegt habe, ist Ihnen nicht entgangen. Ich habe die Versicherung Ihrer verehrten Mutter, daß Sie männliches Vertrauen zu schätzen wissen. In Ihrer Hand liegt vielleicht das Glück meiner Zukunft. Helfen sie mir es durch Ihre Freundschaft finden. Sehen Sie, theure Elisabeth, ich fühle gar wohl, vielleicht ein wenig zu unmännlich, wie peinlich es für ein edel-empfindendes Mädchen ist, sich einem um Herz und Hand werbenden Manne versagen zu müssen, wenigstens wenn es ein geachteter Mann ist. Und daß Ihre innigste Freundin mich achtet, Das wenigstens darf ich mit Zuversicht annehmen. Ich liebe Fräulein Kaßner und habe die Absicht, bei ihr und ihren Eltern um ihr Herz zu werben. Sie sind gewiß eingeweiht, wie man dort von mir denkt. Sagen Sie mir offen, ob ich einige Hoffnung habe, oder ob die Sachen so liegen, daß ich dem lieben Mädchen und den Eltern das Leid erspare, mich abzuweisen?"

Er hatte die letztere Erklärung mit Rührung und Befangenheit vor sich niederblickend, gesprochen. Wie er jetzt zur schweigsamen Eilisabeth aufblickte, verstummte er jäh, und rief dann schmerzlich aus:

„O mein Gott, wie sind Sie betroffen, Elisabeth! Sie sind — so blaß, Sie zittern? Ich habe also keine Hoffnung!“

Die Unruhe trieb ihn von seinem Sitze, er ging mit gefalteten Händen durch das Zimmer, faßte sich aber und trat vor Elisabeth mit den bewegten Worten:

„Vergeben Sie mir, um des Himmels willen, daß ich Ihnen mit meinem Anliegen so viel Leid verursachte. Aber ich erkenne es, und bin gerührt von der Theilnahme, die Sie mir mit Ihrem Kummer zeigen. O mein Gott, theuerste Freundin, ja ich bin —“

„Nein, nicht doch, lieber Herr von Dahlen!“ fiel ihm Elisabeth mit bebender Stimme in's Wort und rang nach einer Erklärung.

Der Eindruck, die irrige Vorstellung Dahlen's von ihrem Seelenzustande half ihr über das vernichtende Gefühl ihrer beschämten Selbsttäuschung schneller hinaus.

„Wir mißverstehen uns!“ sagte sie, und das Herz trieb jetzt mit heftigen Pulsen alles Blut nach ihren Wangen. — „Mein unglückliches Gesicht macht Sie irre. Es war aber nur die Ueberraschung. Ihr Anliegen kam mir so unvermuthet, und — ich bin nach einer unruhigen Nacht etwas — schreckhaft gestimmt. Aber nein, lieber Freund, ich wollte mit meiner Ueberraschung durchaus nicht sagen, daß Sie keine Hoffnung hätten. Fritze denkt gut von Ihnen, so viel weiß ich: sie wurde aber

in letzter Zeit befangener und zurückhaltender gegen mich, wenn die Rede von Ihnen war, und vielleicht ist das gerade für Sie ein günstiges Zeichen; denn Sie begreifen, daß ein Mädchen auch einer Herzensfreundin nicht leicht eine Neigung verräth, von der es nicht weiß, ob sie erwidert wird. Nun aber darf ich selbst mit ihr reden, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihr gutes Vertrauen! Ich werde es zu verdienen suchen. Entschuldigen Sie —!"

Sie stand auf, da seine Anwesenheit ihr doch immer drückender wurde, und sagte:

„Ich könnte meiner lieben Fritze jetzt gleich einen Besuch machen, und Sie gingen zur Mutter in den Garten! — Doch nein, nein! Gehen Sie nicht zur Mutter: ich will mich doch lieber erst mit ihr berathen. Ich lasse Sie zu uns bitten, sobald ich Etwas weiß. Bis dahin auf Wiedersehen!"

Sie begleitete ihn hinaus, und wendete sich dann durch den schmalen Gang nach der hintern Treppe. Hier blieb sie stehen, sich zu sammeln. Ein wunderbares Frohgefühl kam über sie, indem sie erkannte, daß sie in ihren Zweifeln gegen Dahlen nicht irre mit sich gewesen. Warum hatte sie der ursprünglichen Eingebung ihres Herzens zuwider gehandelt? Dafür war ihr diese entsetzliche Beschämung zur Strafe geworden, und — noch gnädig genug vorübergegangen. Die Einigkeit ihres

Herzens war nun durch eine schmerzliche Erfahrung wieder hergestellt, und Elisabeth empfand eine unter Thränen lächelnde Zufriedenheit.

Mit so verklärtem Gesichte trat sie vor die Mutter, die, das thränenfeuchte Lächeln mißverstehend, die Tochter bewegt an's Herz drückte. „Aber, warum hast Du ihn nicht mitgebracht?“ fragte sie.

„Freue Dich, liebe Mutter, daß ich ohne ihn so glücklich bin!“ antwortete Elisabeth. „Wir sind Beide einig darin, daß wir uns nicht eigentlich lieben. Er ist gekommen, mich um meine Fürsprache bei Fritze zu bitten. Er berief sich auf Deine Ermunterung, Vertrauen zu mir zu haben. Ich will Dir keine Vorwürfe machen: aber ich habe Deine Klugheit, Deine verstohlne Werbung zu verbüßen gehabt. Es war für mich ein entsetzlicher Augenblick, Mutter, — eine vernichtende Beschämung für meine Erwartung. Glücklicherweise mißverstand er meine Betroffenheit, und das so schwer erfahrene Leid hat meinen nächtlichen Kampf ausgeglichen. Darum laß es nun hingestellt sein, liebe Mutter: Dahlen hat keine Ahnung von Dem, was wir — geträumt haben, und ich werde ihm Friederiken zuführen.“

Frau Martens schwieg lange. Verdruß und Beschämung nahmen sie ein, und man sah ihr die bittersten Empfindungen an. Aber sie hatte von jeher sich gewöhnt, ihren leidenschaftlichen Stimmungen so lange

das Wort zu versagen, bis ihr Stolz wieder die Herrschaft gewonnen hatte. Nur ein paar bittere und wegwerfende Aeußerungen über Dahlen entschlüpften ihr. Endlich sprach sie etwas kleinlaut:

„Du hast Recht, Betty, wir müssen die Verbindung zwischen dem Paare stiften, und damit die Schadenfreude unserer Neider vor der Geburt ersticken. Es könnte ja sein, daß man meine mütterlichen Wünsche für Dich errathen hätte. Also! Wir laden Friederiken ein, — sobald ich gefaßt genug bin, — vielleicht noch heut. — — Nun ja doch, ich bin wirklich jetzt schon gefaßt genug. Wir wollen sie so herzlich, wie möglich, empfangen und — lieber noch etwas darüber. Ich denke, es fehlt uns nicht an gutem Schein für unsere Mittheilung: wir haben ja die Prophezeihung — von „der rechten Friederike zum ländlichen Glücke," und wir wollen sie geltend machen. Sie ist ja in unserm Hause gethan worden. — — — Ja, ja, ich schicke jetzt gleich hin; ich muß die Aergerlichkeit vom Herzen haben. Und die Mutter muß auch mitkommen. Abgemacht! — — — Aber Du, mein liebes Kind!" rief sie, die nachdenkende Betty umarmend, und ihre mütterliche Zärtlichkeit verrieth, daß der überlegte Triumph ihres gesellschaftlichen Stolzes mächtig genug war, ihr Herz für die vereitelte häusliche Erwartung schadlos zu halten.

## 6.

Mutter und Tochter Kaßner erschienen denn auch auf eine so dringend und geheimnißvoll gestellte Einladung, als sie erhalten, nicht ohne gespannte Erwartung, aber mit heimlichem Widerwillen. Denn sie waren hinter ihrer abgegebenen Zusage her auf die verkehrte Vermuthung Dessen gekommen, was ihnen wirklich bevorstand; indem sie nichts Anderes erwarteten, als von einer Bewerbung des Herrn von Dahlen um Betty freundschaftlich in Kenntniß gesetzt zu werden. Es war ihnen nicht entgangen, wie vertraulich letzte Nacht der Baron die Betty zum Omnibus geführt hatte, und die Sache konnte diesen Morgen richtig geworden sein. Friederike war darum auch nicht geneigt, mitzugehen; die Mutter Kaßner aber bestand darauf. — — „Laß uns um des Himmels willen keine Vermuthung erregen, mein Kind," warnte sie, „als ob wir uns Erwartungen von diesem Herrn von Dahlen

gemacht hätten. Und — es könnte ja doch auch 'was Anderes vor sein. Komm' nur, wir gehen, und überlegen unterwegs unsere Glückwünsche!"

In dieser Stimmung beider Mütter begrüßten sie einander mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit, während Betty und Riekchen, die sonst sich in die Arme geflogen wären, jetzt eine ziemlich zurückhaltende Miene zeigten. Betty fühlte sich nämlich im Voraus von der ganzen Unwahrheit gedrückt, die sie aus den Mienen und aus der Mittheilung der Mutter zu erwarten hatte. Sie wußte, wie reich an Erfindung von Umständen und Motiven die Mutter war, wenn es ihr in gereizter Stimmung darum galt, eine „Novelle aus dem Leben" zu erzählen. Friederike aber hatte sich von dem Benehmen und so manchen Aeußerungen des Herrn von Dahlen gegen sie eine zu günstige Auslegung gemacht, um bei der Voraussetzung, mit welcher sie kam, die alte Unbefangenheit gegen die Freundin beizubehalten.

Es läßt sich denken, wie überrascht daher Mutter und Tochter waren, als ihre Vermuthung im umgekehrten Sinn eintraf. Ihre Ueberraschung selbst verrieth die heimlichen Wünsche, die Beide, Mutter und Tochter, unterwegs aufgegeben hatten. Bereit, Glückwünsche mit dem besten Schein von Herzlichkeit darzubringen, waren sie nicht darauf gefaßt, ähnliche zu empfangen. Die etwas unbedachte Art, wie daher Frau

Kaßner die Angelegenheit in's Bedenkliche zog, und mit ihrem Manne in Ueberlegung nehmen zu müssen versicherte, kam der Frau Martens sehr erwünscht, und erlaubte ihr, durch Spott Etwas von dem drückenden Verdruß von sich zu geben, den sie noch nicht verwunden hatte.

„Beste Sophie," sagte sie, „laß uns keine schönen Redensarten machen! Der Antrag, siehst Du, eines Dir gewiß sehr schätzbaren Mannes liegt ohne Emballage vor Dir, wie wir ihn, Betty und ich, in Spedition genommen haben; wir wollen uns daher mit Aus- und Umpacken nicht lange zu thun machen. Wozu die Umstände? Auf Deinen schmunzelnden Lippen, in den strahlenden Augen unserer lieben Friederike lese ich ein deutliches Ja. Und Dein guter Mann? Er ist dem Gutsbesitzer immer so ungemein artig begegnet: sollte ihm dessen Werbung so unerwartet sein? Ich wenigstens habe sie längst kommen sehen; ich mache mir über dergleichen auch niemals Illusionen. Du warst freilich jenen Abend nicht hier, als der prophetische Toast ausgebracht wurde: „Zu ländlich süßem Glücke dem Friederich die rechte Friederike!" Nicht wahr, lieb Kind —" wendete sie sich mit einer Umarmung an die erröthete Friederike — „Du bist fromm genug und ergibst Dich in prophetische Verheißungen? — — Und nun nehmt mir nicht übel, daß ich mich so ereifere! Ich will eben

nicht gern einen Mißgriff gemacht haben, müßt Ihr wissen; denn ich habe mehr dabei gethan, als Ihr Euch denken könnt. Ich sah dem guten Mann gleich eine gewisse Verzagtheit an, und daß er einer Vermittlerin bedurfte. Da er mir nun klagte, daß meine Betty immer so ernst und ablehnend aussähe, während sie doch mit dem liebenswürdigen Fräulein Kaßner so heiter und herzlich sein könne, da wußt' ich gleich, was die Uhr geschlagen hatte. Fragt ihn nur demnächst einmal, wie sehr ich ihn aufgemuntert habe, meiner Betty, der innigsten Freundin Riekchens, Vertrauen zu schenken. Nun — er hat's ihr geschenkt, und damit Basta! Betty schreibt ihm morgen früh ein paar Zeilen, und Ihr haltet Euch bereit, ihn im Frack und mit strohfarbenen Handschuhen ankommen zu sehen. — — Jetzt genug, und nun, schenk' uns den Thee, Betty! — — —"

So lag nun die verdrießliche Sache, wie Frau Martens glaubte, auf's Klügste eingeleitet. Ihr Stolz war befriedigt; sie behielt aber noch so viel Verdruß über fehlgeschlagene Erwartung übrig, daß sie von nun an ihren Nachbar, „den adligen Bauer von Bockenheim," einigermaßen fallen ließ, und das alte Band der Freundschaft mit der Familie Kaßner etwas schlaffer hielt. Dafür behandelte sie ihre Betty zärtlicher und mit entschiedener Berücksichtigung.

Um sich selbst und der Tochter eine Zerstreuung zu

gönnen, unternahm sie eine kleine Sommerreise nach dem Bodensee und über Basel und Freiburg nach Baden-Baden, wo sie es sich in angenehmer Gesellschaft mehrere Wochen gefallen ließ.

Ganz abgethan war indeß die verdrießliche Heirathsgeschichte noch nicht. Es mußte, um das alte freundschaftliche Verhältniß zu ehren, an ein artiges Brautgeschenk gedacht werden.

Seltsam genug hing es vielleicht mit jener leidenschaftlichen Aeußerung der Frau Sabine gegen Frau Kaßner — „sie habe gleich gewußt, was die Uhr geschlagen" — unüberlegterweise zusammen, daß Betty, bei allem damals heimlich empfundenen Verdruß über die Mutter, doch auf den Gedanken fiel, der bräutlichen Freundin eine schöne Standuhr zur Ausstattung zu geben. Sie fand auch in einem Uhrenlager eine geschmackvolle Pendüle aus Goldbronze, recht passend mit zwei niedlichen Figürchen, einem liebenden Pärchen unter kleiner Laube, auf der Decke des Zifferblattes geschmückt.

Elisabeth begleitete ihr Geschenk mit einigen Versen, in die sie ihren erklärenden Gedanken mit Hülfe eines der befreundeten Literaten gekleidet hatte. Die Uhr, aus einer französischen Fabrik, war nach französischer Weise, als „berceau d'amour" bezeichnet, und die bezüglichen Reime lauteten:

„Berceau d'amour"
Heißt diese Uhr.

Die Liebe waltet über der Zeit,
Kein Zeiger weist, was sie empfunden;
Ihr Puls schlägt für die Ewigkeit,
Und zählet keine Stunden.

Doch was sie schafft und hofft und hegt,
Bleibt an den Pendelschwung gebunden;
Und was die Welt ihr auferlegt,
Das wandelt mit den Stunden.

Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde als Erntefest in denselben Räumlichkeiten gefeiert, in welchen Herr von Dahlen damals seinen Einstand gegeben hatte.

Betty war nun um eine tägliche Freundin ärmer, aber um eine große Erfahrung reicher. Ihre Einsamkeit hatte den übersinnlichen Horizont erweitert, ihre Harfe neue, in's Unaussprechliche tönende Saiten aufgezogen.

Ein stiller Winter folgte, in welchem Elisabeth es erlebte, wie sehr eine ernste, edle Seele sich in sich selbst vertieft, wenn sie nicht mit unruhigen Erwartungen die Wochentage des Alltagslebens durchflattert. Sie hielt sich von dem geselligen Verkehr sehr zurück, doch nicht so, als ob sie eine Hoffnung verloren hätte, sondern als ob sie keiner begegnen möchte. Sie besuchte lieber Theater und Concerte und beschäftigte sich mit Musik und Lesen in einer Richtung, die von den laufenden Angelegenheiten des Tages mehr und mehr ablenkte.

Um so mächtiger wurde sie in solcher Zurückgezogenheit von den Ereignissen ergriffen, die im folgenden Monat März ganz Deutschland in Aufregung setzten, und von allen Seiten gerade nach Frankfurt drängten. Man erkannte sehr bald, daß es hier einen neuen deutschen Bund zu knüpfen gelte, wo der alte auch gleich beim ersten Anstoß aus Rand und Band ging.

Elisabeth war gegen Ende dieses Monats von einer leichten Erkältung befallen worden, und hielt sich mehrere Tage im Zimmer. Die Luft war mild und heiter. Still und innig blickte sie hinüber nach dem Zuge des Taunus, der sich in bläulichen Flor kleidete. An solchen Tagen regt der junge Frühling mit der rührenden Zuversicht auf die unwandelbare Natur doch eine unbestimmte Sehnsucht des Herzens an. Die Treue in der Wiederkehr der Erscheinungen erinnert unsere Seele an das Ewige, nach dem sie im Wechsel der Dinge verlangt. Dies erlebte auch Elisabeth. Wie sie aber zum erstenmal wieder nach der Stadt wandelte, fand sie sich auf den alten Wegen kaum zurecht.

Eine Ehrenpforte aus Fichtenzweigen, von schwarz-roth-goldenen Fahnen umweht, stand ihr entgegen mit mit der Inschrift: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk!“ — Wie durfte die zweite Hälfte dieser Verkündigung, so lang von oben verwehrt, nun auf einmal so laut werden? Und die Stadt selbst mit den altbekannten

Häusern und Palästen versteckte sich hinter zahllosen Fahnen und Fähnchen, die theils von den Dächern herab bis auf die Straße wehend hingen, theils aus jedem Fenster ausgesteckt, zugleich mit Kränzen und Gewinden die Vorderseite überkleideten. Ja, die untern Wände waren hier und da grün überzogen und die Thürnischen in Lauben verwandelt, mit schwarz-roth-goldenen Kokarden als Sternen durchsetzt.

Und welche Aufregung unter den Menschen! Heftiges Reden und Rennen, kecke Blicke, drohende Geberden. Die alten Rinnsale des täglichen Lebens schienen gesprengt oder überfluthet; ein neues, bärtiges Geschlecht von Männern mit angeborenen Cigarren war wie vom Himmel gefallen. Auf den Eisenbahnen, mit den Postwagen, durch alle Thore drang eine Völkerwanderung ein.

Den hin- und herwogenden Strom der Menschen auf der Zeil durchschnitten hier und dort, aus den Seitengassen herein, geordnete Züge von Turnern und Arbeitern, die eben aufgehört hatten, Arbeiter zu sein, und mit Fähnlein und Freiheitsliedern der erwarteten deutschen Republik entgegenzogen.

Eine milde Frühlingssonne lächelte über all' diese Bewegungen hin, ohne doch die Erwartungen, die auf den Straßen so laut wurden, mit den Besorgnissen, die sich in die Wohnungen flüchteten, zu versöhnen.

Von all' diesen Erscheinungen aufgeregt, zwischen

den kämpfenden Meinungen und dem Wechsel von Besorgniß und Hoffnungen hin und her getrieben, wußte sich Elisabeth so bald nicht zu fassen. Ein großes Verhängniß für Alle schien hereinzubrechen, und ihr Herz schlug von Angst und Ahnung, welchen Antheil sie zu nehmen habe, oder welcher ihr zufallen könnte. Sie ließ Alles auf sich eindringen, nur bestrebt, die vereinsamte Brust für diese Frühlingsstürme zu erweitern.

Entschiedener stand Frau Martens auf Seiten der Besorgnisse. Das Losungswort „Republik" ängstigte die gute Frankfurterin, die sich doch im kleinen Freistaate so behaglich fühlte. Diese kleine Republik war bisher mit dem Multipliciren so glücklich gewesen; nun schien aber die große an das Rechnungsexempel der Division zu gehen. Wenigstens hörte Frau Martens nur das Wort „Theilen," diesen Ruf des Proletariats, aus dem verworrenen Lärm der Tagesstimmen am deutlichsten heraus.

Sie fand jetzt die Ruhe nicht mehr in ihrem stillen Gartenhause und brachte die Tage bei ihren Söhnen in der Stadt zu. Anton verschwieg Nichts, was die Frau Mutter schrecken konnte, während Robert das Gegentheil von Allem erzählte, was ihn heimlich ängstigte.

Die Furcht der unruhigen Frau stieg auf's Höchste, als am Vorabende der Parlamentseröffnung ihre Söhne mit einigen Freunden aus dem „Weidenbusch" nach Hause

kamen, und sich auf's Lebhafteste von der tollen Rede unterhielten, die dort ein Herr von Struve von einer Tribüne im Speisesaal des Gasthauses für die deutsche Republik herabgeschrien hatte.

Die Männer waren auch im Wolfseck gewesen und und hatten dort abwechselnde Redner gehört. — „Ja, meine Damen," sagte einer der Freunde, „kein Gasthaus, keine Restauration ohne Rednerbühne. Es ist eine wahre Sündfluth von Beredtsamkeit über uns gekommen. Wir haben lange schweigen müssen, und nun sind mit einmal alle Dämme der öffentlichen Macht mit Springfluthen durchbrochen."

„Und just in den Wirthshäusern geht's los!" lachte ein Anderer. „Aber freilich, diese neuen Apostel kennen unsere alten Wege, und suchen uns bei unsern guten Gewohnheiten auf. Sie wissen, wie gemüthlich der Deutsche bei Tisch ist, und so hoffen sie, den speisenden Zuhörern die frischen republikanischen Gesinnungen leichter mit einem filet de boeuf, mit einer omelette à la jardinière oder den Kartoffeln à la maître d'hôtel beizubringen."

„Mir haben sie den Appetit verdorben!" rief Anton Martens. „Sie geben so viel abgeschmacktes, abgestandenes Zeug von sich, daß es zum Ekel wird. Sie hätten im Wolfseck hören sollen, Frau Mutter, wie die Sprecher auf der Tribüne wütheten. Ich glaubte mich in eine Menagerie versetzt, und einen Tiger oder eine

Hyäne im Käfig zu sehen, wenn die Abfütterung vor sich gehen soll, und der zottige Eisbär den Kopf an den Stäben hin und her reibt. In der untern Wirthsstube fanden wir ein halb Dutzend Turner, die heiser waren, und keinen Ton mehr vorbringen konnten."

Als der Wagen vorfuhr, konnte sich Frau Martens nicht entschließen, nach ihrem Gartenhause zurückzukehren. Sie wünschte in einem Gastbette ihres Sohnes zu übernachten. Aber Elisabeth widersprach. — „Vor dem Thore ist es stiller," sagte sie, „und mir ist es Bedürfniß, morgen früh nach dem ruhigen Taunus hinüberzublicken und mich zu freuen, wie der „Altkönig" auf diesen republikanischen Ameisenhaufen herabsieht. Berge werden diese Sprecher hoffentlich noch nicht versetzen. Komm', liebe Mutter."

Aber die Mutter konnte sich nicht entschließen, und ihre Schwiegertochter gab schnell Befehl, das Gastzimmer zu rüsten.

„Dann geh' ich allein!" erklärte Elisabeth, wünschte gut' Nacht und eilte nach dem Wagen.

Eine wunderbare Entschlossenheit war über sie gekommen. Zum erstenmal entschied sie sich im Handeln gegen die Mutter. Ihre Seele athmete in diesen Stürmen auf, wie es schien, und sie hatte ein dunkles Vorgefühl, daß es ihr in solcher Zeit vielleicht zu Kampf und Widerspruch nicht an Muth fehlen dürfe.

## 7.

Ueber Nacht kam der Morgen der Parlaments- eröffnung. Elisabeth hatte einen Fensterplatz in einem der zwischen dem „Römer" und der „Paulskirche" gelegenen Häuser gefunden. Im Kaisersaale jenes alten Baues waren die Hunderte, die sich aus allen deutschen Provinzen zum deutschen Parlament eingefunden hatten, zur Wahl eines Präsidenten und der Sekretäre versammelt. Es währte lang und man vernahm, daß es dabei stürmisch zugehe. Dort prüfte man einander nach Losungsworten der noch verhüllten Parteien, wie Ringkämpfer sich mit den Augen messen, ehe sie angreifen.

Der Platz um die Kirche war mit doppelten Reihen Bürgergarde besetzt, die Seitengassen gegen die zuströmende Menge gesperrt. Auch an der innern Treppe in der weiten Halle des Römers bildete die Bürgergarde Spaliere, und Turner in ihren leinenen Anzügen standen wie dienstbereite Pagen vor dem Hause und der

Kirche gruppirt. Alle Fenster der umliegenden Häuser waren von Zuschauern, meist von geschmückten Frauen eingenommen, da und dort selbst die Dächer durchbrochen, um Logen für Zuschauer zu gewinnen. Die dreifarbigen Riesenfahnen, die hoch herabhingen, wehten gelassen in der majestätschen Erwartung.

Endlich entstand Bewegung am Ausgange des Römer. Aus den dumpf wiederhallenden Innern vernahm man Trommelschlag und Militärmusik eines feierlichen Marsches, und zwischen den Turnern hervor trat der Zug der schwarz gekleideten Parlamentsglieder.

Die Bürgergarde im Viereck präsentirte das Gewehr, alle Glocken der Stadt läuteten feierlich, Kanonenschüsse hallten dazwischen, das dichtgedrängte Volk schwenkte mit Jubelruf die Hüte, Tücher und Fähnchen in den Händen der Frauen winkten von den Fenstern. Und forthallender Jubel, forttönendes Geläut und Geschützes- auf Geschützesschlag begleitete den ernsten Zug zur Paulskirche. Eine Ahnung nationaler Wiedergeburt zu deutscher Einheit überschauerte die tausend und tausend Herzen, und wenig Augen blieben ungenetzt von einer heiligen Rührung.

Aber nur wenige Minuten stand die Prachtblüthe einer unvergeßlichen Stunde in ihrem vollen Glanze und verschloß nun ihre Befruchtung in den innern Verhandlungen der Paulskirche.

Elisabeth, erschüttert von den Eindrücken, die sie

nicht bewältigen konnte, hatte sich nachträumend zurückgezogen, nahm stillschweigend Hut und Shawl und verlor sich aus der Gesellschaft der befreundeten Familie. Sie wandelte, sich ihrer selbst besinnend, nach dem Hause des Bruders Robert, um ihre Mutter zu begrüßen.

Frau Martens kam der Tochter weichgestimmt entgegen, und umarmte sie. — — „Ich hätte gestern Abend mit Dir gehen sollen, Betty," sagte sie, „denn ich habe hier in der Stadt eine höchst widerwärtige, schlaflose Nacht gehabt. Keine fünf Minuten lang ist es von Schreienden, Singenden, Jauchzenden still geworden. Und wenn ich dann vor Ermüdung doch einige Augenblicke in Schlummer fiel, weckte mich irgend ein gräßlicher Schrei von der Straße. Aber nicht genug mit der Störung von außen! Als ich endlich doch, ganz erschöpft, ein wenig eingeschlafen war, hörte ich aus unserm jüngsten Theaterbesuch in meinem eigenen Innern Schiller's Worte der Maria Stuart:

„Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!"

Und nun wurden mir diese immer wiederkehrenden Verse zur Qual. Wenn ich diese Ruhestörer auf der Straße hinter ihrem heisern „Vivat hoch die Republik!" oder „Nieder mit dem Bundestag!" dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst, flüsterte mir immer wieder ein höhnisch-

kicherndes Stimmchen zu: „Laß mich der neuen Freiheit genießen!“ — — Nein, liebe Betty, ich will doch lieber draußen in unserm Gartenhause — wenigstens die Nächte zubringen, oder Anton will uns einige seiner Fabrikarbeiter als Schutzwacht bei Nacht in's Haus legen. Wir wollen nun gleich hinausfahren und uns umkleiden. Robert hat zu fünf Uhr große Tafel, und wir finden da einige interessante Geschäftsfreunde. Ich hoffe, wir hören da manches Beruhigende aus der Ferne; es sind jedenfalls lauter Männer, die Nichts von einer Republik wissen wollen, und die hoffentlich auch rasirt sind. Es ist mir fatal, neben einem Manne zu speisen, dem die Bratensauce am Bart abtröpfelt, und der mit der Serviette immer wieder das Gestrüppe wegwischen muß, ehe er seine Beute zur Mundhöhle führt. Es sind die Löwen des Tages, die ihre — jungen Gedanken füttern.“

Als nun Robert's Wagen vorgefahren war, gab Frau Martens beim Einsteigen Befehl, ihren Hauderer um vier Uhr mit einem Stadtwagen nach ihrer Gartenwohnung zu bestellen. Sie hielt nämlich keine eigene Equipage, sondern hatte mit einem Wagenvermiether ein Uebereinkommen für regelmäßige und für unbestimmte Fahrten getroffen.

Zu Hause besprachen Mutter und Tochter ihre Anzüge. Frau Martens verlangte, daß Elisabeth sich heut nach dem Geschmack der Gesellschaft kleide und um der

Fremden Willen eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen nonnenhaften Anzuge mache. Elisabeth, von den außerordentlichen Vorgängen des Tages ohnehin so hoch gestimmt, war gleich bereit, mit Aufgebung ihrer kleinen Rücksichten der ihr ohnehin so herzlich entgegengekommenen Mutter zu Willen zu sein. Dennoch, als sie mit entblößten Schultern vor den großen Spiegel ihres Ankleidezimmers trat, konnte sie sich eines leisen Schrecks nicht erwehren. In wunderlicher Bangigkeit wählte sie desto sorgfältiger ein Tuch aus, das sie auch im Zimmer leicht beibehalten konnte.

Der bestellte Wagen fuhr an, und beide Frauen kamen etwas nachdenklich in den Garten herab.

„Sie haben ja neue Pferde, Becker?“ bemerkte Frau Martens.

„Gefallen sie Ihnen, Madame?“ erwiederte der auf dem Bock; es war der Sohn des Wagenvermiethers selbst. „Wir haben sie seit einigen Tagen; es sind unsere Staatspferde jetzt, und wir wollen sie Parlamentsfüchse heißen.“

„Sie sind doch eingefahren, Becker? —“

„Haben Sie keine Besorgniß, Madame: sie sind jung, aber geschult. Und — wissen Sie — ich habe sie in der Hand, ich selbst: ich bin ihr Präsident.“

Er faßte die Zügel mit einem v. Gagern'schen „kühnen Griff,“ schnalzte mit der Zunge, und so ging's in leichtem

Trab dem Thor und der belebten Straße zu. Elisabeth, rechts der zuerst eingestiegenen Mutter, bei geschlossenem Schlagfenster sitzend, war in Gedanken versunken, bis die Mutter sie durch ihr helles großes Schlagfenster auf einen Zug Turner aufmerksam machte, neben welchem der Wagen jetzt hinfuhr. Sie war bei diesem Anblick unruhig geworden, und öffnete ihr Fenster, um dem Kutscher zuzurufen. Dieser aber zog eben schon die Pferde an und fuhr Schritt, wie es ihm die Turner zuriefen, die sich nicht wollten zur Seite drängen lassen. Frau Martens sah jetzt, daß die jungen Leute einer Fahne mit der Inschrift: „Republik, kein Parlament!“ folgten. Sie schloß rasch ihr Fenster.

Indem bemerkte Elisabeth durch die vordere Scheibe einen entgegenkommenden Zug ebenfalls mit einer vorausgehenden Fahne. Sie konnte die Inschrift derselben mit der entgegengesetzten Losung: „Ein Parlament, keine Republik!“ nicht lesen, und begriff daher nicht, warum plötzlich ein Tumult entstand. Beide Züge wurden handgemein und die ankommende Fahne zu Boden gerissen. Waffen blinkten in der Luft; die Menschen auf der Straße eilten schreiend fort oder in die nächsten Häuser, um dem Kampfe zu entgehen. Elisabeth erhob sich, um den Kutscher in eine Seitenstraße lenken zu lassen. In diesem Augenblicke that er es von selbst, zugleich aber fielen zwei, drei Pistolenschüsse; die

Pferde, in zu kurz genommener Seitenwendung, rissen den Wagen gegen die Straßenecke, so daß die Axe brach. Elisabeth, die noch aufrecht stand, sank um, mit der rechten Schulter in das Fenster. Die Scheibe brach, das Blut floß über den Arm, über das Kleid. Die Mutter, die sie umfaßte, fand sie ohnmächtig und schrie um Hilfe. Allein, der Lärm übertäubte ihren Ruf, der Kutscher hatte seine Noth, die Pferde zu halten, und die Menschen suchten zu entkommen. — — Nach einer kleinen Weile öffnete sich der Schlag, ein schlanker, bärtiger Mann blickte mit großen dunkeln Augen herein, und mit den Worten: „Mein Gott, verwundet!" umfaßte er Elisabeth, und hob sie aus dem Wagen. Sie kam darüber zu sich, und er führte sie in das nächste Haus. Frau Martens folgte und warf sich über die Tochter her, die auf ein altes Sopha gebracht war. — „O Gott, was fangen wir an, mein Kind?" rief sie.

„Das will ich Ihnen sagen," erklärte der Fremde sehr entschieden. „Sie halten sich hier ruhig; ich bin Arzt und eile nach meinem nahen Gasthofe, das Nöthige zu holen. Inzwischen machen Sie kalte Ueberschläge über die Schultern. Ich habe schon gesehen, es sind Schnittwunden mit Splitterchen von dem zerbrochenen Wagenfenster."

„Sie sind sehr gut, sehr gefällig, mein Herr," versetzte Frau Martens, indem sie den stattlichen Mann

mit Befremden ansah. „Aber, vielleicht ruft Jemand unsern Arzt herbei, den Doctor Schumann, den Herrn Hofrath.“

„Rufen Sie,“ sagte der Abgehende in der Thür, „Sie finden jetzt schwerlich einen Arzt zu Hause. Danken Sie dem Zufall, daß ich da bin, — der erste Beste.“

„Wer ist der Mann?“ fragte, als er fort war, Frau Martens.

„Ich hab' ihn nie gesehen,“ antwortete die Hausfrau, die kalt Wasser aus der Küche geholt hatte, und sich mit Elisabeth beschäftigte. „Gewiß der vielen Fremden einer, von denen die Stadt wimmelt. Er ging neben dem Fahnenträger des Zuges, der Ihrem Wagen entgegen kam, und schlug den Metternich zu Boden, der diesem Fahnenträger die Standarte entriß und mit Füßen trat.“

„Metternich, sagen Sie?“

„Ach! Nicht der bekannte Wiener, nicht der Fürst Metternich, Frau Martens! Nein, ein Mainzer Turner trägt diesen Namen auf gut bürgerlich und republikanisch. Ei nun, die wollen auch ihren Metternich haben. Aber ein hübscher, respektabler Mann ist dieser fremde Doktor; er sieht aus wie ein tüchtiger Mensch.“

„Der Erste wenigstens, dem ein solcher Bart gut steht,“ erwiederte Frau Martens mit befangenem Lächeln.

„Zeigen wir ihm kein Mißtrauen, liebe Mutter," bat Elisabeth; „er sieht aus wie ein tüchtiger Mann. Sie haben Recht, Frau Nachbarin!"

Nicht lange, so kam ein Fiaker angefahren. Der Arzt sprang aus dem Wagen. — Kommen Sie Fräulein," sagte er, „wir wollen's zu Hause vornehmen, wo Sie sich eher entkleiden und dann gleich zu Bett gehen können."

Er warf ihr das Tuch um die Schulter, und führte sie nach dem Wagen. Martens dankte auf das Verbindlichste der Hausfrau und folgte. Der Fremde half ihr zum Sitz und schwang sich dann zum Kutscher auf den Bock. „Wissen Sie wohin, Fiaker?" fragte er.

„Ich weiß, wo Frau Martens wohnt," war die Antwort des Kutschers, womit er die Peitsche hob und den Zaum anzuckte.

## 8.

Der glänzende Abendhimmel fiel in das Zimmer, worin der junge Arzt die verletzte Schulter in Untersuchung und Behandlung nahm.

Leise tastend suchte er so wenig wie möglich wehe zu thun. Allein dabei überlief es mit jeder Berührung Elisabethen, die in bebender Verschämtheit dasaß, die Hand der Mutter gefaßt. Erst der wirkliche Schmerz erleichterte sie, wahrscheinlich dadurch, daß er ihr die Nothwendigkeit, so entblößt unter den Händen und Augen eines fremden Mannes zu sitzen, lebhafter zu empfinden gab. Als aber der Arzt zur Befestigung des aufgelegten Heilmittels einige Streifen Heftpflaster darüber hin auf die warme Blöße drückte, überlief es sie wieder mit noch heftigerem Schauer. Sorgfältig wurde dann, unter Beistand der Mutter, der Aermel eines weiten Nachtgewandes über die belegte Schulter gezogen, und der Arzt entfernte sich in das anstoßende

Zimmer, bis Elisabeth entkleidet und zur Ruhe gebracht war.

Wie er dann wieder eintrat, sagte Frau Martens:

„Ich werde nun doch unsern Hausarzt in Kenntniß von dem Unglücke setzen müssen? Wie meinen Sie?“

„Thun Sie das, Frau Martens!“ antwortete er, „und überlassen Sie ihm die weitere Verordnung. Ich trete gern zurück und habe nur gethan, was ein Sachverständiger nicht unterlassen wird, wenn ihn der Zufall an einem solchen Unglück vorüberführt, wo Nichts versäumt werden darf.“

„O wir sind Ihnen unendlichen Dank schuldig geworden!“ versicherte mit den freundlichsten Blicken Frau Sabine. „Aber nein, Sie sollen die Behandlung meiner Tochter nicht aufgeben: Sie müssen uns mit dem Hofrath gemeinschaftlich, und jedenfalls als Hausfreund besuchen. Nicht wahr? Ich rechne darauf!“

„Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau, und ich gehorche Ihnen von Herzen, — schon um meiner Rechtfertigung willen, als Fremder!“

„Gut, mein Herr! Dann wollen wir uns aber auch nicht länger fremd bleiben. Sie kennen uns, vermuthlich durch den Fiaker; ich weiß aber noch nicht einmal Ihren Namen. Ich merke nur, daß Sie aus

Baiern oder Oesterreich kommen, obschon Sie ein wenig schweizerische Mundart haben. Nicht wahr?"

„Und — woraus schließen Sie das, Frau von Martens?" fragte er mit bejahendem Lächeln.

„Eben aus diesem „Von," und aus der Bezeichnung „gnädige Frau,"" lachte sie. „Diese Art von Höflichkeit gegen Bürgerliche ist hier zu Lande weniger üblich."

„Sie haben's wirklich errathen!" versetzte er. „Ich komme aus Wien, wo ich mich, ärztlicher Studien halber, ein halb Jahr aufgehalten habe. Dort gewöhnt man sich so an diese — allerdings etwas sonderbare und gesuchte Höflichkeit, die zumal in den heurigen März nicht paßt, und — wahrscheinlich auch vom Parlament in den April geschickt wird. Uebrigens bin ich in der That aus der Schweiz und heiße Lehfeldt."

„Lehfeldt?" versetzte nachdenklich Frau Martens. „Wo haben wir denn diesen Namen schon gehört, Betty?"

Auch Betty besann sich; ehe sie aber auf die Spur kam, fiel der Doktor ein:

„Ich kann Ihrer Erinnerung zu Hülfe kommen. Sie haben vielleicht meinen Namen von einem Freunde gehört, den ich gestern zufällig hier entdeckt habe, — von Herrn von Dahlen?"

„Ach ja!" rief Betty. „Sie sind der junge Arzt,

der mit unserm Nachbar auf dem Rigi war. Erinnerst Du Dich, Mutter?"

Der Mutter schien dieser Zusammenhang, den sie zugeben mußte, weniger angenehm, als der Tochter zu sein. Sie trug dem Gutsbesitzer noch immer ihren frühern Verdruß nach, und fürchtete vielleicht, es könnte etwas davon auf den so interessanten und hübschen Doktor fallen. Jedenfalls wäre ihr dieser als wildfremder Mensch lieber gewesen, während im Gegentheil Elisabeth sich freute, daß er ihr von einer so guten Seite schon bekannt war. Frau Martens machte sich ihre Empfindung nicht klar; sie war nur ein wenig zerstreut, und ehe sie sich einer artigen Erwiederung besann, ging leise die Thür auf und der Hausarzt trat herein.

Er kam eben vom Bankier Martens, wo er ebenfalls zu Gast geladen und auf die dort eingelaufene Nachricht von dem Unfall aus eignem Antrieb und auf Verlangen der beunruhigten Familie fortgeeilt war. Lehfeldt machte ihn mit dem Befund und seiner Behandlung der Verletzung bekannt. Der Hofrath, der nichts sehnlicher wünschte, als zeitig wieder zu der vielversprechenden Mittagstafel zurückzukehren, freute sich, die Sache so gut besorgt und keine weitere Abhaltung zu finden. Er genehmigte das Verfahren Lehfeldt's, und war, als er diesen Namen hörte, sehr angenehm

überrascht, den Verfasser einiger medicinischen Abhandlungen, die er vortrefflich nannte, persönlich kennen zu lernen. — — „Sieh' da," rief der lebhafte kleine Mann, „kein Unglück ohne Glück! Verzeihung, mein liebenswürdiges Fräulein, daß auf meinen Theil das Glück kommt! Aber — ich tret's Ihnen ab: hier, der Doktor soll Sie allein behandeln, soll Ihr Unglück heilen. Schenken Sie ihm Ihr Vertrauen und Alles! Ein ausgezeichneter junger Mann! Nur auf ein paar Stunden nehme ich ihn jetzt in Beschlag. Sie müssen ohnehin Ruhe haben. Sie, Doktor, kommen nämlich mit zu Herrn Robert Martens, dem Sohn unserer verehrten Dame, dem vortrefflichen Bankier, kommen mit zu Tisch in charmante Gesellschaft. Die Damen da haben zwei Stühle unbesetzt gelassen, und Sie nehmen einen davon ein und speisen für zwei, wenn Sie wollen. Dort geben Sie Bericht über den Fall, und bringen dadurch neues Leben in die Gesellschaft. Kommen Sie, die vortrefflichsten Schüsseln warten auf uns!"

Es half auch Nichts, daß Lehfeldt Einwendungen machte, daß er sich mit seinem unpassenden Anzug entschuldigte, so und so widerstrebte. — „Was wollen Sie?" rief Schumann. „Sie müssen mit uns auf die Genesung unserer liebenswürdigen Patientin ein Glas leeren. Auf denn nach Valencia! Valencia kommt von valere!"

„Gut denn, ich folge!“ lachte Lehfeldt mit schalkhaften Blicken nach den Damen, während er nach seinem Hute griff. „Ich will's Ihnen nicht länger schwer machen, fortzukommen, „vortrefflicher“ Hofrath, der Flaschenzug Ihres Verlangens überwältigt Alles.“

Beide empfahlen sich, — der Alte mit Artigkeit, der Andere mit Anstand. Unten fanden sie noch den Wagen, in welchem der Hofrath gekommen war.

Hinter den Abgegangenen her ließen sich Mutter und Tochter über Lehfeldt aus. Die edle Gestalt, der Tiefblick des Auges und geistreiche Ausdruck seines etwas blassen, schmalen Gesichtes wurden von der Mutter — fast allzu lebhaft für eine so gesetzte Frau — gerühmt. „Noch schmaler und blasser,“ sagte sie, „durch das reiche, dunkel glänzende Haar und einen Vollbart, den ich zum erstenmal verzeihen kann. Noch bei keinem der bärtigen Männer, die seit ein paar Tagen in unsere Stadt wie vom Himmel gefallen sind, ist es mir, wie bei dem Doktor, so vorgekommen, als ob solcher Bart doch zum Manne gehöre, wie die Mähne zum Löwen.“

Sie lachte laut und erröthend auf, so muthwillig, wie eine Witwe, die eine zweite Ehe noch nicht verschworen hat.

„Alles Das, liebe Mutter, was Dir an dem jungen Doktor so gefällt, hätte mich in Verzweiflung brin-

gen können," erklärte Elisabeth, „wenn mir nicht der reine Klang der Stimme, sein klares Auge die Beruhigung oder die Fassung gegeben hätte, daß er kein kecker, leichtfertiger Mensch sei. Ich erschrecke immer wieder, wenn ich daran denke, in welche Lage man zu einem fremden Menschen kommen kann. O, es ahnte mir ein Mißgeschick! Nicht ohne wundersame Angst zog ich jenes Kleid an: aber ich schrieb es meinem gewohnten Widerwillen gegen solche Tracht zu, und — wie hätte ich denken können, was mir darin begegnen sollte? Schreck und Drang des Augenblicks geben uns ohne Wahl in die Hände eines Menschen, der uns mit der Miene des Berufs zum Abscheu werden kann. Und wird er das nun nicht, so behält man doch immer eine so ängstliche Dankbarkeit, eine so — — ich weiß es nicht gleich zu sagen. Ach, liebe Mutter, bleibt man denn nicht in einem gewissen Geheimniß mit einem Manne, der uns so gesehen hat? Es ist als ob man ihm durch einen Zauber, durch einen Bann für immer angehöre."

„Bist Du nicht kindisch!" warf die Mutter fast unwillig hin. „Angehöre! Was hast Du denn Geheimes an Dir für einen studirten Arzt? Du meinst Wunder, was ein junger Doktor für Interesse an Deinen Heimlichkeiten habe! Und — jung, sage ich: wie jung wird er denn sein? Ich halte ihn, seinem gesetzten

Benehmen nach, für gar nicht so jung. Oder Du hättest dann auf unsern alten Hofrath warten können!“

Aus der aufgeregten Art und Weise, wie sie der Tochter widersprach, die ihn für einen Mann von dreißig hielt, ließ sich vermuthen, daß Frau Martens ihren „Schönbart“ lieber älter und fremd am Orte gesehen hätte. Ihren Jahren näher, und ihren Bekannten entfernter, — wie viel liebenswürdiger wäre ihr der Doktor gewesen!

So fand sich denn Elisabeth mit der weichen, hingebenden Stimmung ihres Erlebnisses zurückgestoßen, ja tief verletzt. Sie mußte die ihr so neue, räthselhafte Empfindung in ihr Innerstes verschließen. Was ihr die Mutter so unzart, so unmütterlich eingeredet hatte, widerte sie an. Das Band des kindlichen Vertrauens war ihr wie aus dem Herzen gerissen, und ließ eine Wunde zurück. Desto lebhafter ward ihr und desto theurer das gekränkte Gefühl einer geheimnißvollen Angehörigkeit an den Mann, unter dessen leisen Händen ihr Herz von so ängstlichen Ahnungen geschlagen hatte.

Sie wendete sich von der Mutter ab gegen die Wand ihres Bettes, um einzuschlummern und alles Schmerzliche zu vergessen. Und mit dem Gedanken: Gott walt' es! schlief sie wirklich ein. — —

Die so befremdende Stimmung der lebensfrohen Witwe Martens hing einigermaßen doch mit den Er-

scheinungen jener Tage zusammen, die gerade ihr so widerwärtig erschienen. Jene allgemeine Bewegung ließ nämlich kein Gemüth der Zeitgenossen unberührt, und regte mit den politischen — die natürlichen Leidenschaften der Menschen auf. Mit den Schranken der öffentlichen Gewalt und dem Ansehen der herrschenden Macht war bei vielen Menschen das Bewußtsein der Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung getrübt oder gelockert. Die eigenmächtigen Neigungen der Menschen kamen aus dem Niederschlage der Herzen zum Vorschein, wie ein gewaltiger Meeressturm den Boden aufwühlt, der sonst vom Spiel der Wogen unberührt bleibt. —

## 9.

Inzwischen waren beide Doktoren beim Bankier Martens angekommen und sahen sich im Gesellschaftszimmer von zahlreichen Gästen mit Fragen und erwartenden Blicken umdrängt. Der Hofrath, nach ein paar an den Herrn und die Frau vom Hause gerichteten Worten der Beruhigung, stellte den fremden Doktor als den glücklichen Helfer in der Noth vor, und forderte ihn auf, den Fall kürzlich zu berichten. Lehfeldt that es mit einfachen Worten und einnehmendem Anstande.

Er machte durch seine feinen Manieren, sein bescheidenes und besonnenes Sprechen und Urtheilen einen um so günstigeren Eindruck, als man sich bei seinem Erscheinen, nach Anzug und Aussehen, einen der Demokraten oder Republikaner des Tages erwartet hatte. War es ihm doch einmal verhängt gewesen, in die Kundschaft des sonst sehr eifersüchtigen Hausarztes einzugreifen, so konnte es in keiner glücklicheren Stunde geschehen, als so un-

mittelbar vor einem leckern Mittagsmahle, das unser Hofrath sehr zu schätzen wußte. Auf dem ganzen Hinwege zur Kranken hatte diesen die Besorgniß gequält, der fatale Zwischenfall könnte ihm den Appetit oder die verspäteten Schüsseln verderben, und er werde mit dem Abhub der Tafel „nachexerciren" müssen, von den satten Gästen auch noch mit Fragen gestört. Nun ihm aber durch das rasche Zugreifen des jungen Mannes diese Angst von der Seele genommen war, fühlte er sich in seinen schönen Erwartungen aufgelegt genug, den Praktikanten aus dem Stegreif zu den größten Verdiensten zu promoviren. Er bedachte bei seinen Lobeserhebungen nicht, wie viel ohnedies schon der dazu lächelnde Lehfeldt in seiner Persönlichkeit voraus hatte, um das ärztliche Vertrauen der ältern und der jüngern Damen zu gewinnen. Man sah ihnen, als der Hausherr ihn zur Tafel einlud, an den vergnügten Gesichtern an, wie beruhigt Alle für den Fall ärztlicher Hülfe waren; denn es fehlte nicht an entblößten Schultern, denen ebenfalls, unter springenden Champagnergläsern, ein Unglück zustoßen konnte.

Aber auch die Männer nahm der interessante Fremde durch seine geistreiche Unterhaltung bei Tische für sich ein. Und als er, bei der ersten Aufforderung des Wirthes zum Trinken, seiner Patientin gedachte und auf die Genesung der leider! Abwesenden sein Glas erhob,

wechselten Herr und Frau des Hauses, von unten und oben der Tafel, ein bedenkliches Lächeln, das über die Genesung der lieben Schwester hinauszugehen schien.

Die Unterhaltung war lebhaft, wie überhaupt der Puls des Lebens in jenen merkwürdigen Tagen. An politischen Toasten konnte es nicht fehlen; war doch im Jahre 1848 ein hohes Pfingstfest feuriger Zungen schon in die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings gefallen, da die Sonne in das Zeichen des Widders trat, und die Parteien, in Sympathie mit dem Thierkreise, die Köpfe gegen einander stießen. Sogar der Hofrath, der sonst lieber schweigsam genoß, ließ sich heut, wenigstens zwischen den zahlreichen Gängen der Tafel, einigemal hören. Bei einer Schüssel Waldschnepfen nahm er mit schalkhaftem Lächeln das Wort:

„Aha! seid ihr erwischt worden, ihr Aprilvögel! Die haben gewiß mit den Bundestagsgesandten fortgewollt, die dem ersten April zuvorgekommen sind. Ja, meine Freunde, das Mahl unseres verehrten Herrn Martens will durchaus vom politischen Standpunkte betrachtet sein. Es ist ein großer Gedanke, uns durch eine Reihe der trefflichsten Schüsseln die Beruhigung zu geben, daß mit dem aufgelösten Bundestage die gute Küche aus Frankfurt nicht entwichen ist. Bekanntlich brachte der russische Gesandte am Bund auch zu den feinsten Diners in der Stadt seinen aparten Senf mit,

und gewöhnte die Bundesvertreter so allmälig daran, auch die deutschen Angelegenheiten mit russischem Senf zu behandeln. Das Parlament haben sie nicht abgewartet; sie wußten nicht, was es „anrichten" könnte. An ihre Stelle sind Vertrauensmänner getreten, und die wollen wir nun hoch leben lassen, — ich meine anders hoch, als einer derselben schon früher auf dem Marburger Schloß hoch gelebt hat. Freilich haben wir bedenkliche Namen vor uns, und wenn wir auf der einen Seite hoffen, das neue Deutschland werde aus dem „Jordan" der Freiheit getauft, so fürchten wir auf der andern beim Namen „Welcker," unsere Erwartungen möchten nur allzubald abblühen. Darum, meine Freunde — Vertrauen, Vertrauen!"

Nach verklungenem Hoch nahm Lehfeldt das Wort:

„Ein gewisses Mißtrauen oder Besorgniß scheint auch schon unter das Volk gekommen. Ich habe da in einer der Gassen, an einer hohen alten Mauer, eine stattliche Fahne mittelst eines eisernen Klobens angebracht gesehen mit dem echt Frankfurtischen Verse darunter:

„Wenn norz der Klobe hält,
Daß d' Fahn' net h'runter fällt."

„Norz" ist wohl das verstärkte „nur." Lassen Sie uns also, — die dreifarbige Fahne auf unsere hohe deutsche Sache bezogen — darauf trinken:

„Daß norz der Klobe hält
Und d' Fahn' net h'runter fällt!" — —

„Oder herunter gerissen werde," sprach dann der Hausherr weiter, „wie die Fahne, mit der Sie, Herr Doktor Lehfeldt, vorhin den Mainzer Turnern begegnet sind."

„Ich gehörte nicht dem Zuge an, Herr Martens," entgegnete der junge Mann, „sondern ging eine Strecke neben dem Fahnenträger, den ich kannte, und dem der Mainzer Metternich die Fahne entriß. Ich weiß wirklich noch nicht, wie der Streit abgelaufen ist, da mich der verunglückte Wagen augenblicklich in Anspruch nahm."

„Abgelaufen?" antwortete einer der Gäste. „Ei nun, der Metternich ist von einem Pistolenschusse schwer verletzt, sagt man, und sieben Hanauer Turner sind verwundet." — —

Man erwartete für die Nacht eine glänzende Beleuchtung der Stadt; daher die Gäste früher aufbrachen, um in ihren Wohnungen das Einzelne vorzurichten und dann mit ihren Familien auf Besichtigung des Ganzen auszugehen. Als Lehfeldt sich bei der Hausfrau empfahl, fragte sie freundlich nach seinen Besuchen bei ihrer Schwägerin.

„Ich werde diesen Abend noch einmal hingehen,"

sagte er, „um zu sehen, wie sich die Sache nach dem ersten Ausruhen der Leidenden macht.“

„Wenn Sie etwas später hingehen,“ versetzte sie, „so finde ich Sie wahrscheinlich noch dort, und kann hören wie's geht. Ich will nur durch ein paar Straßen fahren, und dann die Schwiegermutter am Krankenbett ablösen, damit sie auch die Beleuchtung sieht. Ich weiß, es macht ihr Vergnügen.“

Lehfeldt verneigte sich zusagend gegen ihr fragendes Lächeln. Er begab sich nach seinem Gasthofe, um sich aus der Unruhe dieser Stunden ein wenig zu sammeln. Im Ganzen brachte er eine befriedigte Stimmung mit; der hohe Schwung der Tischgesellschaft hatte ihn angenehm erregt. Die Wohlhabenheit, der Reichthum der Familien, der sich aus Allem zu erkennen gab, hatte heut nicht so schwer und drückend dagelegen, sondern sich mehr als ein Stoff gezeigt, aus welchem auch einmal eine desto höhere und mächtigere Flamme von Theilnahme und Begeisterung hervorbrechen kann. — — Ueber Allem aber schwebte das edle Bild seiner Patientin, — diese vollendete Gestalt, und der tiefe, innige Ausdruck eines Angesichtes, das allerdings weniger Interesse für den Maler, als vielleicht für den seelenkundigen Arzt erwecken mochte. Ihm war unter seiner Behandlung der verletzten Schulter Nichts von den bebenden Empfindungen entgangen, die sich in den unharmonischen Zügen Eli-

sabeth's verriethen. Lehfeldt besaß ein seelenforschendes Auge, das nicht mit Dem befriedigt wurde, was von einem schönen menschlichen Dasein blos für die Anatomie übrig bleibt.

Als es dunkel geworden, nahm er seinen Abendmantel, um auf einem Umwege durch die beleuchteten Gassen vor das Bockenheimer Thor zu kommen.

Im Gartenhause fand er nur die Mutter und das ab- und zugehende Dienstmädchen um die Kranke. Diese hatte zwei Stündchen geschlafen und fühlte sich, außer der schmerzhaften Schulter, wohl und beim Eintritte des Arztes sehr erheitert. „Ich muß Ihnen mit der Linken danken, Herr Doktor," sagte sie, ihm die Hand reichend, „Sie haben mir ja die Rechte in Ruhestand versetzt."

„Oder vielmehr in eine verwickelte Lage gebracht," lächelte er.

Auch die Mutter ließ es nicht an Freundlichkeit fehlen. Sie bedauerte, daß er sich, um seines Besuches willen, das so seltene Vergnügen einer so prachtvollen und bedeutsamen Beleuchtung verkürzt habe.

Eben als er ihr ankündigen wollte, daß sie selbst nicht um dies Vergnügen kommen werde, fuhr der Wagen der Schwiegertochter an, und Frau Thekla kam lebhaft herein, sich, mit flüchtiger Begrüßung der Schwiegermutter, über Elisabeth herzuwerfen und sie mit be-

dauernden Worten zu herzen. Dann rasch zu Mutter Martens gewendet, sagte sie:

„Mein Wagen wartet, liebe Mutter, Sie durch die Stadt zu fahren. Sie müssen die Illumination sehen; es ist alle Pracht der Welt. Ich bleibe indeß bei Elisabeth. Aber eilen Sie!“

Frau Martens war allerdings jugendlichen Sinnes genug, eine so seltene Sehenswürdigkeit auch nach einem so schreckhaften Erlebnisse nicht abzuweisen. Ein freundlicher Blick nach dem Arzte schien zu verrathen, daß sie seine Begleitung wünsche. Ihrer Aufforderung aber kam die junge Frau mit dem lächelnden Befehl zuvor:

„Sie, bester Doktor, müssen uns aber Gesellschaft leisten. Wir haben noch gar Manches zu fragen.“

Frau Martens, die schon Mantel und Schleierhut von der Dienerin empfing, versetzte mit heimlichem Verdruß:

„Merken Sie wohl, lieber Herr Lehfeldt, daß die kluge Frau hernach von Ihnen heimbegleitet sein will.“

„Vorsicht schadet Nichts, liebe Mutter,“ lachte Frau Thekla, „und Herr Lehfeldt thut's auch gern. Eilen Sie nur, ehe die Lampen hinter den Transparenten nachlassen.“ — —

Als der Wagen fortgefahren war, erzählte die heitere Frau der fragenden Elisabeth von der prächtigen Beleuchtung. Sie gedachte der Katharinenkirche, die bis

zur Thurmspitze hinauf von rothem Lichte wie durchschimmert stand, und eines durchscheinenden Gemäldes der Künstler, den Kaiser Barbarossa vorstellend, wie ihn Germania mit dem Kranze des Thierkreises und der abgelaufenen Sanduhr aus seinem verhängnißvollen Schlaf erweckte: „Wach' auf, Barbarossa!" Goethe mit einem frisch-grünen Kranze sah aus dem Fenster seines väterlichen Hauses auf die deutsche Revolution, und sein Standbild, von zwei hohen Kandelabern mit Gas erleuchtet, war mit bezüglichen Sprüchen aus seinen Werken auf einzelnen Täfelchen umhangen.

Sie erzählte etwas sprunghaft und mit begleitendem Lachen. Diese an sich ungefällige Art, für welche hier wenigstens die schönsten Zähne mit Entschuldigung hervortraten, war dem etwas koketten Frauchen eigen, kam aber heute noch besonders daher, daß der Inhalt ihrer Mittheilungen für Elisabeth — die gesuchten Worte aber für den jungen Arzt bestimmt schienen. Eine seltsame Eigenheit der Frau Thekla war ihr unruhiges Fragen.

„Mit welcher Fahne sind Sie denn eigentlich nach Frankfurt gekommen, Doktor?" fragte sie jetzt.

„Mit gar keiner, Madame!" antwortete er. „Ich habe Ihnen ja erzählt, daß ich nur zufällig neben dem Fahnenträger —"

„Sie sind aber Parlamentsmitglied, nicht wahr?" —

„Auch das nicht. Doch — Sie haben Recht zu fragen: Sie wissen noch gar Nichts von mir, und sollen mir doch Ihre kranken Glieder anvertrauen?“ —

„O nein, Herr Doktor!“ fiel Elisabeth erröthend ein. „Ich kenne Sie aus dem freundschaftlichen Munde des Herrn von Dahlen.“

„Das kommt mir freilich zu gut,“ erwiederte er, „und ich lasse mir die Fürsprache des Freundes eben so gefallen, wie das gute Zeugniß des Hofraths als Arztes. Indeß war ich auf beides nicht gefaßt, als ich hierher kam; ich wußte nicht, daß Dahlen sich hier niedergelassen hatte, und ahnte noch weniger, daß ich als Arzt hier auftreten würde. Die große Märzbewegung, die politische Flut trieb mich hierher, wie einen entwurzelten Baum aus fremdem Welttheil. Ich hatte mich eben als Arzt in Basel niedergelassen, mir eine hübsche Gartenwohnung eingerichtet, und wollte mich eben als neuen Heilkünstler austrompeten lassen, als die Parlamentsposaune an unsern Bergen widerhallte. Ich war froh, noch keine Patienten zu haben, noch ungebunden bei der Ankunft der deutschen Freiheit zu sein, und übergab einstweilen Haus und Garten der Obhut meiner guten Mutter, die mich sehr ungern ziehen ließ.“

„Aber Ihr Vater stimmte schon eher zu, nicht wahr? —“

„Ich habe ihn leider! nicht gekannt;“ fuhr Lehfeldt

fort, „sonst hätte ich ihm das Haus überlassen. Ich bin die schwersten Jahre lang nur einer früh verwitweten Mutter schwer geworden. Ich ließ mich aber von ihrer zu ängstlichen Liebe nicht festhalten, und erlebe nun das Wunderbare, daß ich im Augenblicke, wo ich mich für eine zu erwartende Kundschaft festsetzen will, fortgetrieben werde, um meine erste Patientin in der Fremde zu finden.“

„Das ist interessant!“ lachte Frau Thekla. „Sie sind ja ein neuer Eulenspiegel: laufen vor Patienten fort, um gegen Patienten anzurennen. Da ist Verhängniß im Spiel! Und wissen Sie, welche Strafe ich Ihnen gönnte? Sie müßten dafür, daß Sie sich von der deutschen Freiheit haben verlocken lassen, in eine recht deutsche Herzensschlinge fallen, um gebunden nach Basel zurückzukommen.“

„Der Wunsch kommt aus so schönem und freundlichem Munde, daß er nichts Schreckhaftes für mich hat!“ entgegnete Lehfeldt. „Eines wollt' ich nur: Ihre feinen Finger hätten diese Schlinge zu knüpfen. Sie würden die Fäden in eine Hand legen, die ich mit mir nach Basel zöge. Wie würde sich die gute alte Hüterin des Gartenhäuschens freuen, wenn ihr der „Eulenspiegel“ eine Tochter mitbrächte! Sehen Sie, liebenswürdige Frau, so wollt' ich meinen Nacken in die Schlinge beugen!“

Er faßte und küßte Thekla's Hand.

„Sie sind ein Schalk!“ lachte sie. „Vor Ihnen muß man sich hüten. Mich wenigstens sollen Sie nicht in die Kur bekommen.“

„Das wär' auch die rechte Schlinge für mein Herz nicht. Ich danke Ihnen!“ lächelte er.

„Haben Sie denn ein Herz, das sich zu hüten hat?“ lachte sie.

Lehfeldt blickte unüberlegt nach Elisabeth, besann sich aber in demselben Augenblick und sagte:

„Ist es nicht eine böse Frau, — Ihre Schwägerin, Fräulein Elisabeth? Zweifelt am Herzen eines Arztes!“

## 10.

Die artigen Neckereien mit einer schönen Frau hinterließen bei Lehfeldt doch eine nachdenkliche Stimmung.

Menschen von Geist und sittlichem Ernste gehen auch an dem kleinsten Begegniß im Leben nicht leicht vorüber, ohne es auf seine etwanige Bedeutung für ihr Thun und Lassen in Betracht zu nehmen. Und läßt es sich für ihre Bestrebungen verwerthen, so ergreifen sie es, als ihnen vorbestimmt. Denn einer unberechenbaren Zukunft gegenüber gewinnt auch das Zufällige die Bedeutung einer Ziffer.

So erschien auch jetzt unserm jungen Fremdling etwas Verhängnißvolles im Spiele bei seinem Erlebniß am Tage der Parlamentseröffnung. Er war in der Stunde und im Gewühl eines allzujugendlichen Parteikampfes von der Politik, die ihn hierher gelockt hatte, plötzlich auf seinen ärztlichen Beruf hingewiesen worden. Von dieser Ansicht oder vielmehr Empfindung aus be-

trachtete er jetzt die Bewegungen des Vorparlaments. Hier, im Zusammentreffen so vieler, zum Theil berühmter und bedeutender Männer vernahm er ganz andere Stimmen aus Deutschland, als er vorher aus dem nachbarlichen Baden gehört hatte. In diesem schmalen Grenzlande schienen die liberalen, über den Rhein herüber etwas französisch angehauchten Männer das breite und schwere übrige Deutschland viel zu wenig zu kennen oder zu beachten. Sie waren gekommen — mit der Republik in der Tasche, wie sie glaubten. Lehfeldt wußte, wie viel und wie zuversichtlich sie in ihren Versammlungen die Republik zurechtgesprochen hatten, und hörte nun so viel tiefere und geistvollere Stimmen aus den andern Provinzen, die an der Monarchie hielten. Wie unzulänglich erschienen ihm nun die Sprecher aus seinem Nachbarlande!

Lehfeldt, gründlich in Bildung und Gesinnung, war ursprünglich schon mehr von Zweifeln als von Erwartung zu seiner politischen Pilgerfahrt getrieben worden. Jetzt, mit lebhafter Theilnahme an den Kämpfen der vier Vorparlamentstage, fand er sich mehr und mehr von der Majorität mit fortgezogen, die durch Mäßigung und Treue das Ansehen und Ziel des Parlaments durchsetzte, und allen Versuchen für den Umsturz und eine provisorische Regierung obsiegte. Und so schloß er sich, Arm in Arm mit seinem Freunde Dahlen, den Männern

an, die zu einem dem Einzug in die Paulskirche ähnlichen feierlichen Auszug am heitern Nachmittage des 3. April paarweise die Paulskirche verließen, und unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen, unter dem Zujauchzen der freien Stadt, die doch keine deutsche Republik wollte, und dem Zuwehen der tausend dreifarbigen Fahnen, die ein neues deutsches Reich bedeuteten, um die Kirche wallfahrteten, und sich in die Straßen verloren.

Voll von dem Frühlingswehen des Jahres und der deutschen Hoffnungen trennte sich Lehfeldt, mit Verabredung für den abendlichen Fackelzug, von seinem Freunde, um vorher nach seiner Patientin zu sehen. Auf dem Wege dahin sprach er zu sich selbst:

„So bist Du also nun vollends von der Politik an Deine Chirurgie verwiesen? Von diesen Kämpfen um ein einiges Deutschland gehst Du zum Verband einer Mädchenschulter über? Ach wie bald werden diese kleinen Wunden mit zarten Närbchen geheilt sein, und Du selbst — — was bleibt Dir alsdann? — —“

„Die Politik, ein Herz zu rühren,
Der sanfte Lieberobrungskrieg.“

Diese Verse eines Rückert'schen Gedichtes, das er diesen Morgen bei seinem Freunde Dahlen gelesen hatte, flüsterten wie neckisch in seinem Innern. Er blieb betroffen wie von einem Lichtstrahle geblendet stehen. Sein

Herz klopfte wie eines erschrockenen Mädchens. Dann sah er sich verlegen nach den Vorübergehenden um, und eilte lachend weiter. Doch trat er diesmal nicht mit der gewohnten Unbefangenheit in das Krankenzimmer, wo er Elisabeth neben der Mutter auf dem Sopha fand. Beide waren noch von dem Läuten und Schießen gerührt, von den Klängen, die sich in der kleinen Entfernung noch feierlicher, als im Gewühle der Stadt ausgenommen hatten.

Lehfeldt erzählte vom Auszuge des Parlaments, — etwas überspannt, weil er seine ungestümen Empfindungen durch die Lebhaftigkeit seines Vortrages zu überbieten suchte.

Frau Sabine, die ihm mit wohlgefälligen Blicken zuhörte, versetzte, als er schwieg:

„Sie sind so bewegt, lieber Doktor: Sie wollen uns doch nicht etwa — Lebewohl sagen?"

Elisabeth, um ihre Rührung zu verbergen, hatte sich inzwischen auf einem Stuhle am Fenster, im Abglanze des Abendhimmels, niedergelassen und das leichte Tuch auf der Schulter gelüpft.

„Lebewohl?" erwiederte Lehfeldt, indem er zu seiner Patientin trat. „Meinen Sie, weil das Parlament geschlossen ist? Dort war ich ja nicht mit thätig, und habe hier noch meine wirkliche Aufgabe zu lösen. Die Politik — —."

Er schwieg einige Augenblicke, weil ihm die Herzenspolitik wieder einfiel. Dann fuhr er, nachdem er den Verband abgenommen, fort:

„Die Wunden schließen sich zwar auch, und sind in der schönsten Heilung begriffen, so daß leider! — Ich sage leider!" lächelte er nach der Mutter hin, „und muß sagen: Gottlob! der Doktor auch hier bald entbehrlich sein wird. Ich sage Gottlob in Ihrem Sinne, Fräulein. Doch hoffe ich als Freund noch eine Weile Ihnen nahe zu bleiben. Ich meine als Freund des Herrn von Dahlen, der mich noch eine Weile auf seinem Gute festhalten will. Eben läßt er meine Sachen aus dem Gasthofe dahin bringen. Der Frühling verspricht so viel, ich habe so viel liebenswürdige Menschen hier gefunden, das Leben in dieser schönen Stadt ist so reich, so schwungvoll: soll ich mich da nicht halten lassen?"

Er richtete diese Frage an Elisabeth: doch — „Das ist ja prächtig!" antwortete die Mutter mit freundlichen Blicken. „Ich hoffe, lieber Freund, — so lassen Sie auch mich sagen! — Sie zählen uns — wenn auch nicht zu den liebenswürdigen Menschen hier, doch zu denen, die Sie lieb haben und Ihnen den herzlichsten Dank schuldig sind." —

Im Stillen war es der reizbaren Frau gerade nicht angenehm, daß Lehfeldt zu Dahlen zog. Sie trug dem

Nachbar noch Manches von ihrem alten Verdruß nach. Um so mehr suchte sie von nun an ihr bisher etwas kaltes Benehmen gegen das junge Ehepaar zu verbessern. Sie konnte Beide nun doch bei den Einladungen ihres Gastes und den Lustpartien, die sie nach der Herstellung der Tochter unternahm, nicht übergehen, und bemühte sich, um Lehfeldt's willen, bei seinen Wirthen in guter Meinung und Nachrede zu stehen.

Bei solcher Beflissenheit um Dahlen und seine Frau, bei dieser jugendlichen Zuthulichkeit der Mutter gegen Lehfeldt, fiel es der leidvollen Elisabeth kaum mehr auf, daß zu den Abenden oder Mittagen, die bei ihrer Mutter gegeben — und zu den Besuchen, die auf dem nachbarlichen Gute gemacht wurden, nie der alte Hausfreund, der Maler Ilgen, eingeladen war. Einigemal, wo er aus eigenem Antrieb kam, fand er sich abgewiesen, und ließ es sich, wie es schien, zum Winke dienen, gänzlich wegzubleiben. Das frühere Künstlerkränzchen hatte schon seit den Märzbewegungen aufgehört. — —

Eines schönen Aprilabends, gegen Ende des Monats, hatte Frau Martens mit ihrer Tochter Besuch bei Dahlen gemacht, und kehrte, von ihnen begleitet, zurück. Lehfeldt zwischen Fritze und Elisabeth wandelte voraus, Dahlen begleitete Frau Sabine. Es waren dem Doktor Vorschläge gemacht worden, sich in Frankfurt niederzulassen, wo man ihm eine gute Praxis in Aussicht stellte.

Dahlen erklärte aber, daß sein Freund sich nicht dazu entschließen könne, sondern nach Basel zurückkehren wolle.

„Das gefällt mir von ihm!“ rief Frau Sabine, — „es entspricht seinem Charakter, so leid es mir auch thut, daß wir ihn verlieren sollen. Ich habe noch kaum einen Mann kennen gelernt, zu dem man so rasch ein gutes Vertrauen faßt, wie diesen Lehfeldt. Ich hatte freilich schon auf Ihre Erzählung von seiner Begegnung mit Ihnen auf dem Rigi, die beste Meinung voraus, und er lag mir seitdem immer im Sinn — der Rigi, meine ich. Wir dachten nämlich auch im vorigen Sommer eine Fahrt dahin zu machen, wurden aber in Baden-Baden festgehalten, bis es zu spät war. Ich habe von jeher eine Vorliebe für die Schweiz gehabt, und hege längst einen gar lieben Gedanken. Meine Söhne hatten — ich sage Ihnen das im engsten Vertrauen — hatten die Absicht, ihre Schwester, meine Betty, mit einem verdienten Geschäftsmanne verbunden zu sehen. Käme die Sache noch zu Stande, so würde ich mein Gartenhaus dem jungen Paare gern überlassen, um einen Sommer in der Schweiz zu verleben.“ —

Sie waren am Gartenhause angekommen und mußten sich trennen. Am Rückwege nach dem Gute fiel Dahlen's nachdenkliches Schweigen auf, und seine Frau, an Lehfehlt's Arme, fragte ängstlich, was er habe, ob er unwohl sei?

Diese unrichtige Besorgniß und sein eigenes Herz drängten ihn, sich auszusprechen. — Indem er dies aber that, verrieth er nur, daß er auch jetzt wieder die eigentlichen Hintergedanken der Frau Martens in seiner Ehrlichkeit nicht errathen hatte. — „Nein, lieb' Fritzchen," sagte er, „es ist nichts von Dem was Du um mich besorgst: dennoch geht es Dich wie mich an. Unser schönster, heimlichster Traum wird uns bedroht. Soll ich aber reden, so muß ich unsern Freund erst in ein Gardinengeheimniß einweihen. Wir haben Ihnen nämlich, lieber Lehfeldt, eine Frau zugedacht. Aus dem schönen und reichen Frankfurt muß man Etwas mit nach Hause bringen, und vom Vorparlament dürfen Sie nicht leer ausgehen, nicht ohne ein liebes — „Souvenir." Ueberdies wollte meine Fritze bemerkt haben, daß Sie auch schon eines im Auge hätten. Sie haben sich in den letzten Tagen über Elisabeth mit einer Einsicht und Wärme ausgesprochen, die uns an Ihrem Herzensblick und Herzenswunsche keinen Zweifel ließen. Wie hat uns diese Entdeckung gefreut, bester Lehfeldt! Aber wir wollten Ihre Einigkeit mit sich selbst, und Ihre Mittheilung gegen uns abwarten. Da entdeckt mir nun die Mutter einen Plan ihrer Söhne, die Schwester an einen Geschäftsmann zu verheirathen. Wir kennen ihn auch: es ist der Buchhalter des Geschäftes, Oelrichs; man hat schon

früher einmal von diesem Vorhaben gemunkelt, und es scheint nun auf's Neue betrieben zu werden."

„Sie sind betroffen, lieber Lehfeldt," fiel die junge Frau ein. „Beruhigen Sie sich! Elisabeth war früher gegen diese Heirath, und wird sich jetzt nicht mit einem Ja übereilen. Wird aber, wie es scheint, die Sache jetzt wieder betrieben: so müssen wir unsern Vortheil davon ziehen. Sie müssen desto rascher einig mit sich werden, sich gegen Elisabeth erklären, und ihr aus der Bedrängniß der Brüder helfen."

„Sie gute, liebe Frau!" lächelte Lehfeldt. „Bin ich denn aber auch der rechte Helfer, und ist denn mein guter Wille auch der entscheidende Wille?"

„Doktor, Doktor!" rief Fritze nicht ohne Erröthen. — „es sollte mich Wunder nehmen, wenn Sie über die kranke Schulter nicht in's Herz geschlüpft wären!"

Doch erschrocken vor ihren Worten, warf sich die schöne junge Frau kichernd an ihres Mannes Brust.

Die Freunde lachten, und Fritze, immer noch die alte, leicht Uebereilte, fuhr in ihrer lebhaften Weise heraus:

„Ich bitte mir aus, daß Ihr nicht denkt, das wäre ein Muthwille von mir. Nein, lieber Doktor, ich beziehe mich auf Das, was Sie selbst von Elisabeth's zarter Empfindungsweise beobachtet haben, und sage Ihnen nur so viel: Gehen Sie zu ihr, wenn sie allein zu Hause ist,

sprechen Sie von Ihrer nahen Abreise, und den Eindruck, den es auf Elisabeth macht, lassen Sie sich zum Wegweiser dienen!“

„Wenn nur die Mutter nicht wäre!“ versetzte halblaut und mit bedeutendem Ausdrucke der Doktor.

„Ich glaube nicht,“ fiel Dahlen ein, „daß Ihnen Frau Martens abgeneigt ist.“

„Meinen Sie?“ versetzte Lehfeldt mit ironischem Lächeln und Kopfschütteln. „Aber, — lassen wir das: Sagen Sie mir lieber, beste Frau, wann träfe ich denn wohl Elisabethen allein zu Hause?“

„Just morgen, Doktor!“ flüsterte sie. „Bei ihrem Bruder Anton ist wegen des Geburtstages seiner Frau großer Mittag, und Frau Martens geht allein hin, weil sich Elisabeth noch zu keinem Putze verstehen will. Also nach vier Uhr, lieber Doktor. Sehen Sie, auch diese Gelegenheit ist günstig! Alles kommt Ihnen entgegen, aber Alles — drängt auch.“

## 11.

Lehfeldt war kein schwärmerischer Jüngling mehr: doch stören wohl prüfende Gedanken der Seele nicht weniger, als lockende Phantasiebilder, den Schlaf einer Frühlingsnacht. Nur daß jene einen auf Alles gefaßten Entschluß — diese leicht nur gaukelnde Täuschungen dem entscheidenden Tag entgegen bringen.

Diesen Tag verlebte der Doktor, seines Vorhabens schweigsam, in herzlichem Verkehr mit dem befreundeten jungen Paare. Erst als er gegen Abend seinen ernsten Besuch bei Elisabeth antrat, sagte er:

„Meine Sachen stehen oben gepackt: wenn ich ohne Elisabeth komme, so reise ich mit dem Abendzuge noch gen Heidelberg, und Ihr Lieben bringt dann morgen der Dame Martens mein Lebewohl.“ — —

Die Dienerschaft im Gartenhause dieser Dame war gewohnt, ihn als Arzt ohne Anmeldung gewähren zu lassen. Er nahm die hintere Treppe zu Elisabeth's Zim-

mern. Schon auf den obern Stufen hörte er Accorde auf einer Harfe. Er wußte durch Dahlen, daß Elisabeth dies Instrument spielte und liebte; ihres leidenden Armes halber konnte aber noch nie die Rede davon sein, sie zu einer Probe aufzufordern. Vielleicht war es eben ihr erster Versuch.

Der Thür gegenüber blieb er stehen. Schon die Aufeinanderfolge der prüfend gegriffenen Accorde hatte ihn bewegt; jetzt aber, beim Vorspiel zu einem Liede, fühlte er sich wunderbar ergriffen, noch mehr, als eine nicht eben starke, aber eigenthümliche seelenvolle Stimme mit den Worten einfiel:

„Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht!"

Lehfeldt wendete sich leise wieder dem Gang nach der Treppe zu. Er konnte sich nicht entschließen anzuklopfen, einzutreten. Scheute er sich die Sängerin jetzt in ihrer Stimmung zu stören? Oder schämte er sich der Thränen, die ihm ungewohnter Weise in's Auge traten? Oder schreckten ihn die Worte des Liedes als seinem Herzensanliegen von trostloser Vorbedeutung: „Heiß' mich nicht reden?" — —

Die Liebe glaubt an Zeichen, wie an Wunder; denn

das Wesen der Liebe ist so unbegreiflich wie allmächtig, und nur der Nichtliebende nennt es Aberglauben.

Erst unten im Hofe, mit einem Blick in's junge Grün des Gartens, besann sich Lehfeldt wieder, und blieb unschlüssig stehen. Eine Dienerin, die von dort her kam, rief überlaut: „Sie wollen zum Fräulein, Herr Doktor? Gehen Sie nur hinauf, Fräulein Martens sind zu Hause!"

Gleich war die Harfe verstummt, und aus dem off'nen Fenster rief Elisabeth:

„Ach, Herr Lehfeldt? Kommen Sie doch herauf!"

Er eilte hinauf und mußte oben einen Augenblick stehen bleiben, den Athem abzuwarten, den er überholt hatte.

„Ich war schon an Ihrer Thür gewesen, als Sie mich riefen, sagte er mit etwas befangenem Lächeln; aber Ihre Harfe und Ihre Stimme klangen so — — aus einer Andacht des Herzens heraus, daß ich mit meiner Erscheinung fürchtete —. Die Harfe ist ja ohnehin auch Ihr Geheimniß?"

„Mein Geheimniß?" wiederholte sie, und sah ihn groß und lächelnd an. „Sie haben sie doch gewiß schon stehen sehen?"

„Nicht was man sieht ist das Geheimniß, sondern was darin lebt und webt," erwiederte er.

Sie erröthete und schlug die Augen nieder. Die Bemerkung war für sie doppelsinnig. Sie wußte nicht, ob

er blos die Harfe meine oder ob sie selbst damit gemeint sei. Lehfeldt sprach weiter:

„Das Herz hat seine Geheimnisse, Elisabeth, und wenn es, im Vertrauen auf seine selige Einsamkeit, die Saiten der Harfe zur Sprache nimmt, so ist das nicht für Jedermann. Doch diese Selbstbescheidung war es nicht allein, was mich zurück hielt, theuerste Elisabeth. Nein, ich kam nicht zufällig, und darum erschien mir Ihr Lied bedeutsam, bezüglich. O! auch ein Arzt kann abergläubig sein, sehen Sie! Ich kam nämlich, Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Ach Gott — Sie wollten schon —?"

Ihr bebender Mund verstummte.

„Lebewohl zu sagen," fuhr er fort, „und da fielen mir die Worte Ihres Liedes schwer auf's Herz. Denn ich hatte noch eine Frage an Sie, Elisabeth, und Sie sangen: „Heiß' mich nicht reden!" Und ich wollte doch Antwort haben. „Heiß' mich schweigen!" sangen Sie!"

Sie stand niederblickend, blaß und bebend, und suchte die zitternden Finger mit einem Band ihrer kleinen Hausschürze zu beschäftigen. Lehfeldt schwieg ein paar Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Ich will denn lieber nicht fragen, sondern Ihnen ganz einfach sagen, — kurz, einfach, — aber wahr, innig, ewig: Ich liebe Sie, Elisabeth!"

Ein Ton frohen Aufathmens bebte von ihren Lippen.

Sie hob ihr feucht glänzendes Auge groß und gläubig zu ihm auf. Er reichte seine beiden flachen Hände hin, sie schlug die ihrigen hinein, und mit den geflüsterten Worten: „Ich wußte es, Lehfeldt!“ sank sie an seine Brust.

„Wußten es? Oh!“ rief er bänglich. — „Und ist das Lied die Antwort?“

„Ja, Lehfeldt,“ rief sie „ja!“

„Oh!“ seufzte er, und ließ Elisabeth los aus seinen Armen.

Sie faltete die Hände, vor ihre Brust gedrückt, und mit allem Ausdruck ihrer Seele in Blick und Ton sagte sie halb singend in der Melodie des Liedes: „Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen!“

„O meine Elisabeth!“ rief er.

„Mein Lehfeldt! Leopold!“

— — — — — — — — — — —

„Und willst nun doch fort?“ fragte Elisabeth nach der Stille ihres besiegelten Bundes.

„Nein, mein Herz!“ rief er fröhlich. „Meine Sachen will ich wieder auspacken. — Ich komme mit Elisabeth zurück, so hab' ich drüben hinterlassen, oder ich reise mit dem Abendzuge gen Heidelberg.“

„Ja, nun kommst Du mit Elisabeth, und Elisabeth kommt mit Dir. — — Aber, — wie wundersam! Ich konnte eben nicht Ich sagen, Leopold! Ich mußte meinen Namen nennen: Elisabeth kommt mir Dir! Gerade wie's

die Kinder machen. Nicht wahr, ich bin nun auch kein Ich mehr, ich bin Du?"

„Ja wohl, Elisabeth! Du bist jetzt der Doktor und ich bin der Patient!"

Beide lachten wie die Kinder. Dann aber sagte Elisabeth sehr ernst:

„Doch laß uns denn gleich hinüber zu den Freunden gehen, ehe die Mutter zurückkehrt."

Sie nahm Hut und Shawl, Lehfeldt half ihr. — Auf dem Gange hinab wehrte sie ihm aber, sie zu führen. Flüsternd und mit warnendem Finger sagte sie: „Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht!"

Unterwegs nach dem Gute besprachen Beide das wunderbare Ahnen der Liebe, durch welches der Arzt Elisabethen in ihrem Leiden — sie ihn unter seinem Handeln erkannt und liebgewonnen. Ihm waren ihre zartesten Empfindungen, ihr seine edle Gesinnung kein Geheimniß geblieben, Beide hatten nun erfahren, daß auch das alltäglichste, untergeordnetste Thun und Lassen von der Liebe in Besitz genommen, eine Sprache und eine Weihe für's Leben werden könne. — —

Von den Freunden auf dem Gute wurden sie auf einem Hügel des Gartens mit Fernblick erwartet. Ihr gemeinsames Herankommen war denselben eine Verkündigung ihres Herzensbundes. Und mit welch inniger Umarmung wurden die Angekommenen empfangen! — —

Das Nächste blieb nun die Bewerbung Lehfeldt's bei der Mutter. Er und Elisabeth waren auf Widerspruch gefaßt, und heimlich vielleicht auch über die Stimmung einverstanden, in welcher Frau Martens von Lehfeldt's Bewerbung überrascht würde. Elisabeth aber schwieg darüber in Beschämung um die Mutter, Lehfeldt aus zartester Schonung der Geliebten und in Verlegenheit um sich selbst.

Fritz Dahlen und seine Fritze hatten keine Ahnung davon, und brachten es durch ihre Zuversicht auf eine freudige Aufnahme Lehfeldt's bei der Mutter und durch ihren ermunternden Zuspruch zu einer peinigenden Verlegenheit für das schweigsame Paar.

Erst auf dem Rückwege, als Lehfeldt vor dem Gartenhause von Elisabeth schied, drückte sie ihm die Hand mit den ersten Worten:

„Ich werde mit der Mutter reden — mit allem Muthe des Herzens; ich werde ihr auch die — Respektstage zur Anerkennung unseres Bundes gönnen. Vielleicht findet sie sich von selbst über ihren Widerspruch zurecht. Es sollte mir Leid thun, wenn ich anders als mit der Pietät der Tochter reden und handeln müßte. Ich schreibe Dir gleich morgen früh. Mache Dir aber keinen Kummer um meinen Kampf! Du bist ja ein Mann, Leopold, und ich — bin Du!"

## 12.

Frau Martens war inzwischen nach Hause gekommen und hatte von dem Mädchen vernommen, daß Doktor Lehfeldt da gewesen und mit dem Fräulein nach Bockenheim gewandelt sei.

Röschen war ein schlaues Zöfchen; die niedliche Kleine hatte sich gewöhnt, hinter den umständlichen Fragen der Herrin beim Aus- und Umkleiden versteckte Absichten zu vermuthen, und berichtete daher gern mit unschuldiger Miene sehr genau und wie sie glaubte, daß es der Frau gefallen könnte. So legte sie heute einen besondern Nachdruck auf die Verlegenheit, wie der Herr Doktor gekommen, lang im Hofe gestanden, und wie zerstreut und unruhig er auch wieder fortgegangen sei. — „Wahrscheinlich war's ihm nicht recht, daß er Frau Martens nicht zu Hause fand," setzte sie hinzu, und verbiß ein Lächeln.

Hierauf bezog sich wahrscheinlich die Frage der Mut-

ter, als Elisabeth sie begrüßt hatte: „Lehfeldt hat uns besuchen wollen? Hat er vielleicht ein Anliegen an mich gehabt?"

„Er hat Nichts davon gesagt, liebe Mutter," antwortete Elisabeth zögernd und in Ueberlegung, wie sie ihre Sache rasch anknüpfen könnte. In ihrer Besorgniß wollte sie nicht lange hinterm Berge halten.

„Es wäre möglich," sagte Frau Sabine, „daß er in Geldverlegenheit —. Wir sind eben noch in seiner Schuld, und ich muß darauf denken, mich recht dankbar zu zeigen."

„Ja, beste Mutter," fiel Elisabeth etwas bebend ein, „das kannst Du jetzt am besten. Lehfeldt hat einen innigen Wunsch." —

„Hat er? Woher weißt Du denn, — wenn er doch Nichts gesagt hat?"

„Ich meinte, von einem Anliegen an Dich hat er Nichts gesagt. Und doch, — es ist wahr! — Sein eigentliches Anliegen ist doch an Dich. Er will Dich — um meine Hand bitten."

Die Mutter fuhr betroffen zurück. — „Um Deine Hand?" fragte sie heftig, „um Deine?"

„Nun ja!" antwortete Elisabeth. „Er kam — und hat mir seine Liebe gestanden, — ich durfte ihm die meinige bekennen. Wir sind einig, und er will morgen zu Dir kommen, und — ich wollte Dich gern darauf

vorbereiten, und — nicht wahr, es überrascht Dich auch?"

Die Mutter war rasch aufgestanden. Sie schien ganz verstört und es der Tochter zu verbergen bemüht. Sie trat vor den Spiegel und machte sich an ihren Bändern und Spitzen zu thun, wischte mit dem gestickten Schnupftuche den feinen Staub von der Stirn, und bediente sich des Riechfläschchens auf dem Spiegelpfeiler. Endlich sagte sie mit einer Ruhe, die doch im Tone sehr unsicher war:

„Dort, siehst Du, liegt ein Brief meiner Schwester in Crefeld, vorhin angekommen. In acht Tagen soll die Trauung ihrer Pauline stattfinden, und sie erwartet uns nach früherer Zusage. Ich denke, liebe Betty, es wird unter den Umständen gut sein, wir reisen gleich morgen, und lassen den — guten Lehfeldt zur Besinnung kommen. Ich schicke ihm morgen früh zwanzig Louisd'or mit ein paar freundlichen Zeilen des Dankes, und er wird dann wissen, woran er ist."

Die Bemühung, mit der die Mutter nach Fassung rang, kam der Tochter gewissermaßen zu gut. Sie versetzte mit treffendem Nachdrucke:

„Wenn Lehfeldt's Bewerbung Deine eigne Angelegenheit wäre, Mutter, so würde es mich freuen, daß Du Dich über den unvermutheten Antrag so leicht hinauszusetzen weißt. Ueber eine Lebensfrage Deiner Tochter

wirst Du aber doch mit einem Brief aus Crefeld und einem schnell gepackten Koffer so leicht nicht hinauskommen. Du wirst es der Mühe werth halten müssen, mir Deine Meinung zu sagen, und wenn Dein Ausweichen so viel als Nein bedeuten soll, so wirst Du eine mündige Tochter Deiner Gründe für würdig halten. Du hast Dich früher um meine Verheirathung gegen meine Neigung so sehr bemüht: Deine jetzige Abneigung kann daher nur dem Manne gelten, der sich um mich bewirbt, und — den ich liebe. Du hast ja aber Lehfeldten um seiner ausgezeichneten Persönlichkeit willen so begünstigt. Und wenn Dich sein mannhaftes Aussehen und sein Benehmen auf's Lebhafteste ansprach, so gabst Du mir dazu auch noch seine vorzüglichen innern Gaben zu. Ich konnte, gerade um Deiner Schätzung willen, stolz darauf sein, daß er sich mir zuneigte. Dein beeifertes Benehmen gegen ihn läßt ihn gewiß auch keine abschlägige Antwort auf seine Bewerbung erwarten, am wenigsten eine in baarem Gelde."

„Du legst einen sehr unverständigen Nachdruck auf mein freundliches Betragen gegen diesen uns fremden Menschen, mein Kind," erwiederte etwas aufgeregt die Mutter. „Meinst Du denn, ich hätte seine Absichten auf Dich nicht lange durchblickt, ich hätte mir Illusionen über sein lächelndes Hin- und Herblicken zwischen Dir und mir gemacht? Dann kennst Du Deine Mutter nicht, Betty."

Elisabeth, mit kaum verhaltenem Unwillen, antwortete: „O ja, Mutter! Ich müßte nicht über zwanzig Jahre mit Dir gelebt haben, wenn ich nicht wissen sollte, daß Du immer gegen die Illusionen protestirst, die Du Dir eben gemacht hast, daß Du wirklich eine rechte Diplomatin bist, und die Sprache für das Mittel ansiehst, die Gedanken des Herzens zu verschweigen.“

„Betty!“ rief zürnend Frau Sabine. „Nur schicklich gesprochen — bitt' ich mir aus. Ich stehe noch als Deine Mutter vor Dir. Da Du Dich aber auf Deine Mündigkeit berufst, so will ich Dir auch meine Gründe, die Gründe meines Herzens, nicht verschweigen. Lehfeldt ist allerdings ein ausgezeichneter Mann, und ich könnte mir eine Frau denken, die, ganz selbständig an ihrem Platz im Leben, sich erlauben dürfte, ihm blos um seiner Persönlichkeit willen ihre Hand zu geben. Das kann aber die Tochter von Robert Anton Martens nicht, die auch auf die Herkunft und Stellung eines Bewerbers und vor allem auf die Ehrbarkeit seiner Absichten zu sehen hat. Gerade die einnehmende Persönlichkeit des Mannes hat Dich verblendet, und Du fühlst Dich durch Deine frühere Täuschung geschmeichelt, daher muß hier Deine schärfer blickende Mutter eintreten. Doch wäre ich vielleicht noch nachgebender gewesen, hätte mich nicht heute nach Tische Thekla über Lehfeldt aufgeklärt. Du wirst Dich erinnern, wie er am Abende der Illumination,

während ich fort war, mit Thekla an Deinem Bette gesessen. Damals, wahrscheinlich in seinen Absichten noch nicht einig mit sich, hat er selbst von sich erzählt, daß er zu Hause noch keine Kranken gehabt, und ausgewandert sei, um in der Fremde Patienten zu suchen, daß er dort in einem elenden Gartenhäuschen eine unglückliche Mutter zurückgelassen habe, und daß er von keinem Vater anerkannt worden sei. Er hat sogar die Unverschämtheit gehabt, in Deinem Beisein unserer Thekla die Hand dafür zu küssen, daß sie ihm eine reiche Frau verschaffen wolle, die er mit in die Schweiz nehmen könnte. Und einem solchen Manne soll ich nun meine Tochter geben? Nimmermehr! Im Gegentheil, ich werde mit Robert reden, daß der Glücksritter zeitig von hier ausgewiesen werde."

Elisabeth, auf's Innerste empört, war aufgestanden. Sie wollte reden, aber indem sie sich zu mäßigen suchte, fand sie plötzlich die Fassung, mehr mit Wärme als mit Unwillen zu antworten:

„Da hast Du wieder einmal ein Pröbchen von der unglückseligen Phantasie unserer — Thekla. Daß Du bei ihren Mittheilungen nicht an die verkehrten Geschichten gedacht hast, die Dir selbst ihre verwünschte poetische Erfindung schon oft genug gespielt hat, wundert mich sehr. Vielleicht hat sie gar nur Dich mit Deiner Gunst für Lehfeldt necken wollen. — Ich kann Dir mit wenigen

Worten den Entwurf ihrer Ausschmückung darlegen. Auf ihre zudringlichen Fragen erzählte Lehfeldt, daß er seinen frühverstorbenen Vater nie gekannt, und sich eben in einem artigen Hause mit Garten eingerichtet gehabt habe, um sich als Arzt bekannt zu machen, als ihn die Märzbewegung nach Frankfurt gelockt habe, wo er dann durch wundersame Fügung seine erste Patientin just in der Fremde gefunden habe. Hierauf hat ihm Thekla selbst als Strafe für seinen Freiheitsschwindel eine Frau gewünscht, die er als Fessel mit nach der Schweiz zurücknehmen müsse. Dafür hat ihr dann Lehfeldt, halb aus Artigkeit, halb aus Spott, die Hand geküßt. — Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen, und wahrlich, ich bin auch wenig aufgelegt dazu!"

Sie sah ihre Mutter erwartend an, und als dieselbe schwieg, fuhr sie fort:

„Genug denn, Mutter, für diesen Abend! Ich lasse Dir Zeit, mir morgen früh Dein letztes Wort zu sagen. Ich mache Dir vielleicht eine schlaflose Nacht: ich konnte aber nicht anders und weiß auch aus Erfahrung, daß man gerade in solcher Nacht am ehesten klar über sich selber wird. Ich habe Dir ja eine solche Nacht zu danken. Nur muß man der innern Stimme nachgeben, und sich nicht über sein Herz und seine Erwartungen künstlich selbst täuschen, wie ich es gethan, als ich am andern Morgen Herrn von Dahlen mit einer Bewerbung

erwartete. Dir, liebe Mutter, wird es nicht geschehen. Und so sage ich Dir gut' Nacht, liebe Mutter. Laß mich Dich umarmen, wie in früheren guten Tagen, da wir uns noch besser verstanden, als jetzt."

Sie umarmte und küßte die Mutter; dann rief sie feierlich:

„Ich werde zum Himmel beten, daß er Dir und mir beistehe im Zweifel und Kampf unseres Herzens. O beim ewigen Himmel, — laß uns ja das heilige Verhältniß von Mutter und Tochter nicht brechen!"

— — — — — — — — — — —

Elisabeth kam nicht sobald zur Beruhigung ihres Innern, um einzuschlafen. Sie erwachte daher auch später als gewöhnlich. Sie eilte, in die Kleider zu kommen, und war kaum fertig, als sie zum Frühstück gerufen wurde.

Die Mutter saß schon im Reiseüberrock beim Kaffee, den sie sonst von der Hand der Tochter zu empfangen pflegte. Elisabeth empfand auch diese Eile als einen Zwang, der ihr angethan werde, und so nahm ihre Entschlossenheit rasch den Panzer des Trotzes an. — „Verzeihung," sagte sie, „daß ich es verschlafen habe! Ich bin zu spät eingeschlummert."

„Es ist nicht Das, liebe Betty," erwiederte mit angenommener Unbefangenheit Frau Martens, „sondern die vorhabende Reise. — Ich selbst habe gar nicht ge=

schlafen, und so war mir der frühe Tag zum Packen angenehm. Setze Dich, der Kaffe ist nicht mehr sehr heiß."

„Du willst also wirklich reisen?"

„Ich denke, es ist doch das Beste, Betty, daß wir reisen und Zeit gewinnen für eine so wichtige Angelegenheit, als —"

Sie schlürfte das Uebrige mit einem Schluck aus der Tasse hinab, und Elisabeth fiel ein:

„Diese wichtige Angelegenheit liegt für mich abgeschlossen da. Zum Ueberlegen habe ich keine Zeit mehr nöthig, und verliere sie blos zum Handeln. Du wirst mir also erlauben, nicht mitzureisen."

„Im Gegentheil, mein Kind!" erklärte die Mutter. „Eine mädchenhafte Uebereilung braucht doppelte Zeit, wenn sie wieder gut gemacht werden soll. Ich gebe Dir zu, Betty, daß es in ihrer Art und Weise entstellt ist, was mir Thekla von diesem Lehfeldt erzählt hat. Leider phantasirt sie oft in's Merkwürdige hinein und am liebsten in Dissonanzen. Dennoch kannst auch Du Dich auf Deinem Weg in dem Manne geirrt haben: Du phantasirst freilich lieber in Akkorden, die Deinem Mädchenherzen schmeicheln. Aber ich habe auch eine frühere Aeußerung Deiner Empfindsamkeit bedacht, und komme hier einem sehr merkwürdigen, aber höchst bedenklichen Irrthum gerade Deines liebenswürdigen Herzens auf

die Spur. Und Das hat mich eigentlich zu meiner schnellen Abreise bestimmt; denn solch' ein Irrthum hebt sich nur durch Zeit und Entfernung."

„Und — der wäre?" fragte Elisabeth gespannt.

Die Mutter antwortete nicht ohne Befangenheit:

„In der für ein Mädchen Deiner Gefühlsweise allerdings peinvollen Lage unter Lehfeldt's Behandlung hast Du die — ich möchte sagen, gar abergläubige Empfindung gehabt, einem solchen Manne wie durch eine mysteriöse Vertraulichkeit für immer anzugehören, in seinem Bann zu stehen; „Rapport" nennen es die Magnetiseure. Prüfe Dich aber einmal in der Entfernung von dem Zauberer, ob diese Prüderie, diese Zimperlichkeit Dich nicht zu sehr für ihn bestochen und Dich ihm in Deiner Zuneigung verrathen hat. Ein solcher Aberglaube, hinter welchem sich natürliche Regungen Deines Herzens —"

„Sprich nicht aus, Mutter!" rief, heftig aufstehend, Elisabeth. „O, wie bereue ich, Dir mein Leid, meine Zweifel bekannt zu haben, für die Du kein mütterliches Ohr, in Deinem verwandelten Herzen kein Mutterverständniß hattest. Und nun mißbrauchst Du noch mein heiliges Geheimniß zur Beschönigung Deiner eigenen — — O Gott, o Gott, laß mich nicht vergessen —!"

Sie wandelte händeringend im Zimmer.

„Habe doch den Muth, auszusprechen, was Du

sagen wolltest, meine Tochter!" sprach mit ängstlicher Herausforderung die Mutter.

Eine kurze Stille trat ein, dann sagte mit bekümmerter Fassung Elisabeth:

„Laß uns hier eine Schwenkung machen, Mutter. Dieser Weg führt uns in die Wildniß unbeherrschten Herzens! — — Ich habe Lehfeldten für diesen Morgen eine Antwort zugesagt: soll ich ihm melden, Du behieltest Dir bis zur Rückkehr von einer dringenden Reise Dein Jawort vor? Du siehst, ich komme Dir entgegen, so weit ich kann!"

„Nein, das sollst Du nicht!" antwortete sie hart. „Ich kann ihm kein Jawort in Aussicht stellen. Ich habe ihm diesen Brief da geschrieben, ein sehr anständiges Honorar eingeschlossen und ihm unsere Abreise — begreiflich gemacht. Warum willst Du ihm nicht auch eine Zeit der eigenen Prüfung gönnen, ob er sich nicht übereilt habe, ob seine Neigung für Dich so unbedingt sei, oder ob er sich nicht — unter Umständen — zu einer andern Partie entschließe. Er ist mir bis zuletzt doch noch — sehr zweideutig vorgekommen."

„Ist er, — ist er wirklich — Dir vorgekommen?" rief Betty mit Alles vergessendem Spotte des Unwillens. „Dann — will ich Dir einen Vorschlag thun, der Dich oder ihn rechtfertige?"

„Vorschläge darf man nicht zurückweisen!" lachte

die innerlich sehr aufgeregte Frau mit angenommener Laune.

„Gut, reisen wir morgen!“ fuhr Elisabeth, durch das Reden selbst ihre Heftigkeit steigernd, fort. „Oder, wenn die Entscheidung zu Deiner Zufriedenheit ausfällt, — ich dringe gar nicht auf's Reisen, ich kann alsdann auch bleiben. Lade dann Lehfeldt ein, — auf diesen Morgen. Er hat sich vielleicht nicht eingestanden, nicht eingesehen, daß er — Wahl hat, und seine Liebe zu mir ist ein Irrthum seines Herzens, wie Dir scheint.“

„Möglich, Betty!“ lachte Frau Sabine. „Du wirst die Männer nicht auskennen wollen, mein Kind!“

„Sag' nicht Kind, jetzt nicht!“ rief Elisabeth außer sich. „In diesem Augenblicke stelle ich mich auf den Spruch der Bibel: Der Mensch verläßt Vater und Mutter und folgt seiner Liebe. Laß ihn kommen, den zweideutigen Mann, und er soll sich offen und ehrlich entscheiden, — ob er mich oder — Dich will, Mutter, Dich, Dich!“

Die Hände ringend, stürzte sie fort auf ihr Zimmer. Dort, vor dem Sopha, ihr Gesicht in die Kissen versteckend, sank sie wie erschöpft auf die Knie nieder.

So hatte die heimliche Spannung zwischen Mutter und Tochter ihren entladenden Blitz gefunden und löste sich auf beiden Seiten in Thränen auf. Denn die Leidenschaft der Mutter konnte nicht ohne tiefe Beschämung,

die Selbstüberhebung der Tochter nicht ohne die leidvollste Reue zur Erkenntniß kommen. Elisabeth, in ihrem unbeherrschten Unwillen, hatte sich auf einen Spruch der Bibel berufen, und machte sich jetzt, da sie zur Ueberlegung kam, die lebhaftesten Vorwürfe. — Ja, seufzete sie, Vater und Mutter verläßt man, um dem Manne zu folgen: nicht aber mit Trotz, sondern mit ihrem Segen; der natürlichen und sittlichen Bestimmung des Lebens folgt man mit Hinterlassung Derer, die beides erfüllt haben; aber nicht los reißt man sich vom heiligen Boden der natürlichen und sittlichen Liebe, und hört auf, Tochter zu sein, ehe man noch Gattin wird.

Solche und ähnliche Gedanken, wahre und übertriebene Empfindungen bestürmten Elisabeth's Seele, und die kummervollsten Thränen erneuerten sich immer wieder. Sie vermochte nicht aufzustehen; vielmehr hätte sie sich vor sich selbst verbergen mögen. Ihr Herz forderte sie auf, zur Mutter zurückzukehren und sich ihr bereuend zu Füßen zu werfen: so oft sie sich aber aufrichten wollte, war es ihr, als läge sie von höherer, strafender Hand niedergeworfen, und sie müsse erst büßen, ehe sie Vergebung erwarten dürfe. — Womit aber sollte sie büßen? Mit Verzicht auf Lehfeldt —?

Anders verlief der Sturm im Herzen der Mutter. In ihrem beschämten Stolze lag doch auch ein Moment der Unruhe; sie mußte vor Allem wissen, woher dieser

Argwohn der Tochter rühre, wie weit er verbreitet sei, und die Besorgniß um ihren Ruf, mehr noch als mütterliche Vergebung, trieb sie an, den ersten Schritt zu thun. Doch that sie ihn zögernd, widerstrebend, bis der Gedanke, Betty könnte über einem Brief an Lehfeldt sitzen, ihr die Befriedigung gab, als strafende Mutter aufzutreten.

So öffnete sie leise Betty's Zimmer. Wie sie aber die Tochter vorm Sopha auf den Boden gestreckt erblickte, erschrak sie heftig: ein Unglück der Verzweiflung schien geschehen; sie vergaß ihres Unwillens, ihres Verdachtes, und eilte zu Hülfe. — „Elisabeth!" rief sie bekümmert, und der aus ihrem Mund ungewohnte Name erschütterte die Tochter. Sie wendete sich halb aufgerichtet der Mutter zu und umfaßte mit bebendem Mund und um Vergebung flehenden Thränen ihre Knie.

„Mußte es dahin kommen, mein Kind!" rief Sabine und hob die Tochter auf das Sopha zu ihrer Seite. Lange ruhte Elisabeth still weinend im Arme der Mutter, in deren Brust die augenblicklich vergessene Besorgniß doch bald wieder erwachte. — „Du hast nicht wohl gethan, Betty," sagte sie, „Du hast Dich selbst um eine unwiederbringliche Hoffnung gebracht."

Elisabeth richtete einen großen, fragenden Blick zu ihr auf, und Frau Sabine fuhr fort:

„Der unverzeihliche Verdacht, den Du gegen Deine Mutter ausgesprochen, tritt nun meiner Zustimmung zu Eurer Verbindung entgegen. Ich hätte sie Dir ja nach gewonnener besserer Ueberzeugung nicht versagt. — Nun aber — glaubt Lehfeldt Das von mir, was Du mir

vorhin — ich will annehmen — übereilt, unbesonnen — zu Gehör gebracht hast: so kann ich ihn nimmermehr zum Schwiegersohn annehmen. Oder, wenn Ihr's blos ausgesonnen, verabredet habt, — meinst Du, ich ließe mir auf solche unkindliche Weise ein Jawort abtrotzen?"

„O beste Mutter," erwiederte Elisabeth lebhaft, „was ich auszusprechen gewagt, Irrthum oder Schuld von mir, war das tiefste Geheimniß meiner Brust. Nie ist darüber mit Lehfeldt ein Wort gewechselt worden, und Dahlen's haben keine Ahnung davon. Wir wollen Dir weder trotzen, noch brauchst Du mit Deiner Zustimmung für uns irgend Jemanden zu widerlegen; Du widerlegst nur Dein eigenes Herz. Sieh', beste Mutter, ich will durch meine Schuld gegen Dich das Recht einer Mündigen verwirkt haben: laß mich wieder Deine gehorsame Tochter sein, und Dich um Deine mütterliche Zustimmung kindlich und zu ewiger Dankbarkeit anflehen!"

Sie sank knieend vor der Mutter nieder und küßte ihre Hände.

Von dieser Hingebung gerührt und vielleicht eben so sehr durch die Beruhigung wegen ihrer Schwäche für Lehfeldt erheitert, erwiederte Frau Sabine:

„Gut! Wenn Du es so sehr für Dein Glück hältst —! Ich habe ja nichts Anderes gewollt, Elisabeth, weder als ich Dich für Dahlen zu gewinnen, noch als ich Dich von Lehfeldt abzubringen suchte, — nichts als Dein Glück. Wir dachten nur verschieden über den Einen und den Andern. Nun aber, — was bleibt mir denn übrig, da wir keinen Dritten finden werden, über den Mutter und Tochter einig wären? Indeß — vor Allem verlange

ich Gehorsam! Wir reisen noch heut, wenigstens — da es so spät geworden — bis Mainz, und morgen mit einem frühen Schiffe bis Cöln und Crefeld."

„Nur Eines, beste Mutter! Du schickst kein Geld an Lehfeldt? Gold ist ein großer Vermittler in der Welt, — ein Allerwelts-Unterhändler: nur das Gebiet liebender Herzen darf er nicht betreten, da ist er ein Hochverräther. Nicht wahr, — nein, Du schickst nicht?"

Die Mutter lächelte. „Ich habe Dir nichts zu versprechen," antwortete sie. „Du packst jetzt Deine Sachen, und bis ich Dich rufen lasse, hast Du Harfenzimmerarrest!"

Es lag in der Stimme und Stimmung der Frau Sabine etwas Beruhigendes für Elisabeth, so bänglich auch ihr Herz noch von der durchlebten Stunde nachbebte. Es sah eben in ihrem Gemüth aus, wie nach einem raschen und schweren Wetter in der Natur, da die hervorblickende Sonne auf dem noch nicht abgezogenen Gewölk einen Friedensbogen aufzieht, und ringsumher auf Blättern und Blüthen die Regentropfen perlen.

Mit wehmüthiger Hoffnung suchte sie ihre Sachen zusammen und breitete sie auf dem Sopha und den Stühlen aus. Sie hatte jetzt ihre Buße, — sie wollte gehorchen. Ehe ihr aber noch der Koffer gebracht wurde, erschien die Mutter in der Thür und sagte kurz und eilig:

„Komm' erst einen Augenblick herüber, Betty!"

Ein störender Besuch war zu vermuthen, doch als Elisabeth das Empfangszimmer betrat, stand der willkommenste, stand Lehfeldt vor ihr. Sie ahnte die Absicht der Mutter, die zurückgeblieben war, und stürzte in seine Arme. —

So ist das Herz der Liebenden: es verwirft das Gold, und prunkt doch mit der kleinen Münze der Thränen, die es seine Liebe sich hat kosten lassen. Und so verstand Lehfeldt gleich die nassen Augen, die zu ihm aufblickten.

„Es ist ein wahrer Glücksdoktor,“ sagte die eintretende Mutter; „er ist immer in der Nähe, wo man ihn braucht. Ich schickte ihm — siehst Du, daß ich ihm doch geschickt habe! ich schickte ihm — unsern Caspar nach Bockenheim, aber der Doktor war schon unten in der Allee. Er weiß auch schon, daß wir reisen, Du weißt aber noch nicht, Elisabeth, daß er uns in fünf Tagen nach Crefeld folgt. Vergiß darum nicht, einen Verlobungsanzug mitzunehmen, Betty! Und nun gehen Sie mit ihr hinüber, Lehfeldt, und helfen Sie ihr packen: ich glaube, ihr rechter Arm ist noch ein wenig schwach. Dein Koffer ist drüben.“

Lachend eilten die Glücklichen Arm in Arm nach Elisabeth's Zimmer. —

Aber ach! wie langsam ging's mit dem Packen! Und wie viel lieber waren ihnen die Unterbrechungen, die sie sich erlaubten!



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

König, Heinrich,

Deutsche Familien Novellen aus dem Leben

Bd.: 1

Wiesbaden 1862